Die

Kaukasischen Länder

und

Armenien

in Reiseschilderungen

von

Curzon, K. Koch, Macintosh, Spencer und Wilbraham.

Herausgegeben von

Professor Dr. Karl Koch.



Neue Ausgabe.

Leipzig, 1865.

Verlag von G. Senf's Buchhandlung.

Vorwort.

Zu den interessantesten Ländern Asiens zählen wir in jeglicher Hinsicht den kaukasischen Isthmus und Armenien. Abgesehen davon, daß sie zu den, uns näher liegenden Theilen Asiens gehören, haben sie auch schon seit den ältesten Zeiten und soweit menschliche Geschichte hinaufreicht, eine historische Bedeutung gehabt und bieten in geographischer und naturgeschichtlicher Hinsicht außerdem dem Forscher sehr viel Interessantes dar. Vor dreitausend Jahren herrschte an dem Ostufer des Schwarzen Meeres Gesittung und Cultur; nach Kolchis machte das jugendliche und thatkräftige Griechenland einen seiner ersten Züge. Nicht weniger lebten auf der Ostseite, am Caspischen Meere, sehr frühzeitig Culturvölker; an den ewigen Feuern Baku's hatte Zoroaster's Lehre einen natürlichen Altar. Wenden wir uns nach Süden, wo ein mächtiges Hochland die Quellen des Tigris und Euphrat besitzt, so finden wir dort ein Volk, was seinen Stammbaum bis auf Noah hinaufführt, und eine Gegend, von wo aus, nach unsern heiligen Büchern, der zweite Stammvater noch einmal die Erde bevölkerte. Dort befinden sich der Ararat und der Berg der tausend Seen (Bingöldagh), auf dessen breiten Rücken das Paradies gelegen haben soll.

Heranstürmende Völker aus den Centralländern Asiens jenseit des Kaspi-See, aus dem Skythenlande der Griechen, oder aus dem Turan oder Aniran der Perser, zerstörten allmälig weit nach Westen hin eine Cultur, an deren Brüsten der Occident sich eben erkräftigt hatte

und der Gesittung zugeführt worden war. Aus blühenden Ländern wurden dort Wüsten, aus Culturvölkern verwilderte, der Gesittung völlig entfremdete Menschen.

So steht es jetzt, wo es dem Abendlande obliegt, das, was es vor langer Zeit aus dem Morgenlande empfangen, diesem treulich wiederzugeben. Europäische Gesittung macht sich in der verödeten Wiege der Menschheit geltend und dringt allmälig in die entlegensten Winkel des großen Asiens.

Armenien und der Kaukasus erdröhnen bereits von den Waffen europäischer Krieger; der alte Erzfeind der europäischen Cultur, von derselben willenlos erfaßt, kämpft an Armeniens Grenzen gegen nordische Uebermacht und vermag jetzt nur noch unter dem mächtigen Schutze des Abendlandes zu widerstehen.

Es war keine leichte Aufgabe, eine nähere Beschreibung von Ländern zu geben, die so lange sich den Forschungen der Europäer entzogen hatten und wo es selbst heutzutage sogar noch Gegenden giebt, die keines gebildeten Europäers Fuß je betreten. Die Schwierigkeit wurde um so größer, als wir gerade aus der allerneuesten Zeit keine Reiseberichte von Werth besitzen und das, was in dieser Hinsicht geschrieben ist, leider gar zu oft den Stempel der Parteilichkeit trägt. Die neueste Zeit hat aber in jenen Gegenden auch so Manches geändert, was nur Jemand, der sich seit längerer Zeit mit den Verhältnissen des Orients vertraut gemacht hat, leicht herauszufinden und klar wieder zu geben vermochte. Aus dieser Ursache habe ich gern dem Wunsche des Verlegers entsprochen und aus der vorhandenen Reiseliteratur das Zweckmäßigste herausgewählt, dies unter meiner Aufsicht übersetzen lassen und dann zu einem Ganzen verbunden. Wo das Material fehlte, sind die Lücken von mir selbst ausgefüllt worden. Auf diese Weise ist das vorliegende Buch entstanden, was ein ziemlich vollständiges Bild von dem asiatischen Kriegsschauplatze gewähren wird, obwohl ich die Nachsicht der Leser mehr in Anspruch zu nehmen habe, als es dem Bearbeiter des früher erschienenen europäischen Kriegstheaters nöthig war. Für dieses lagen so gediegene Berichte aus der allerneuesten Zeit vor, daß eine in jeglicher Hinsicht allen Anforderungen entsprechende Sammlung entstehen konnte.

Ich habe mich bei der Uebersetzung auf deutschen und unparteiischen Standpunkt gestellt und deshalb mir auch erlaubt, da, wo ich es für nothwendig hielt, sowohl im Texte Aenderungen vorzunehmen, als auch in Form von Anmerkungen Zusätze zu machen. Ich konnte mich einigermaßen dazu berechtigt fühlen, da ich die Länder und Gegenden, von denen hier die Rede ist, selbst durchreist bin und zwar als Naturforscher, der sich nicht nur auf den leicht zugänglichen Straßen aufgehalten hat, sondern auch seines Studiums halber schon gezwungen war, schwierigere Gegenden aufzusuchen und Alles genauer zu beobachten.

Bei der Entwerfung des Planes zu dem vorliegenden Buche lag es mir daran, hauptsächlich die Gegenden, die in der neuesten Zeit vielfach genannt wurden oder eine Wichtigkeit für die jetzigen Begebenheiten besitzen, durch Reiseskizzen zu erläutern und sie so zur bessern Kenntniß zu bringen. Man wird deshalb nicht leicht eine Gegend und selbst nur einen Ort finden, der in der neuesten Zeit genannt wäre, und nicht in vorliegendem Buche eine Beschreibung erhalten hätte. Ich hielt es ferner für gut, die einzelnen Berichte so aneinander zu knüpfen, daß der Faden der Erzählung nie abgebrochen wurde und der Anfang des einen, sich genau an das Ende des anderen anschloß. Dadurch ist scheinbar nur eine einzige Reisebeschreibung entstanden.

Sie beginnt mit einem Auszuge aus Spencer's Reise, der uns die jetzt vielfach besprochene tscherkessische Küste veranschaulicht, und führt dann nach eigenem Berichte des Unterzeichneten über Redut-Kaleh, Poti und Bathum nach Trebisond. Es folgt ein Abschnitt aus Curzon's Reisewerke, der mit der wichtigen Handelsstraße nach Erserum bekannt macht. Da die armenischen Kurden, die an den Grenzen der Türkei und Persiens wohnen, in allen Kriegen ebengenannter Länder und dieser mit Rußland stets eine Bedeutung hatten, so hielt ich es durchaus für nothwendig, den Leser auch mit diesen vertraut zu machen. Aus dieser Ursache wurde aus Wilbraham's Reise die Beschreibung der Tour von Erserum nach Musch und längs des Wan-See's nach Tauris, aus der von Macintosh hingegen die über Kars, Bajasid und längs des Urmijah-See's ebenfalls nach Tauris entlehnt. Von

dieser wichtigsten Stadt Persiens führe ich endlich, ebenfalls nach Macintosh's Berichten, den Leser durch den Norden Aserbeidshan's und längs der russischen Grenzländer im Norden des Araxes über Eriwan und Etschmiadsin nach der russischen Zwingveste Alexandrapol, früher Gümri genannt, um von da auf der großen Heerstraße nach Tiflis zu gehen. Hier beginnt wiederum mein eigener Bericht, der mit Schamil und dem Kriege im Osten des Kaukasus einigermaßen vertraut machen soll.

Berlin, den 6. März 1855.

Karl Koch.

Inhalt.

Reise längs der Küste
von
Tscherkessien, Abchasien und Mingrelien
von
E. Spencer.

Erstes Kapitel.

Anapa und Sudshuk-Kaleh.

Erster Anblick Tscherkessiens. — Anapa. — Beschreibung von Sudshuk-Kaleh. — Feldzug des Generals Weljaminoff. — Seine Niederlage. — Ankunft in Gelendshik; vortrefflicher Hafen. — Vortheile Rußlands bei der militairischen Besetzung dieses Punktes.

Als wir die Mündung des Kuban hinter uns hatten, erhob sich vor uns die niedrige Vorkette des großen kaukasischen Gebirges, welche die Russen Tschernagory, d. h. die Schwarzen Berge nennen, in ihrer ganzen mannigfaltigen und malerischen Schönheit. Wir erblickten zum ersten Male die Küste Tscherkessiens; ein prächtigeres Schauspiel als das, was sich uns jetzt darbot, wo die strahlende Sonne Asiens jeden einzelnen Berggipfel beleuchtete, kann nicht leicht gedacht werden. So schön aber auch die Berge erschienen, so üppig ihre Gipfel im lebendigen Laubschmucke der Wälder prangten, sie waren es doch nicht, was uns Alle vorherrschend so mächtig ergriff. Es war die Gewißheit, zum ersten Male Tscherkessien zu sehen, dieses romantische Heimatland des Heldenmuthes und der Freiheit. Alle unsere Reisegefährten, vor Allem aber die Frauen, riefen fast zu einer Zeit und mit einer Freude, die sie nicht länger verbergen konnten: „Tscherkessien, Tscherkessien!“ Vor Anapa, dem ersten tscherkessischen Hafen, warfen wir Anker. Nach russischen Angaben wurde die Festung bereits im Jahre 1784 von den Türken erbaut. Die Citadelle steht auf einem Ausläufer der Kysyl-Kayaberge, welche an der Meeresküste ziemlich schroff in eine öde Ebene abfallen. Auf der Süd- und Südwestseite umgeben die Stadt eine Reihe ziemlich steiler Hügel im Kreise und erheben sich zu einer Höhe von ungefähr zweihundert Fuß. Sie bilden eine vollständige Schutzmauer gegen die Angriffe

der Bergvölker, welche leider selbst für Befestigungen nichts weiter als ihre Flinten haben. Sollten sie jedoch einmal die ganze Reihe der Hügel, welche die Stadt umgiebt, innehaben und behaupten, so ist allerdings doch auch die Besatzung mit sammt den Einwohnern ebenfalls ziemlich abgeschnitten. Es bleiben diesen dann nur die See und die flache und sumpfige Nordseite offen, also immer noch genug, um bei gutem Wind und Wetter, selbst wenn auch die Wässer des Kuban niedrig sind, die Verbindung mit den Tschernomorzen (d. h. Kosaken des Schwarzen Meeres) unterhalten zu können.

Anapa hat keinen sicheren Hafen. Der Ankergrund ist schlecht; da er außerdem seicht ist, kann er auch nur kleine Fahrzeuge aufnehmen. Diese laufen aber stets Gefahr, sobald der Wind etwas mit Heftigkeit bläs't, in die offene See getrieben zu werden. Ein Damm mit Basteien vertheidigt den Hafen. Der ganze Ort schien uns ganz und gar vernachlässigt und durchaus nicht darauf berechnet zu sein, einem Angriffe zur See Widerstand zu leisten. Dazu kommt noch der Nachtheil, daß es in der Stadt gänzlich an gutem Trinkwasser mangelt; es nöthigt dieses oft die Besatzung, es sich in einiger Entfernung aus den Bergen zu holen. Bei der stets feindlichen Gesinnung der Tscherkessen möchte aber dieses oft eine etwas gefährliche Unternehmung sein, insofern sie dann nicht einig Geschütze begleiten.

Anapa und seine Umgegend gehörte ehedem einem kriegslustigen Stamme der Tscherkessen, Schegaki mit Namen, deren letzter Fürst, Mehmet Gherai Aslan, eine Zeitlang mächtig war, und einen bedeutenden Handel mit Türken und Tataren trieb. Als aber Katharina II. von Rußland das schon früher eroberte Kuban von Neuem mit Nachkommen der Saporoger (also Dnjepr-Kosaken) bevölkerte, entstand leider bald zwischen diesen und den Schegaki ein blutiger Verheerungskrieg, welcher mit dem gänzlichen Untergange der letzteren und der Ermordung aller Glieder der fürstlichen Familie endigte. Von diesem Fürsten hatten früher auch die Türken die Erlaubniß, eine Besatzung in Anapa zu unterhalten, und zwar mit dem doppelten Zwecke, sowohl um die Bewegungen der Russen im Norden zu überwachen, als auch um eine Station für Handelsverbindungen, namentlich für Mädchen, zu haben. Anapa war in alle Kriege verwickelt, welche in der Folge zwischen Rußland und der Türkei

geführt wurden. Zuerst überschritt General Bibikof im Jahre 1790 den Kuban, und verwüstete an der Spitze von 10,000 Mann die ganze Gegend bis an die Thore Anapa's. Im folgenden Jahre nahm der General Gudowitsch nach einer sechswöchentlichen Belagerung die Stadt mit Sturm, die aber bald darauf wiederum verlassen und von Neuem von den Türken in Besitz genommen wurde. Anstatt der früheren Erdwälle wurden nun Mauern aufgeführt. In der Folge und zwar im Jahre 1807 ist sie abermals von dem General Govorow eingenommen worden, dessen Truppen die Stadt plünderten, die Festung schleiften und dann wieder abzogen. 1811 wurde sie noch einmal und 1828 endlich zum letzten Male von den Russen, und zwar nach einer mörderischen dreimonatlichen Belagerung zu Wasser und zu Lande, von dem Fürsten Mentschikoff erobert, um von nun an in dem Besitze Rußland's zu bleiben.

Mit Anapa hatten die Russen in Tscherkessien selbst Fuß gefaßt; es war ihnen damit ein weites Feld zu fernern Unternehmungen eröffnet und eine günstige Gelegenheit gegeben, allmälig die kriegerischen Stämme des westlichen Gebirges unter ihre Herrschaft zu bringen. Dadurch vermochten sie auch später ihre Eroberungen in Asien weiter auszubreiten. Aber trotz aller seiner Machtentfaltung, trotz aller seiner Ränke und Schliche ist Rußland jetzt, im Jahre 1854, fast noch ebenso weit von dem Ziele seiner Wünsche entfernt als damals, wo es den Kampf anfing. Man braucht sich über das Scheitern aller seiner Anstrengungen nicht zu wundern, wenn man bedenkt, daß dieses Gebirge vor allen anderen der Welt am wenigsten geeignet ist, eine einigermaßen bedeutende Armee zu unterhalten, den Bewohnern aber alle möglichen Vortheile für eine Vertheidigung gewährt. Es kommt noch dazu, daß Rußland mit den Nachkommen eines Volkes zu thun hat, was selbst dem Vordringen Alexander's des Großen Schranken setzte, des unsterblichen Roms tapfere Legionen zurücktrieb und zerstreute, ebenso des Helden Mithridates kampfmuthige Schaaren abschlug, und in späterer Zeit jedem Angriff der Perser und Türken, selbst wo diese in der höchsten Fülle ihrer Macht standen, widerstand. Wie könnte gerade Rußland diese Völker unterjochen? Was vermöchte nicht die Energie und Kraft einer Armee, die aus solchen Männern besteht, wenn sie der europäischen Kriegskunst kundig wären? Was vermöchten nicht Männer, von denen selbst die Russen eingestehen, daß sie

die besten Soldaten zu Pferde und die unerschrockensten Guerillas sind, die keine Niederlage entmuthigen und keine Bestechung bewegen kann, die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes zu verrathen?

Seitdem Europa endlich die Augen geöffnet sind und man das Gewicht von Rußlands ehrgeizigen Absichten kennt, sollten wir da nicht hoffen, daß es nicht länger mehr müssiger Zuschauer eines Kampfes bleibt, mit dem seine eigenen Interessen so innig zusammenhängen? Sollte nicht endlich die Zeit kommen, wo die herrlichen Thäler und die romantischen Berge des Kaukasus, sobald Friede in ihnen herrscht und die Völker, welche die Leiden des Krieges so lange standhaft erduldet haben, in ihrer asiatischen Schweiz sich seiner Segnungen erfreuen und gleich der Schweiz Europa's das Ziel aller der Reisenden werden, welchen das jetzt vielfach bereiste Alpenland des Westens hinlänglich bekannt ist?

Die Großartigkeit auf der tscherkessischen Küste nahm an Schönheit zu, je weiter wir auf dem gefürchteten Pontus Euxinus kamen, der jetzt so ruhig dalag, daß er eher einem See, als einer See zu vergleichen war.

Sudshuk=Kaleh ist der nächste Hafen, zu dem wir kamen. Er ist hinlänglich bekannt durch die früheren Ereignisse, die sich bei seiner letzten Eroberung durch die Russen zugetragen haben; er liegt ungefähr dreißig Meilen südöstlich von Anapa. In commerzieller oder militairischer Beziehung ist auf der ganzen tscherkessischen Küste, mit Ausnahme von Gelendshik, kein vortheilhafterer Punkt zu finden. Die Türken, diese Freunde der Tscherkessen, welche ihnen immmer nur Unheil gebracht haben, hatten hier ebenfalls eine Handelsstation, zu der sie vom Fürsten dieser Gegend, Gherai Koehmit, selbst Berechtigung erhalten hatten. Unter dem Vorwande, daß deshalb der Sultan der eigentliche Herr des Landes wäre, griffen die Russen 1809 unter dem General Gudowitsch Sudshuk-Kaleh an, aber ohne Erfolg; glücklicher waren sie im Jahre 1811. Damals wurde die Stadt vom Herzoge von Richelieu genommen und auch bis zum Frieden von Bukarest, wo sie in Folge eines besonderen Artikels den Türken zurückgegeben wurde, behauptet. Die Tscherkessen hatten jedoch endlich eingesehen, welches Unheil ihnen die Türken gebracht und wie diese bei gänzlichem Mangel kriegerischen Geistes in den verschiedenen Gefechten mit den Russen gar nicht im Stande waren, sie gegen die Angriffe ihrer Feinde zu schützen; sie wollten daher diesen nicht mehr gestatten, sich von

Neuem in Sudshuk-Kaleh festzusetzen. Um in Zukunft nicht wiederum in die Händel der Russen und Türken verwickelt zu werden, zerstörten sie die Festung mit sammt den Niederlassungen.

Von dieser Zeit an bis 1836 blieb nun Sudshuk-Kaleh in friedlichem Besitze der Tscherkessen. In genanntem Jahre landete plötzlich General Weljaminoff an der Spitze von 15,000 Mann, und bald darauf verstärkte ihn Fürst Woronzoff mit einem Detachement. Man hatte die Absicht, hier Befestigungen aufzuführen. Bevor man jedoch diese in Angriff nahm, und selbst noch ehe man Baraken für die Soldaten und Magazine für die durchaus nöthigen Vorräthe aufführen konnte, stellten sich die Herbstregen weit früher als gewöhnlich ein. Es erhoben sich Stürme solcher Art, daß die ganze russische Flotte mit den Nahrungsmitteln zerstreut wurde. Zu diesem Unsterne kam noch hinzu, daß der Semes, der in die Bucht von Sudshuk-Kaleh mündet und im Sommer weiter nichts als ein kleiner Bach ist, plötzlich zu einer solchen Breite anschwoll, daß er die von den Russen angelegten Verschanzungen vollständig unter Wasser setzte, und damit auch einen großen Theil der Vorräthe, und namentlich des Pulvers, vernichtete. Bei solchen Unglücksfällen blieb dem General Weljaminoff nichts weiter übrig, als seine Stellung aufzugeben und sich zu Lande bis nach Anapa durchzuschlagen, insofern er nicht mit seiner Mannschaft durch Hunger und Krankheit zu Grunde gehen wollte.

Es ist nicht zu leugnen, daß er sich tapfer seinen Weg erkämpfte. Er hatte eine Reihe tiefer Schluchten und furchtbarer Engpässe zu passiren; jeder Strauch und jeder vorspringende Fels war dem tscherkessischen Guerilla eine natürliche Schutzwehr, um den Russen von da aus zu schaden. Wenige Meilen nur noch von Anapa entfernt, wurde er plötzlich von den vereinigten tscherkessischen Stämmen der Schapsuchen, Demirgoi und Natochuadsen angegriffen, und es entspann sich ein fürchterlicher Kampf. Wären nicht zur rechten Zeit einige Schwadronen der Kosaken vom Schwarzen Meere mit der Besatzung von Anapa zu seinem Beistande erschienen, so würde seine ganze Armee voraussichtlich aufgerieben worden sein, denn seine unglücklichen Soldaten waren bereits von Hunger und Ermüdung völlig entkräftet. Nur dadurch entkam von dem Heere, welches noch wenige Monate zuvor 15,000 Mann zählte, die Hälfte dem

mörderischen Schwerte der Tscherkessen und den nicht weniger verheerenden Fiebern, welche in der Regel meist nach Nachtwachen sich einstellen.

Dennoch brachte der kurze Feldzug den Russen manche Vortheile. Weljaminoff erbaute zwei Forts zum Schutze der Pässe, welche von Sudshuk-Kaleh auf der einen Seite nach Anapa und auf der anderen nach Gelendshik führen. Sein eigentliches Ziel aber, die Bergvölker zu unterwerfen, verfehlte er ebenso, wie seine Vorgänger. Er war endlich der wiederholten Unglücksfälle müde, denn er hatte gesehen, wie seine besten Truppen Jahr aus Jahr ein Niederlagen erlitten, und zog sich bald darauf zurück. Er starb nach einigen Jahren. Friede seinem Andenken! Er war ein braver Soldat und ein edler Mann. Wir haben ihn genau gekannt und können daher persönlich Zeugniß von seinen Verdiensten ablegen, wie sehr er von seinen Soldaten geliebt, und von seinen zahlreichen Freunden geachtet wurde. *)

Wir haben bereits erwähnt, daß Sudshuk-Kaleh dreißig englische Meilen südöstlich von Anapa liegt. Bei einem späteren Besuche Tscherkessiens fanden wir jedoch, daß die Entfernung zu Lande fünfundzwanzig Meilen nicht übersteigt, insofern man nämlich die beträchtliche Krümmung, die wir auf der See nothwendig machen mußten, vermeidet, dabei genossen wir noch die Freude, diese reizende Bai von den Höhen, die sie umgeben, bequem zu überblicken. Sie schien ungefähr acht Meilen im Umkreise zu haben. Bei der großen Wassertiefe, dem ausgezeichneten Ankergrunde

---

*) Diese Angaben sind nicht ganz richtig. Die Russen glaubten, als die Türken ihre scheinbare Oberherrschaft über die Tscherkessen an ihre Besieger abtraten, auch ein Recht auf Sudshuk-Kaleh zu haben, und zerstörten deshalb im Innern der Bucht den Handelsort Semes, zumal von da aus hauptsächlich Handel mit Mädchen getrieben wurde, im Jahre 1834. Zu gleicher Zeit wurde auch auf der Südseite der Bucht gegen den Ausgang hin die Veste Kabardinsk erbaut. Als trotzdem 1836 ein englisches Schiff des Capitain Vixen in den Hafen einlief, um den Tscherkessen Waffen und Munition zuzuführen, aber von den Russen glücklich weggenommen wurde, glaubte man, die Tscherkessen besser beobachten zu können, wenn man das an und für sich ungünstige Sudshuk-Kaleh aufgäbe und dafür dicht am Einfluß des Semes eine andere Veste erbaute. So entstand Noworossiisk (die neurussische Veste). Von da aus wurden mehrmals Versuche gemacht, eine Verbindung mit Anapa herzustellen; es kostete aber stets viel Menschen, bis man zur größern Sicherheit die gefährlichsten Stellen durch vorgeschobene Blockhäuser Nikolajeffs und Rajeffsk besetzte. Anmerk. des Uebers.

und der vollständigsten Sicherheit gegen die Stürme, scheint sie vollkommen geeignet, einmal einen der besten Häfen an der tscherkessischen Küste zu geben. Sie ist vollständig vom Lande eingeschlossen, ausgenommen an ihrem Eingange, also im Süd-Osten nach Ost-Süd-Ost zu; aber auch hier könnte sie sehr leicht durch eine Mole geschützt werden.

Auf der Ostseite der Bai fällt eine Reihe schwarzer Hügel, die von unzähligen Wasserrinnen durchfurcht sind, stufenweise von einer Höhe von ungefähr tausend Fuß zu einer langen Linie felsigen Bodens herab. Die Hügel auf der Westseite haben eine etwas geringere Erhebung und sind größtentheils bewachsen. Ihre Höhe nimmt in dem Verhältnisse ab, als sie sich der Meeresküste nähern. Kurz, dieser ausgezeichnete Hafen ist (mit Ausnahme der schon erwähnten Stelle) auf allen Seiten so vollständig geschützt, daß, wenn man ihn in nordwestlicher Richtung betrachtet, er eher das Aussehen eines See's, als einer Meeresbucht hat. Aus frühen Archiven der Genueser und Venetianer ersehen wir, daß dieser Hafen schon seit sehr langer Zeit benutzt wurde. Die Genueser hatten hier unter dem Namen Porto Suaco eine Handelsstation; einige Schriftsteller behaupten sogar, daß dies das berühmte Sindika der Alten sei.

Als wir Sudshuk-Kaleh verlassen hatten, wurde die tscherkessische Küste ungemein malerisch. Aber erst als wir das Vorgebirge Doba umschifft hatten, erfreuten wir uns des vollen Blickes auf diese paradiesische Gegend, welche in der That unvergleichlich zu sein scheint. Im vollsten Maße vereinigt sie alle Combinationen, welche eine ungekünstelte Natur in ihren lieblichsten Formen hervorbringen kann. Alle Berge waren vom Rande der Flüsse bis zu den höchsten Gipfeln mit Grün bedeckt. Wer die Augen über die Hügel an der Meeresküste schweifen ließ, sah die fruchtbarsten Thäler; in und an ihnen erblickte man zahlreiche Heerden schneeweißer Schafe ruhig grasen und daneben Heerden von Büffeln, großen Rindern und pechschwarzen Ziegen, die letzteren ausgezeichnet durch ihre langen und schlanken Glieder. Auch erschaut man schöne halbwilde Pferde, wie sie stolz ihren gewölbten Nacken krümmen. Ihre flatternden Mähnen erhoben sich schon bei schwachem Hauche des Windes. Gleich dem Wilde in unseren Wäldern sprangen sie lustig in den grünenden Thälern herum und über die steilen Abhänge der Hügel hinweg. Nicht weit davon traten wiederum die kleinen hölzernen Häuser der Tscherkessen mit

ihren rauchenden Schornsteinen und umgeben von allerhand Wirthschaftsräumen hervor. Haine, aus Fruchtbäumen bestehend, umschlossen meist die menschlichen Wohnungen. Schäfer, mit Lanzen in der Hand, hüteten ihre Heerden. So weit das Auge reichte, waren allenthalben in Mais- und Hirsenfeldern Männer, Weiber und Kinder beschäftigt, die wogende Saat zu mähen, während Ochsen und Büffel die schwerbeladenen Wagen den in Schlangenwindungen sich gefallenden Thälern entlang ihrem Bestimmungsorte zuführten. Es war in Wahrheit ein mannigfaltiges Gemälde, ein ewig wechselndes Panorama, welches die erhabensten und malerischsten Scenen mit der Romantik des Landlebens harmonisch vereinigte, und in der That alle Träume verwirklichte, welche die Phantasie des Dichters von Arkadien sich bilden kann.

Der nächste Hafen, in welchem wir Anker warfen, war Gelendshik, was ungefähr sechzehn englische Meilen von Sudshuk-Kaleh entfernt liegt. Die Russen halten ihn für den sichersten und bequemsten Hafen auf der ganzen tscherkessischen Küste. Die Bucht, die an ihrem Eingange ungefähr eine halbe Meile breit sein mag, erweitert sich allmälig bis auf das Dreifache und hat eine Tiefe von ungefähr zwei Meilen. Im Hintergrunde nimmt sie einen Bach auf, der in einem reizenden Thale liegt. Eine ununterbrochene Kette hoher Berge umschließt den Hafen und schützt ihn fast vor jedem Winde. Die Bucht hat ebenfalls einen guten Ankergrund und zwar bei einer Wassertiefe, die zwischen vierzehn bis vier Faden variirt. So viel beträgt sie nämlich an der Mündung des Baches, da sie dort durch allmälige Sandanhäufungen seichter geworden ist.

Zweites Kapitel.

Gelendshik, Pschad und Pitzunda.

Besitznahme Gelendshiks durch die Russen. — Das Fort. — Ausflug in das Innere. — Wie die russischen Militairstraßen in Tscherkessien gemacht werden. — Bucht von Pschad. — Feindseligkeit der Tscherkessen. — Tscherkessisches Kriegsgeschrei. — Glänzende Küstenscenerie. — Bucht von Schuok. — Bucht von Wardan. — Ankunft in Pitzunda. — Ausflug in das Innere. — Interessante Kirche. — Bambori. — Besuch einer tscherkessischen Stadt. — Tscherkessische Wälder. — Waffen der Kreuzfahrer.

Als militairische Position ist die Lage Gelendshiks besonders vortheilhaft, indem es auf der einen Seite mit Sudshuk-Kaleh, auf der andern mit der Bucht von Pschad durch sanftansteigende Thäler in Verbindung steht, während nach vorn ein Weg, der dem Laufe des Mezipp folgt, direct in das Innere des Kaukasus führt. Es ist einleuchtend, daß ein so vortheilhaft gelegener Punkt die Aufmerksamkeit der russischen Regierung auf sich zu ziehen nicht verfehlen konnte. Und in der That wurde bald nach dem Frieden von Adrianopel, ohne nur die Tscherkessen um Erlaubniß zu fragen, eine starke Armee abgeschickt, um Gelendshik zu nehmen; man gebrauchte auch hier den Vorwand, daß Gelendshik früher den Türken gehört habe und daß diese es jetzt den Russen abgetreten hätten.

Damals kümmerten sich die Diplomaten Westeuropa's nicht im geringsten darum, ob jenes romantische Land, der Kaukasus genannt, den Türken oder den Russen gehöre. Wahrscheinlich konnte auch ihre gesammte Weisheit nicht einmal recht den Sinn fassen, den der schlaue Hof von St. Petersburg unter den Worten des Vertrages von Adrianopel „plusieurs autres provinces du Caucase“ verstand. Zur Ehre des verstorbenen Sultans wollen wir gern glauben, daß er ein Land niemals aufgeben konnte, auf das er, wie er wohl wußte, auch nicht das geringste Recht hatte; es wird aber Jedermann einsehen, daß er nie ein Land mit Millionen Mohamedanern zu Gunsten eines christlichen Herrschers aufgeben durfte, selbst wenn seine eigene Lage damals noch so kläglich gewesen sein mag. Sei dem, wie ihm wolle, die Russen nahmen Gelendshik. Es war immer ihr Grundsatz, sobald man ihnen nur gestattete, von einem kleinen Theile Landes Besitz zu nehmen, ihre Eroberungen bis ins Unendliche auszudehnen. Man weiß, daß die Russen seit jener

Zeit bis auf die Gegenwart ihre Angriffe auf die Unabhängigkeit der Bergvölker nie ausgesetzt oder unterbrochen haben.

Die Veste Gelendshik bestand nur aus Erdwällen, hatte aber eine starke Pallisadirung und eine Menge plumper Geschütze; die Garnison besteht aus 2000 Mann, die in ihren hölzernen Hütten mitten in der Veste sicher und geschützt wohnen. Das Klima ist, nach dem kräftigen Aussehen der Besatzung zu urtheilen, hier weit besser und zuträglicher, als in irgend einer der anderen russischen Vesten, die wir auf der tscherkessischen Küste besucht haben. Ohne Zweifel tragen aber auch die fast täglichen Märsche, welche die Besatzung um die ausgedehnte Bucht zu machen hat, zu dem Gesundheitszustand der Garnison nicht wenig bei.

Mit dem Fürsten Woronzoff machten wir einige Ausflüge in das Innere, um eine Straße zu besichtigen, die zur Verbindurg einiger Vesten längs der Küste angelegt werden sollte. Wäre dieses Unternehmen gelungen, so würde es allerdings für die Russen von großer Wichtigkeit gewesen sein und diesen eine Herrschaft der Küste, von Anapa bis zur Veste St. Nikolai an der türkischen Grenze, verschafft haben. Es war, es ist nicht zu leugnen, ein großartiges, aber auch gefährliches Unternehmen, wenn man die Erbitterung eines wachsamen Feindes, wie die Guerillabanden des Kaukasus sind, bedenkt, eines Feindes, vor dem die russischen Soldaten keine geringe Furcht zu hegen schienen, da wir während unserer kleinen Tour in die benachbarten Thäler von mehr als der halben Besatzung begleitet wurden; dabei hielt man alle Geschütze für ein Gefecht bereit. Die größte Gefahr bei einem zu solcher Gelegenheit statthabenden Angriffe besteht immer in einem Hagel von Pfeilen, die von wenigen im Hinterhalte liegenden Feinden abgeschossen werden und tödten, ohne im geringsten eine Spur zu verrathen, woher denn eigentlich der Todesstreich gekommen sei.

Als wir unseren Bestimmungsort erreicht hatten, bot sich unseren Augen ein Schauspiel dar, das in einem anderen Lande, oder unter einer anderen Regierung, als der russischen, wohl selten zu sehen sein möchte. Während nämlich ein Theil der Soldaten, um für einen plötzlichen Angriff der Bergvölker bereit zu sein, mit brennender Lunte neben kleinen Geschützen, die man auf den Rücken der Pferde angebunden hatte, stand, war ein anderer Theil mit Hacken, Spaten und Schaufeln eifrig beschäftigt,

die Straße zu bauen, obwohl Jedermann sich dabei unaufhörlich den brennenden Strahlen der Sonne aussetzte. Das abgemagerte und bleiche Aussehen verrieth deutlich, wie anstrengend die Arbeiten und Entbehrungen gewesen sein müssen. Dabei hatten noch Manche verbundene Köpfe und Glieder, ein Beweis, daß sie noch kurz vorher sich im Kampfe mit dem Feinde befanden. So geht es in Rußland zu. Wenn ein Ukas einmal etwas befiehlt, so muß es ausgeführt werden, und wenn die halbe Bevölkerung dabei zu Grunde ginge. Es kommt hier noch zur Vermehrung der Mühen hinzu, daß die Arbeiten, welche die Soldaten während des Tages gemacht hatten, sehr oft in der folgenden Nacht von den Bergvölkern wieder zerstört oder unbrauchbar gemacht wurden, indem diese z. B. ungeheure Felsstücke darauf rollen. Man braucht jedoch sich keineswegs der Meinung hinzugeben, daß diese Energie der russischen Regierung sich nur auf die tscherkessische Küste des Schwarzen Meeres und auf die Krim beschränkt; wir finden dieselbe durch Nichts zu erschütternde Willenskraft ebensowohl in Sibirien und Kamtschatka, als an der Newa und an den Küsten der Ostsee, mit einem Worte, an jedem Punkte der weiten Grenzen. Die Regierung Rußland's ist eine jener einsichtsvollen und vorsichtigen, welche keinen Schritt vorwärts gehen, ohne sich für den Fall der Niederlage einen Rückzug offen zu halten.

Wir verließen endlich Gelendshik und kamen, ungefähr funfzehn Meilen weiter, nach einem anderen jener zahlreichen Busen und Häfen auf der Küste Tscherkessiens, nach Pschad. Dieser wichtige Ort hat bisher jeden Versuch der Russen, sich seiner zu bemächtigen, vereitelt.*) Er verdankt dieses vorzüglich einem Felsenrücken, der, weil er sich weit in die See erstreckt, jedem Schiffe große Gefahren darbietet. Ohne einen tscherkessischen Lootsen am Bord kann man nicht leicht in die Bucht einfahren. Außerdem sind die Einwohner dieses Striches sehr zahlreich und genießen den Ruf, nicht nur die kriegerischsten, sondern auch die entschiedensten Feinde Rußlands unter allen Stämmen des Kaukasus zu sein. Wir überzeugten uns alsbald von der Schnelligkeit und guten Organisation,

*) Dieses ist auch nicht richtig. Pschad wurde 1840 oder 1841 von den Russen besetzt und in eine Veste, welche den Namen Nowotroitzk führt, umgewandelt. Auf Karl Koch's Karte des kaukasischen Isthmus und Armeniens ist auch die Veste unter diesem Namen eingetragen.
Anmerk. des Uebers.

mit der dieser Stamm erscheint, wenn er einen Angriff fürchtet. Als die Tscherkessen nämlich ein Dampfboot mit einigen bewaffneten Schiffen sich der Küste nähern sahen, füllten sich, wie mit einem Zauberschlag, augenblicklich der Eingang zum Hafen und alle umgebenden Höhen mit Bewaffneten, während andere in größter Eile der Küste zuliefen. In der That ein ungemein erhebendes Schauspiel, solche kühne Männer zu sehen, wie sie, im Augenblicke der Gefahr, mit den verschiedenartigsten Waffen, als Bogen, Pfeilen, Speeren, Flinten, Säbeln u. s. w. kampfbegierig die Höhen von ihrem freudigen Schlachtrufe wiederhallen ließen.

Wenn dieses die kaukasischen Krieger ertönen lassen, so ist es in der That schrecklich. Es gleicht gewissermaßen dem Geheule eines Rudels Schakale. Es ist so grausig und so abweichend von der menschlichen Stimme, daß es einige Personen, die es zum ersten Male hörten, sogar wahnsinnig gemacht haben soll. Man kann es sich allerdings auch vorstellen, welchen panischen Schrecken das tscherkessische Schlachtgeschrei unter einer Armee verbreiten mag, die fast nur aus unwissenden und abergläubischen Bauern besteht, zumal wenn es plötzlich in einer einsamen Schlucht oder in einem tiefen Abgrunde mitten im Gebirge erschallt, und zwar von einer Schaar wüthender Bergbewohner, welche damit auch den Kampf beginnen. Die Bevölkerung dieses Theils der Küste, welche zum Stamme der Schapsuchen gehört und wahrscheinlich zum Theil mehr abassischer Abkunft sein mag, muß sehr zahlreich und außerordentlich betriebsam sein, insofern man nach dem Anblicke der freundlichen und gut angebauten Gegend, welche wir vor uns sahen und uns häufig einen Ausruf der Ueberraschung und Bewunderung entlockte, urtheilen darf. Wir trauten kaum unseren Sinnen, solche Zeichen der Civilisation mitten unter den so verschrieenen Barbaren des Kaukasus zu finden. Zum Glück für sie wohnen sie etwas entfernt vom Kuban und sind sicher vor den Einfällen der tschernomorskischen Kosaken. Auch hatten die Russen in diesem Theile der tscherkessischen Küste noch keinen festen Fuß gefaßt. Wohin das Auge auch blickte, mochte es über die luftigen Gipfel der Berge, die hier oft bis zu einer Höhe von fünftausend Fuß emporsteigen, schweifen, mochte es mehr den Abhängen in den tiefen Thälern folgen, allenthalben sah man bald prächtiges Gehölz, wie wir es nur in Parks zu sehen gewohnt sind, bald grünende Weiden und Matten, die hie und da eingehegt waren,

für uns ein Zeichen der Kultur für die dortigen Bewohner. Bedenkt man noch, daß fast überall zahlreiche Heerden mit ihren Hirten herumzogen, in weiterer Ferne mächtige Wälder bis zum Rücken des Gebirges sich ausdehnten, in der Nähe hingegen angebaute Felder in der Ebene und am Fuße der Berge sich ausbreiteten: so kann sich der Leser einen Begriff von der Großartigkeit und Mannigfaltigkeit der Küste von Pschad machen. Es kommen noch die freundlichen Häuser mit ihren hübschen Altanen, die davon getrennten Wirthschaftsgebäude, die Obst- und Gemüsegärten dazu. Alles dies giebt Zeugniß, daß die dortigen Bewohner mit den Bedürfnissen des Lebens reichlich versehen sind.

Die Einwohner sahen offenbar mistrauisch auf unsere Erscheinung und beobachteten fortwährend unsere Bewegungen, bis wir nach Schuok, ungefähr zwanzig englische Meilen von Pschad entfernt, kamen. Dieser kleine Busen wird für keinen guten Hafen gehalten, aber die umliegende Gegend ist wiederum schön und gut angebaut.

Die Erscheinung unserer kleinen Flotte, besonders des Dampfbootes, wurde auch hier mit derselben feindlichen Demonstration aufgenommen, die wir oben schon erwähnt haben. In der That schien das Volk sehr geneigt, uns einen heißen Empfang zu bereiten, insofern wir eine Landung versuchen sollten; die ganze Küste füllte sich rasch mit Bewaffneten.

Während der Nacht fuhren wir bei Mamai, Ardtler und einigen anderen kleinen Buchten vorüber, die auf den russischen Karten der tscherkessischen Küste angegeben sind. Keine von ihnen ist von hinreichender Wichtigkeit, um als Hafen für große Schiffe benutzt werden zu können. Am Morgen warfen wir bei Tagesanbruch in der Bucht von Wardan Anker. Wir können nicht umhin, hier wiederum ein Beispiel der Wachsamkeit und Vorsicht dieser unermüdlichen Bergvölker zu erwähnen. Auf allen Berggipfeln nämlich, wo wir vorbeifuhren, waren ungeheure Feuer angezündet, unzweifelhaft in der Absicht, um die Bewohner allenthalben auf die bevorstehende Gefahr aufmerksam zu machen.

Die Bucht von Wardan*) ist als Hafen von geringem Werthe, und

*) Der Verfasser begeht hier einen Irrthum, indem er Wardan mit Gagri verwechselt. Ersteres liegt noch ein Paar Stunden nordwestlich von dem oben erwähnten Mamai, während Gagri die äußerste russische Veste im abchasischen Fürstenthume ist, dessen Herr schon lange Rußlands Oberherrschaft anerkennt, aber nur auf der Küste einen Einfluß

nur für wenige Sommermonate zu gebrauchen. Hier fangen die Berge an, sich zu einer sehr beträchtlichen Höhe, selbst bis an die Alpenregion des Elbruß, zu erheben; deshalb ist dieser Theil des Schwarzen Meeres für Seefahrer außerordentlich gefährlich, insofern der Wind von jener Richtung herkommt.

Für eine Macht, wie Rußland, die sich in den Besitz des Kaukasus setzen will, bietet die Bucht von Wardan manche Vortheile; zunächst liegt sie am Eingange eines der bedeutendsten Engpässe des Kaukasus, an der berühmten Schlucht von Gagri. Hier ist der Schauplatz manchen verzweifelten Kampfes zwischen den Russen und den Guerillabanden des Gebirges schon gewesen. Ferner steht Gagri mit den meisten anderen Engpässen und Thälern, welche in das Innere des Kaukasus führen, in Verbindung. Seitdem sich die Russen in den Besitz dieses Punktes gesetzt haben, sind sie trotzdem nicht weit über die Ruinen einer hier befindlichen alten Kirche und eines Klosters vorgedrungen. Das letztere haben sie zu Wohnungen benutzt und deshalb befestigt. Keine andere der russischen Niederlassungen auf der ganzen tscherkessischen Küste ist den Truppen so gefährlich gewesen, als Gagri, und zwar weniger in Folge der Feindseligkeiten der Eingeborenen, als wegen des ungesunden Klimas. Die Sterblichkeit ist hier so groß, daß hier nach Berichten der stationirten Officiere die Besatzung alle sechs Monate gewechselt oder verstärkt werden muß.

Von Wardan (Gagri) bis Pitzunda beträgt die Entfernung vierzig englische Meilen. Hatten wir die Küste bis hierher wegen ihrer Fruchtbarkeit und Lieblichkeit bewundert, so mußten wir sie jetzt anstaunen, denn es trat die mächtige Alpenlandschaft immer deutlicher hervor. Hier und da sah man in den Felsenklüften Schnee, obgleich es Juni war. Jedes Thal, jeder Abhang und jede Schlucht war mit dichten Wäldern, die aus gigantischen Bäumen zu bestehen schienen, bedeckt, ein Umstand, der die Wildheit der Landschaft noch mehr vergrößerte.

Endlich warfen wir vor Pitzunda Anker. Hier lag dereinst Pythus, wo jetzt eine traurige Einöde, ohne die geringste Hütte oder Spur

---

besitzt. Seit dem Jahre 1838 hat man russischer Seits von Nowotroitzk bis Gagri noch sieben Vesten angelegt, um den Tscherkessen jede Zufuhr abzuschneiden. Seitdem die Verbündeten aber mit ihren Flotten das Schwarze Meer beherrschen, sind alle Befestigungen längs der tscherkessischen Küste aufgegeben worden. Anmerk. des Uebers.

menschlichen Daseins liegt. Vor den Landwinden, die hier mit der größten Heftigkeit wüthen, ist die Bucht von Pitzunda durch eine hohe Bergkette, vor den Seebrisen hingegen durch ein gewölbtes Vorgebirge geschützt. Es scheint sich somit Alles zu vereinigen, was für einen Hafen nur wünschenswerth sein kann. Wie fürchterlich müssen die Raubzüge jener Horden Asiens gewesen sein, die hier eine Zeitlang umherschwärmten, und jede Spur einer dereinst mächtigen Handelsstadt unmöglich machten, die durch den Unternehmungsgeist und die Kraft der alten Griechen gegründet war und sowohl unter römischer, als auch unter byzantinischer Herrschaft sich des blühendsten Zustandes erfreute.

Wir machten einen Ausflug von einigen Meilen in das Land, um eine der interessantesten Kirchen zu besuchen, die sich im Kaukasus vorfinden. Unser Weg führte durch einen Wald der schönsten Bäume, unter denen Eichen, Buchen, Kastanien und Tannen*) besonders hervorzuheben sind. Unter ihnen befand sich auch die Kirsche, der Oelbaum, (?) die Feige, der Granatapfel, die Orange, (?) kurz die seltensten Obstbäume neben der Weinrebe von fast unglaublicher Stärke. In ungebundener Freiheit schlang sich die letztere um die stärksten Stämme, als ob diese Gegend niemals in Cultur gewesen wäre.

Als wir endlich an den Ort unserer Bestimmung kamen, fanden wir ein Kloster, dessen Ruinen leider von den Russen in eine Veste umgewandelt waren; ungefähr 4—500 Soldaten lagen darin. Es war wahrhaftig ein herzzerreißender Anblick, so manchen dieser armen Teufel zu sehen, als wäre er eben aus dem Grabe heraufgestiegen; so elend erschien er uns namentlich im Gegensatz zu den mit Wein und Feigen umrankten Mauern. Gefährliche Miasmen entsteigen nämlich hier fast allenthalben an der Küste dem nie trocken werdenden Boden und sind immer da am meisten Verderben bringend, wo die Vegetation am üppigsten ist. So wird es sein und bleiben, bis endlich wiederum den Bewohnern die europäische Gesittung zugeführt wird.

Welche Schuld haben die Türken und ihre räuberischen Horden nicht der Civilisation abzutragen! Nachdem sie fast vier bis fünf

*) Es ist dieses Pinus Nordmanniana Stev. eine Edeltanne, der unsrigen ähnlich und bereits von Gartenliebhabern bei uns sehr gesucht und beliebt. Der Oelbaum und die Orange kommen bestimmt nicht bei Pitzunda vor. Anmerk. des Uebers.

Jahrhunderte hintereinander auch jede Spur des alten Pythus vertilgt hatten, verschonten sie eine Kirche, welche jetzt nun allein als ein interessantes Denkmal der byzantinischen Baukunst in ihren frühsten Tagen mitten in der Wildniß stehen geblieben ist. Der Sage nach verdankt die Kirche ihre Erhaltung folgenden Umständen. Der türkische Sultan, welcher die Belagerung von Pythus leitete, war verwundet worden und wurde sterbend in das Kloster gebracht, wo einer der Mönche ihn zu heilen versprach, wenn er ihre Kirche verschonen zu wollen gelobte. Er gab sein Wort, und auf das Wort ihres Sultans hin wird seit dieser Zeit das Gebäude von den Mohamedanern geschont.

Es ist eine noch gut erhaltene Ruine, theils aus Backsteinen, theils aus Quadern und in der Form des griechischen Kreuzes erbaut. Der erhabene Dom, von vier mächtigen Säulen getragen, gewährt einen edlen Anblick; die buntbemalten Fensterscheiben gaben uns einen schönen Begriff von der griechischen Kunst jener Tage. In der Vorhalle und in den Capellen finden sich noch Freskogemälde, Heilige und Engel, die Kreuzigung, die Kreuzesabnahme mit der heiligen Jungfrau und anderen Frauen darstellend, welche zu den Füßen des Erlösers weinen. Justinian soll die Kirche erbaut haben, doch findet sich keine Angabe der Zeit ihrer Erbauung. Sei ihm, wie ihm wolle, jedenfalls ist der Styl der der Byzantiner.

Während wir von Pitzunda nach Bambori, der nächsten militairischen Station, fuhren, wurden wir von einem jener plötzlichen Stürme überrascht, die so häufig in diesem Theile des Schwarzen Meeres wüthen, und der jetzt mit aller Wuth von den Alpenregionen des Elbruß auf uns herniederfuhr. Glücklicherweise hatten wir uns schon vorher auf seinen Empfang vorbereitet; aber doch wurden die Schiffe unserer kleinen Flotille nach allen Himmelsgegenden zerstreut. Wohlweislich hatte Fürst Woronzoff schon früher Befehl zu einem allgemeinen Rendezvous in Suchum-Kaleh gegeben; so fanden wir uns auch nach wenigen Tagen ohne jeden Unfall wieder daselbst ein.

Unterdessen näherte sich der Dampfer mit dem Fürsten und der größeren Zahl unserer Reisegesellschaft Bambori. Als wir auf unserem Wege zu dem Punkte kamen, wo der große Zug der kaukasischen Alpen in all seinem Glanze von der See aus zu sehen ist, wurden wir zufällig sehr

begünstigt, indem der Wind die Wolken zertheilte, sodaß sich das ganze Gebirge in seiner Majestät vollständig unseren Blicken darbot. Da stand der Elbruß hoch über alle übrige Berge hervorragend, einer ungeheuren Schneepyramide gleich und dahinter eine Wand dunkler Wolken, die deshalb um so schwärzer gegen das blendende Weiß erschienen.

Bei unserer Ankunft in Bambori entdeckte unser englischer Ingenieur, daß die Maschine beschädigt sei. Durch diesen Umstand wurden wir zu einem angenehmen Ausfluge in das Innere Tscherkessiens*) bestimmt. Das Oberhaupt des Districtes, Prinz Scherwaschidse, hat sich schon längst der russischen Regierung völlig unterworfen; so brauchten wir auch keine Feindseligkeiten von Seiten der Einwohner zu besorgen. Nach dem Besuche einer Kirchen- und Klosterruine auf der Küste, die eben unumstößlich darlegt, daß die hiesigen Einwohner einst sich zum Christenthume bekannt hatten, folgten wir den Windungen eines schönen Flusses, des Phandra (Chypsta), die uns zu der ungefähr drei Meilen entfernten Festung führten. Wie in Pitzunda war die Vegetation über alle Beschreibung üppig. Betrachtet man die Masse herrlicher Eichen, welche die Abhänge der Hügel bedeckten und selbst die höchsten Gipfel der Berge bekränzten, so wären diese gerade genug gewesen, um Europa für längere Zeit mit hinreichendem Vorrath des besten Schiffbauholzes zu versehen; wir hätten nicht nothwendig, dieses erst in der anderen Hemisphäre zu suchen. Mingrelien, Imerien, Gurien und die türkischen Provinzen Kleinasiens sind an diesem Material ebenso reich, als Tscherkessien. Außer den gewöhnlichen Waldbäumen sahen wir noch den Erdbeerbaum, den Oleander (?), Tamarix, den Oelbaum, den Feigenbaum, die Alpenrose und den Granatbaum, alle mit dem mannigfaltigsten Grün in ihrem Laube und in reicher Fülle. Der Buxbaum, der in Europa nur ein Krüppel ist, war hier gleichsam ein Riese geworden; der Wachholder hatte so kolossale Stämme, daß diese bisweilen fünf Fuß im Umfange hatten. Aber hier lauerte

*) Man ist gewohnt, auch bei uns unter Tscherkessien den ganzen oder wenigstens einen großen Theil dieses mächtigen Gebirges zu verstehen, obwohl eigentlich nur der Nordwesten von Tscherkessen bewohnt wird. So liegt Bambori in dem schon erwähnten Fürstenthume Abchasien, das eine georgische Fürstenfamilie eingenommen hat. Die Abchasen gehören aber zu dem Volke der schon den Byzantinern bekannten Abassen, und sind fast durchaus Christen, wenn ihr Cultus auch mehr oder weniger in Verfall gekommen ist. Anmerk. des Uebers.

der Tod auf unserem Pfade, da zahlreiche schwarze Schlangen unaufhörlich um uns hervorzischten. Aber auch das Gequacke des Schillerfrosches, dieses untrüglichen Wahrzeichens giftiger Sumpfausdünstungen, mahnte uns, daß wir gewiß das Wechselfieber des Kaukausus mit uns heimbringen würden, wenn wir nicht vor Einbruch der Nacht Schutz auf unseren Schiffen suchten.

Die Fruchtbarkeit der niedrig gelegenen Regionen des Kaukasus ist außerordentlich. Seit undenklichen Zeiten wurden die Bewohner fortwährend von räuberischen Piraten und ehrgeizigen Herrschern heimgesucht und sahen sich deshalb gezwungen, gerade die fruchtbarsten Landstriche an der Küste wüste liegen zu lassen und sich eine sicherere Heimat in den Bergen zu suchen. Aus eigener Erfahrung und nach den Ueberlieferungen ihrer Vorfahren wissen sie, daß die verderblichen Ausdünstungen des Marschbodens die Reihen ihrer Feinde schneller lichten, als das Schwert, insofern sich diese nur wenige Monate in einem ihrer schönen Thäler längs der Küste aufhalten. Auf die Gefahr hin, verkannt zu werden, können wir doch dreist behaupten, daß der Kaukasus allein Rußland jährlich 30,000 Mann kostet.

Nach dem Besuche der Festung, welche, wie gewöhnlich, ziemlich mit Kranken und Sterbenden vollgepfropft war, schlenderten wir durch die kleine Stadt Bambori oder Lehna, wie die Eingeborenen sie nennen. Sie hat dasselbe Ansehen wie die Städte in der Türkei. Die Einwohner waren größtentheils Tataren, karaïtische Juden aus der Krim, Armenier und Türken. Die Tscherkessen fand man nur in geringer Zahl vor; denn diese kampfesmuthigen Kaukasier ziehen überall das ungezwungene Leben der Jagd und des Krieges dem stilleren des Handels vor. In der Stadt gab es Waffenhandlungen, aus denen unsere Reisegesellschaft einige kostbare Säbel und Dolche der feinsten Arbeit, die offenbar aus hohem Alterthume stammten, kaufte. Die Klingen waren meistens gravirt oder mit goldenen Schriftzügen ausgelegt. Fürst Woronzoff kaufte einen reichen Säbel mit folgender interessanten Inschrift: Parmi Dey y par my Rey; ohne Zweifel hat er einst einem Kreuzritter gehört. Ein armenischer Kaufmann, der häufig das Innere des Kaukasus besucht, versicherte uns, daß noch jetzt ein Stamm mit Namen Chervisour am Fuße des Elbruß lebe, welcher Spuren des Christenthums bewahrt. Wenn die Männer

dieses Stammes in den Krieg ziehen, bedienen sie sich einer von der der anderen tscherkessischen Ritter verschiedenen Bewaffnung; außerdem haben sie ein Kreuz auf dem Schilde und ein anderes von rothem Zeuge auf der Brust. Wie anziehend würde es für Europäer sein, wenn diese interessante Gegend den Nachforschungen unserer gelehrten Reisenden des Westens erschlossen würde und man eine Colonie von Leuten ihres Stammes mitten in den wildesten Thälern des Kaukasus plötzlich auffände! Wir bitten jedoch zu bemerken, daß wir diese Behauptung nur auf das Zeugniß des Armeniers aussprechen; jedoch ist es eben nicht unglaublich.*)

Drittes Kapitel.

Bambori und Suchum-Kaleh.

Besuch bei dem Fürsten von Bambori. — Schilderung eines tscherkessischen Kriegers. — Wohnung eines Tscherkessenhäuptlings. — Patriotismus. — Tscherkessische Frauen. — Ihre persönliche Erscheinung. — Gesetze gegen Sittenlosigkeit in Tscherkessien. — Kleidung der Frauen. — Ankunft in Suchum-Kaleh. — Elender Zustand der Besatzung. — Charakter eines russischen Soldaten. — Seine Kriege im Kaukasus.

Fürst Woronzoff schien etwas misgestimmt, da er offenbar die Ankunft des Häuptlings von Bambori**) erwartet zu haben schien. Nach einiger Zeit erschien eine Gesandtschaft, welche aus den Aeltesten und

---

*) Ein Stamm Chervisour existirt weder am Elbruß, noch überhaupt im Kaukasus; wahrscheinlich meint der Verfasser die Chefssuren, ein in hohem Grade tapferer Stamm, wahrscheinlich georgischen Ursprunges, der auf der Ostseite der großen Militairstraße mitten in den wildesten Thälern des kaukasischen Hochgebirges wohnt. Hinsichtlich des Christenthumes unterliegt es gar keinem Zweifel, daß dieses im Westen des Kaukasus bis zu der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts allgemein ausgebreitet war; im Osten hingegen hatte sich der Islam von Persien aus festgesetzt. Tscherkessien bildete gegen das Ende des Mittelalters eine byzantinische Eparchie. Erst als die Russen die Tscherkessen bekämpften und Scheich Manßur in den siebenziger Jahren die Häuptlinge im Westen bestimmte, die Religion ihres Erzfeindes zu verlassen und den Islam anzunehmen, fand dieser etwas Eingang. Das Volk selbst bekennt sich eigentlich noch zum Christenthume und besitzt fortwährend eine Menge Gebräuche, die deutlich darauf hinweisen. Es gilt dieses hauptsächlich von den mitten im Kaukasus lebenden Ossen oder Ossethen, indo-germanischen Stammes und ebenso von den oben genannten Chefssuren oder Chefssurethen. Anmerk. des Uebers.

**) Fürst von Abchasien; so ist wenigstens sein Titel. Seine Residenz heißt Soukßu (d. i. Kaltwasser). Anmerk. des Uebers.

Angesehensten des Stammes bestand. Unter verschiedenen Entschuldigungen meldete sie, daß der Fürst leider seit einigen Tagen verreist wäre, daß aber die Fürstin sich sehr glücklich schätzen würde, an seiner Stelle die Pflichten der Gastfreundschaft zu erfüllen, insofern Se. Excellenz und dessen Gesellschaft sie mit einem Besuche beehren wollten. Da die Residenz des Fürsten nur wenige Meilen entfernt war, so wurde auch ohne Weiteres beschlossen, dahin aufzubrechen; aber nicht Alle gingen mit, wahrscheinlich aus Furcht vor einem Hinterhalte. Fürst Woronzoff kannte jedoch den Charakter dieses Volkes zu gut, als daß er auch nur im Geringsten etwas befürchtet hätte. Er wußte, daß, sobald man nur volles Vertrauen in ihre Treue setzte, man auch vollkommen sicher bei ihnen wäre.

Wie man nicht anders vermuthen konnte, wurden wir der Gegenstand der größten Neugierde von Seiten der Eingeborenen; als wir in die Nähe der Residenz kamen, war bereits unsere Begleitung auf hundert Mann angewachsen. Diese erste Bekanntschaft mit den berühmten Kriegern des Kaukasus bestärkte uns vollkommen in unserer vorgefaßten Meinung. Ein kriegerischeres und schöneres Volk könnte unmöglich anderswo gefunden werden. Alle hatten regelmäßige und ausdrucksvolle Gesichtszüge, und bei einem kräftigen und gedrungenen, man möchte sagen, athletischen Körper, besaßen sie die ganze Gelenkigkeit und kühne Haltung des Arabers der Wüste, mit dem sie auch sonst den Adlerblick, das ungezwungene Benehmen und den ganzen Stolz bewußter Freiheit gemein hatten. Es kam nun noch hinzu, daß diese edlen und ebenmäßigen Formen von einer malerischen und entsprechenden Kleidung umschlossen wurden. Diese besteht aus einem eng anschließenden Ueberrocke nach Art der sogenannten polnischen, vorn mit Patronentaschen von rothem Saffian versehen, welche nicht weniger zum Schmucke dienen, als sie auch dadurch Nutzen gewähren, daß sie einen nicht zu verachtenden Schutz der Brust gegen des Feindes Kugel oder gegen die Lanze bilden. Die Kopfbedeckung besteht gewöhnlich in einer runden anliegenden Mütze, die von schwarzem astrachanischen Lammfell umsäumt ist, und einen Deckel von karmoisinrothem Zeuge oder Leder besitzt. Der verzierte Ledergurt trägt immer die ausgesuchtesten Waffen, für jeden Nothfall bereit.

Als wir ungefähr zwei Meilen durch das romantische Thal des Phandra gereist waren, kamen wir in eine dunkle Schlucht oder vielmehr

in eine Felskluft, die kaum Raum genug für zwei Reiter neben einander hatte; hier aufwärtsreitend folgten wir einem gießbachähnlichen Flüßchen und gelangten endlich auf ein schönes und breites Plateau, auf dem die Residenz des Häuptlings liegt. Sie bestand aus einer Reihe kleiner netter Häuser, jedes mit einem Altane versehen und von Obstgärten, Wiesen und Kornfeldern umgeben. Sie gaben mehr das Bild des Friedens und des Ueberflusses bei einem behaglichen Landeigenthümer, als das eines Fürsten von 5000 Mann Bewaffneter, welche auf Befehl jeden Tag zu Gebote stehen. Ringsherum herrschte die größte Einfachheit. Man muß es umsomehr bewundern, wenn man weiß, daß der Häuptling dieses mächtigen Stammes der Abchaster, Michael Scherwaschidse, in einer russischen Militairschule erzogen wurde, den Rang eines Obersten (jetzt General) in der russischen Armee besitzt, sich der hohen Gunst des Kaisers erfreut und in früheren Zeiten während seines Aufenthaltes in Petersburg wegen seiner Schönheit und Ritterlichkeit sich eines großen Ansehens erfreute. Von der nie versiegenden Sehnsucht jedoch zum Vaterlande ergriffen, hatte er allen Lockungen und Freuden einer civilisirten Welt und allen noch so verführerischen Aussichten auf künftige Ehre und Auszeichnung widerstanden und die ihm angeborene Freiheit gegen die goldenen Fesseln russischer Knechtschaft behauptet. Bereits hatte er hier wiederum zehn bis zwölf Jahre in derselben einfachen Lebensweise wie seine Landsleute zugebracht, als wenn er die Schwelgereien und Ueppigkeiten der Civilisation nie kennen gelernt hätte.

Dieser Fürst ist nicht das einzige Beispiel solcher Heimatliebe in Tscherkessien. Unter manchen anderen wollen wir nur noch der berühmtesten, nämlich der beiden kabardischen Häuptlinge Ismael und Bulat Ataschukin, erwähnen. Ismael diente in der russischen Armee und zeichnete sich so aus, daß er unter der Regierung des verstorbenen Alexander's zum Range eines Generalmajors emporstieg. Der Kaiser gab sich alle Mühe, ihn an seine Person und an seine Interessen zu knüpfen, überhäufte ihn mit Ehren und ertheilte ihm sogar den St. Georgs-Orden; und doch vermochte alles dieses nicht, den Berghäuptling dazu zu bewegen, auf eine längere Zeit die Gebräuche der Civilisation anzunehmen.

Noch interessanter verhält es sich mit Bulat. Beinahe noch als ein unmündiges Kind kam dieser tscherkessische Häuptling nach Petersburg

und wurde in einer Militairschule untergebracht. Hier lernte er schnell nach einander englisch, französisch und russisch zu reden und vergaß darüber beinahe seine Muttersprache. Der Kaiser ernannte ihn alsbald zum Dragonerlieutenant und bald darauf zum Hauptmann. Auch außerdem zeichnete man ihn in jeglicher Hinsicht aus. Er kehrte nach Tscherkessien zurück und — wurde einer der ersten Häuptlinge der Kabardah, welcher bei dem letztem Versuche Schamyls, dieses unermüdlichen Feindes Rußlands, in diesen Gegenden die Fahne der Unabhängigkeit ihres Landes aufzupflanzen, hilfreiche Hand darbot. Ein anderer Häuptling des Kaukasus, Daniel Bey, der jetzt als Freund und Waffengefährte Schamyls hinlänglich bekannt ist, war früher General in russischen Diensten. Man darf deshalb wohl dreist aussprechen, daß die Kaukasier ohne Unterschied den Kriegsdienst in Rußland als eine Art Sclaverei betrachten, und deshalb keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um sich diesem zu entziehen.

Der Fürst Woronzoff versuchte zuerst auf eine andere Art den russischen Einfluß im Gebirge zu sichern, indem er das Interesse der Häuptlinge an seine Person zu fesseln und Handelsbeziehungen anzuknüpfen suchte. Dadurch glaubte er nach und nach ihre Unabhängigkeit zu vernichten. Er kehrte deshalb zu dem humaneren Systeme des Herzogs von Richelieu zurück, der früher als General-Gouverneur von Neurußland mit den Tscherkessen nicht ohne Glück Handelsverbindungen anzuknüpfen versucht hatte, bis diese leider durch die Brutalität russischer Beamte gegen den Fürsten von Pschad, Indar Oglu, plötzlich zum großen Schaden der Russen zerrissen wurden. Man sieht, daß wenn auch sonst kein Hinderniß freundschaftlicher Gesinnungen zwischen beiden Völkern im Wege stände, so würde doch allein die Sittenlosigkeit der Russen für alle Zeiten ein Hinderniß sein. Wenn zu Richelieu's Zeit eine Helena die erste Veranlassung zur Zerstörung der russischen Handelsniederlassungen in Pschad gab, so war es wiederum in Bambori eine andere Helena, die ähnliche Mishelligkeiten hervorrief. Die Sache wurde, da die Abchasier bereits nicht nur die Magazine der Russen verbrannt und die Garnison niedermetzelt hatten, um so ernstlicher, als sie sogar das Leben ihres Häuptlings bedrohten, und ihn beschuldigten, dem allgemeinen Feinde bei diesem Raub hilfreiche Hand geleistet zu haben.

Kehren wir jedoch zur Residenz des Fürsten zurück. Dort angekommen, wurden wir von den Aeltesten und Vornehmen des Stammes empfangen und bei großer Förmlichkeit in das Zimmer oder vielmehr in ein besonderes Haus, was immer zur Aufnahme von Fremden bestimmt ist und deshalb den Namen Konak hat, geführt. Die Wände waren hier mit Waffen aller Art bedeckt; darunter befanden sich Schuppenpanzer der ausgesuchtesten Arbeit, hier und dort sogar mit Gold und kostbaren Steinen besetzt. Sonst war der Raum von einem türkischen Empfangzimmer (Selamlük) nicht verschieden; denn es befanden sich hier ein Divan, Teppiche und alles andere Zubehör, was jedem Leser bekannt ist. Jedoch dürfen wir die tscherkessischen Strohmatten von schöner Arbeit nicht vergessen, welche auf dem Boden lagen, und im ganzen Osten sowohl als Bedeckung für den Estrich eines Palastes, als für den einer Moschee benutzt werden.

Nachdem Fürst Woronzoff eine Tasse Kaffee zu sich genommen und einige Züge aus einer Pfeife gethan hatte, so führte man uns nach den Ländereien und Wirthsschaftsgebäuden; wir sahen daselbst schöne Pferde, vorzügliches Rindvieh u. s. w. In Tscherkessien, wie sonst im Kaukasus, wo die Mehrzahl der Bevölkerung aus Mohamedanern besteht, die Frau nicht viel mehr als die Magd des Mannes ist, und folglich keine Stellung in einer Gesellschaft einnehmen kann, versteht es sich von selbst, daß wir deshalb auch nicht in der Familie eingeführt und nicht den Frauen vorgestellt wurden. Wir hatten jedoch hinlänglich Gelegenheit, einzelne des schönen Geschlechtes, die mit einer leichten Hausarbeit beschäftigt waren, zu sehen. Wie ihre ebenbürtigen Schwestern in Europa, die ein hübsches Gesicht haben, hielten auch sie es für kein Verbrechen, sich zu zeigen. Der Schleier, der bei keinem Anzuge einer mohamedanischen Frau fehlen darf, flatterte nach hinten. Ob die Frauen von uns bewundert zu werden wünschten, oder ob sie uns nur bequem sehen wollten, können wir nicht sagen; übrigens ist es in Tscherkessien nicht allgemein, daß die Frauen ihre Gesichter verbergen. Alle waren in eine Art weißen Gewandes gehüllt, das aus Kameel- oder Ziegenhaaren gemacht war; es gab ihnen dieses mit dem langen hinterwärts geworfenen Mousselin-Schleier ein höchst malerisches und liebliches Aussehen.

Die Schönheit des Gesichtes und das Ebenmaß der Glieder, wodurch das tscherkessische Volk sich auszeichnet, ist von Reisenden keineswegs

übertrieben worden. Vor allem hat das Eigenthümliche, man möchte sagen, Seelenvolle und Lebendige im Auge bei beiden Geschlechtern von jeher die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich gezogen. Bei den Männern fällt dieses fast noch mehr auf, da ihr ganzes Benehmen dadurch noch einen größeren Ausdruck ihrer angeborenen Lebhaftigkeit erhält. Wie wohl nicht anders zu erwarten steht, verleiht die reine Gebirgsluft ihrer Gesichtsfarbe eine außerordentliche Frische, und zwar in solchem Grade, wie man bei uns nicht sieht. Die Frauen haben einen weißen und zarten Teint; da sie übrigens sich ihrer Reize hinlänglich bewußt sind, so lassen sie auch kein Mittel unversucht, diese zu erhöhen.

Man darf jedoch etwa nicht glauben, daß jeder Bewohner Tscherkessiens nun gerade auch schön sein müßte. Die kaukasischen Thäler sind jederzeit ein Zufluchtsort unterdrückter Völker gewesen. Man findet häufig Mischvölker und namentlich sieht man nicht selten unverkennbare Merkmale tatarischer Abkunft. Die echten Tscherkessen, die eigentlichen Herren des Landes, verheirathen sich freilich nie mit Frauen eines anderen Volkes und bewahren daher ihre Züge rein vor jeder fremden Beimischung. Sie würden sogar ihr Ansehen verliern, wenn sie mit einem Mädchen von geringerem Range eine Verbindung eingingen. Es giebt kein Volk, welches mehr auf die Reinheit seiner Abstammung sieht, als die Tscherkessen; Misheirathen kommen bei ihnen nur selten vor.

Die Gesetze gegen die Unsittlichkeit sind in Tscherkessien äußerst streng. Ertappt man z. B. einen Mann, der mit einer anderen Frau unerlaubten Umgang hat, so wird er vor die Aeltesten des Stammes geladen und entgeht selten der Bestrafung. Je nach den Umständen, unter denen eben die Beleidigung zugefügt wurde, wird er zu einer bedeutenden Geldbuße oder zu ewiger Verbannung verurtheilt. Wenn das entehrte Weib zu ihren Eltern zurückgekehrt ist, wird sie als Sclavin verkauft; ein unverheirathetes Mädchen erleidet dieselbe Strafe. Ist es aber gar die Frau oder die Tochter eines Häuptlings, welche die Familie so beschimpft hat, so kann der Schandfleck nur mit dem Blute des Buhlen und, wir sind derselben Meinung, mit dem des Weibes abgewaschen werden. Wenn wir Raum genug für dergleichen Beispiele hätten, so könnten wir noch eine Menge anderer Gesetze anführen, die unter diesem interessanten Volke zur Aufrechthaltung der Sittlichkeit und zur Bestrafung des Lasters gelten

und einem so patriarchalischen und von den Versuchungen der civilisirten Welt so fernem Volke genau angepaßt sind. Wir dürfen daher den Aussprüchen feiler russischer Schriftsteller keineswegs Glauben schenken, wenn sie die Tscherkessen als eine Horde gesetzloser Räuber, ohne Regierung und ohne Gesetze gegen Leidenschaft und Laster, schildern. Auch ohne diesen Beweis von unserer Seite muß jeder unparteiische Beobachter der menschlichen Natur einsehen, daß selbst keine noch so kleine Genossenschaft auf die Länge der Zeit Bestand haben kann, sobald die gewöhnlichen Forderungen an ein gemeinschaftliches Leben und an eine gesellige Ordnung nicht geachtet werden. Daß gerade in Tscherkessien Gesetz und Sitte treulich befolgt wird, geht auch daraus hervor, daß das Land viele Jahre hindurch gegen die Angriffe einer so ungeheuren Macht, als Rußland ist, glücklich vertheidigt wurde.

Die Staatskleidung der Männer sowohl als der Frauen ist wahrhaft kostbar und reich mit Gold- oder Silberstickerei besetzt. Sie ist ein Werk der Frauen und Mädchen, die gerade darin nicht geringen Geschmack und nicht unbedeutende Geschicklichkeit an den Tag legen. Die Männer zeichnen sich hingegen durch ihre Erfindungskraft, die sich namentlich bei der Verfertigung der Waffen kund giebt, aus. Mag ihre Ueberlegenheit auch in der besseren Qualität des Metalles ihren Grund haben, oder auch in ihrer Methode, es zu verarbeiten, so ist es doch nicht abzuleugnen, daß wir nicht im Stande sind, den Waffen die feine Härte, wodurch sie diesen ihren großen Werth geben, hervorzurufen. Manche ihrer Muster, die sie in ihre Kleider einsticken, könnten ebenso, wie die Gold- und Silberarabesken an ihren Gürteln und Waffen, unseren westlichen Künstlern zum Modelle dienen.

Was den Anzug der Frauen betrifft, so ist blaue Seide der Lieblingsstoff für das Kleid, welches gewöhnlich außerdem mit Gold und Silber durchwirkt ist; ein ebenso verzierter Gürtel, den eine große Gold- oder Silberspange zusammenhält, zieht sich über der Hüfte herum. Ein leichter Shawl von irgend einer hellen Farbe wird entweder zu einem Turban gewunden, oder fällt in lieblichen Falten über Nacken und Schultern. Um die ganze Figur einzuhüllen, dient ein feiner und hinlänglich weiter Mousselin-Schleier. So erscheint die Tochter Tscherkessiens in ihrem schönsten Schmucke. Der Leser mag sich selbst den Eindruck, den eine

solche liebliche Erscheinung hervorzurufen im Stande ist, denken, wenn er plötzlich eine Bewohnerin des Landes, gleich der Diana, von einem Lieblingshunde begleitet, mitten in einer reizenden Gegend dieses romantischen Landes einherwandeln sieht. Und wie angenehm! Der verliebte Ritter kann schon auf den ersten Blick, wenn er eine schöne Gestalt leicht daher wandeln sieht und von jenen unnennbaren Gefühlen sich ergriffen fühlt, an der Farbe der Beinkleider erkennen, ob die Trägerin Mädchen, Frau oder Witwe ist. Weiße werden von jungen Mädchen getragen, rothe von denen, welche bereits Pflichten des Ehestandes übernommen haben, blau hingegen von der Unglücklichen, welche schon den Tod ihres Gemahls betrauert. Sonst ist die Kleidung in allen Stücken gleich; nur das Haar der Mädchen ist, während es bei den verheiratheten Frauen über Nacken Schultern fällt, in dicke Flechten, welche unten mit Silberdraht zusammengehalten werden, nach hinten geordnet.

Wenn wir auch hier bei diesem Naturvolke die Sucht sich zu putzen sahen, dachten wir oft daran, welchen großen Gewinn ein englischer Kaufmann haben würde, wenn er eine Ladung hellgefärbter Wollen-, Seiden- oder Baumwollenstoffe glücklich nach der Küste Tscherkessiens brächte. So sehr übertreffen die Engländer hinsichtlich ihrer Fabrikate und Muster den Schund, der in Rußland und Oesterreich gearbeitet wird und in großen Quantitäten seinen Weg in den Kaukasus findet.*)

Der gänzliche Mangel häuslicher Bequemlichkeit in ihren kleinen Häusern, die häufig nur aus Flechtwerk gemacht und mit einer Art Thon oder Lehm inwendig und auswendig überkleidet sind, sticht gegen die glänzende Rüstung der Männer, ihre edlen Rosse der feinsten Zucht, ihre reichen Schabraken, ihre mit Juwelen geschmückten Waffen und gegen den orientalischen Goldbrokat und Silbermousselin der Frauen sonderbar ab. In einem Lande jedoch wie Tscherkessien, wo der Mann nie aus dem Kriege kommt, können diese Wohnungen des Fürsten und Landmannes,

*) Man sieht doch in Allem den handeltreibenden Engländer mit seinem Egoismus, wonach es ihm hauptsächlich bei allen Forschungen in fremden Ländern am Absatz seiner Waaren liegt. Daß Oesterreich keineswegs solchen Schund fabricirt, als der Verfasser glaubt, geht am Besten daraus hervor, daß eine Partei in England jetzt sich sehr bemüht, deutsche Waaren, namentlich Wiener und Berliner, von den englischen Märkten durch Verbot auszuschließen. Anmerk. des Uebers.

denn sie sind alle gleich, nur als zeitweise Aufenthaltsorte angesehen werden. Der Reichthum der Einwohner besteht in zahlreichen Heerden und in dem persönlichen Besitze von Gold, Silber und Juwelen. Jederzeit müssen sie auch bei der Ankunft eines Feindes oder eines plötzlichen Ueberfalles zur Flucht bereit sein. Die Hütten können ohne großen Schaden in Brand gesteckt werden, denn bei der Menge unzugänglicher Schluchten und Verstecke im Gebirge hat es gar keine Schwierigkeit, schnell für ihre Weiber, Kinder und Heerden einen sicheren Zufluchtsort ausfindig zu machen. Diese Eigenthümlichkeit, welche zu allen Zeiten der unterscheidende Charakter der kaukasischen Guerilla-Kriegskunst gewesen ist, bildet auch jetzt eine große, ja man kann sagen, eine unüberwindliche Schwierigkeit für jede, wenn auch noch so furchtbare Macht, welche das Gebirge zu unterjochen versuchen sollte.

Zufriedengestellt von unserem Ausfluge zur Bergwohnung des Fürsten von Bambori, kehrten wir auf unsere Schiffe zurück und setzten alsbald unsere Reise zur nächsten Militairstation fort, nämlich nach Suchum-Kaleh, einem der durch seine geschichtlichen Erinnerungen interessantesten Plätze an der tscherkessischen Küste. Suchum-Kaleh steht auf dem Boden des alten berühmten Dioskurias; Ruinen von bedeutendem Umfang bezeugen noch die Stätte, wo dereinst dreihundert Völker in ihren Sprachen Handel trieben. Jetzt besteht die Stadt nur aus wenigen erbärmlichen Hütten, die von Griechen und Armeniern bewohnt werden; vor dem Vertrage von Adrianopel, wo sie die Türken noch im Besitze hatten, war sie blühender und zählte gegen 3000 Einwohner. Schon früher war Suchum-Kaleh eine Zeitlang abwechselnd von den Russen und Türken in Besitz genommen und wieder verloren worden. Bei solchen Umständen darf es nicht auffallen, daß fast kein Stein auf dem anderen geblieben ist, außer da, wo die Zerstörung fast unmöglich war, wie z. B. bei den Wällen der Festung; aber selbst diese tragen Spuren von der Hartnäckigkeit des Kampfes. Die letzte Unterwerfung von Seiten der Russen geschah nur mit der äußersten Anstrengung.

Gleich allen übrigen Festungen und Blockhäusern, die wir auf der tscherkessischen Küste besucht haben, war auch Suchum-Kaleh mit Kanonen dicht besetzt, aber sämmtlich waren sie so gerichtet, daß sie nicht einen Angriff von der Seeseite hätte zurückschlagen können. Sie sollten nur die

Bergvölker, welche fortwährend die Umgegend im Besitz haben, in Schach halten. Ununterbrochen gehen die Feindseligkeiten fort, sodaß sich kein einziger Soldat aus den Festungswerken hinauswagen darf, ohne von Artillerie begleitet zu sein. So groß ist die Furcht vor den tscherkessischen Guerillas. In der That sind auch die Angriffe der Bergvölker so verwegen und so hartnäckig, daß selbst Officiere der Besatzung uns offen gestanden, sie wären gezwungen, Hunde aufzuziehen, um Schildwachen auf gefährlichen Punkten zu haben. Diese Thiere erfüllen ihre Pflicht sehr gewissenhaft; mit lautem Gebell geben sie sogleich ein Zeichen, wenn ein Feind in der Nachbarschaft zu sehen ist. Fügt man nun noch das ungesunde Klima des Ortes, das schlechte Wasser und das gewöhnliche Kaukasusfieber, worauf wir so häufig angedeutet haben, hinzu, wie beklagenswerth erscheint nicht der unglückliche russische Soldat, dessen Bestimmung der Kaukasus ist! Er hat kaum etwas Anderes als den Tod zu erwarten; wenige kehren in die Heimat zurück. Wem es aber glückt, der nimmt ein Wechselfieber mit sich, von welchem er niemals genesen kann. Mitleid erregend war der Auftritt dieser armen Teufel, als sie in den Hofraum der Festung zogen, wo sie vom Fürsten Woronzoff gemustert werden sollten. Ihre abgemagerten Gesichter, verbundenen Köpfe und schlaffen Glieder ließen sie eher für ein Lazareth, als für eine Parade bestimmt erscheinen. Von den Dreihundertzehn, die versammelt waren, wir übertreiben nicht, konnten vielleicht nicht mehr als funfzig gesund genannt werden; sicherlich waren nicht mehr als die Hälfte kaum fähig, ihr Gewehr zu halten. Und doch gehörten die Quartiere im Suchum-Kaleh nicht zu den schlechtesten. Das Lazareth war hoch und luftig, die Caserne ebenso; die Betten schienen reinlich. Als die Mannschaften vom Fürsten gefragt wurden, erklärten sie, keine Veranlassung zur Klage über ihre Kost oder Behandlung zu haben. Die Mundvorräthe schienen auch gut, das Brot ausgezeichnet und das Fleisch gleichfalls; es war also hierin nichts zu wünschen übrig. Wir wissen freilich nicht, ob die Mannschaften doch nicht zu karg gehalten worden sind, oder ob das drohende Auge ihrer Officiere und Unterofficiere Schuld daran war, daß wir nicht die volle Wahrheit hörten. Die Letzteren werden zwar oft beschuldigt, sich auf Unkosten der gemeinen Soldaten zu bereichern, die durch diesen schändlichen Handel natürlich an ihrer Speise und Kleidung, mit einem Worte in jeder Beziehung leiden.

Dem mag sein, wie ihm wolle, die Sterblichkeit in Suchum-Kaleh war gräßlich; außer vom Wechselfieber, das dort grassirte, waren auch manche Soldaten vom Skorbut behaftet; diese Krankheit ist jedoch gewöhnlich nur eine Folge ungesunder Nahrung.

Mag auch kein anderer Grund vorhanden sein, so müssen Beschwerden und Arbeit, wie sie der unglückliche Soldat im Kaukasus aushält, wenn er z. B. solche Militairstraßen bauen soll, welche die ganze tscherkessische Küste einschließen sollen, für sich allein schon hinreichend sein, Krankheiten zu erzeugen; da der Soldat beständig während des Tages der brennenden Sonne Asiens und bei Annäherung der Nacht dem plötzlichen Temperaturwechsel einer Gebirgsgegend ausgesetzt ist; dazu kommen die Quantitäten Branntwein, die er wahrhaft vertilgt, ein Reizmittel, das die Regierung in reichlicher Menge liefert, um ihn in seinen Strapazen wieder einigermaßen aufzurichten.

Und doch, wenn irgend ein Soldat eine gute Behandlung von Seiten seiner Vorgesetzten verdient, so ist es der russische. Er ist bei Entbehrungen standhaft, seinen Oberen gehorsam, an die strengste Disciplin gewöhnt; keine schlechte Behandlung, keine Gefahr kann ihn abschrecken, seinem Czar und seinem Vaterlande treu zu dienen. Er ist eine Maschine, die zu Allem zu gebrauchen ist, so gefühllos gegen Furcht, daß, wenn eine Schildwache von der Kugel eines Tscherkessen vor seinen Füßen fällt, er unmittelbar darauf mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerkes seinen Platz einnimmt. Dieselbe Gleichgiltigkeit gegen Gefahr zeigt sich, wenn sie an die Straßenarbeit gehen. Ist Einer von der Hand eines verborgen lauernden Feindes getödtet, so tritt ein Anderer aus Reih' und Glied, nimmt seines todten Cameraden Pike und fängt die Arbeit an, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Oft haben wir gesehen, während wir im Kaukasus reisten, wie sie Morgens aus ihren Forts in Abtheilungen von zwei oder drei Hunderten zu ihrer täglichen Arbeit, dem Straßenbau, ausrückten und dabei im Chor eins ihrer Nationallieder sangen, als ob sie auf eine Parade zögen. Und doch lauerte auf allen Seiten der Tod ihren Schritten auf; selten verging ein Tag, ohne daß sie den Verlust mancher ihrer Cameraden zu beklagen hatten. Ja, in manchen Gegenden wurden ganze Detache-

ments zusammengehauen. Dies ist das tägliche Leben der Garnisontruppen. Tritt aber ein Feldzug ein, und wird eine große Masse in Bewegung gesetzt, um einen Feind aufzusuchen, der nie zu sehen ist, außer wenn er des Sieges gewiß ist, so sind ihre Verluste noch stärker; und wenn sie gar zum Rückzuge genöthigt werden, so ist es keine Schlacht mehr, sondern ein Niedermetzeln, wofern die Russen nicht die Vorsicht genommen haben, alle Wälder und Hohlwege in ihrem Rücken zu besetzen, was bei jeder großen Entfernung in einem so bergigen Terrain als der Kaukasus nicht immer ganz möglich ist.

Soviel der russische Soldat auch werth sein mag, wenn er in Masse angewendet wird, und so gut disciplinirt er ferner ist, wie es gewöhnlich alle in vollkommener Unwissenheit aufgewachsenen Menschen sind: so ist er doch nur so lange brauchbar, als er unter dem Commando seiner Officiere steht. Beraubt man ihn dieser, so wird er auf der Stelle eine hilflose Maschine, ohne Seele und ohne Leben, welche nur so lange ihre Verrichtungen vollführen kann, als ein geschickter Maschinist sie leitet. Als Guerillas haben sie nicht den geringsten Werth; sollte eine Armee zu gleicher Zeit ihre Officiere verlieren, oder ein Bataillon vom Hauptcorps abgeschnitten werden, so sind sie sicher, bis auf den letzten Mann niedergemacht zu werden. Ihre Gegner, die Tscherkessen, haben dagegen als Guerillas nicht ihres Gleichen auf der Welt. Außer vollkommener Kenntniß aller Localitäten, die durchaus zur Ausführung ihrer Operationen nöthig ist, so werden alle ihre Bewegungen mit wunderbarer Schnelligkeit, Vorsicht und List ausgeführt. Es thut nichts, daß die Russen ihre Patrouillen und Plänkler aussenden und diese einen günstigen Bericht abstatten; nie schlummert das Auge ihrer Feinde, stets beobachtet es jede ihrer Bewegungen. Unbehindert kann eine Armee vorrücken, bis sie an einem für einen Angriff passenden Punkte ankommt; da aber wird, wie durch Zauber, jeder Baum, Strauch, Abhang und Vorsprung von Bewaffneten plötzlich lebendig, die auf ihre Opfer einen mörderischen Kugel- und Pfeilregen herabgießen und dann wiederum in ihren festen Stellungen verschwinden, wohin jede Verfolgung unmöglich ist. Diesen Angriff wiederholen sie auf der ganzen Marschlinie und immer mit demselben Erfolge, so lange als sie unermüdlich ihre Feinde völlig aufgerieben haben, was sie sich besonders dadurch erleichtern, daß sie die Officiere zuerst wegschießen; denn sie wissen

aus Erfahrung, daß die Soldaten ganz von selbst nicht wissen, was sie sollen, und verloren sind, sobald die Anführer fehlen.

Bei anderen Gelegenheiten, an Flüssen und auf offenem Terrain, sind sie gleich tapfer, insofern nur ihre unvergleichliche Reiterei agiren kann; ihr Angriff ist für jede Armee sehr gefährlich. Gleich einer lebendigen Lawine rollen sie sich auf dieselbe hinab, bringen den Vortrab sowohl als den Nachtrab in Verwirrung und verschwinden, bevor die Artillerie soweit gebraucht werden kann, gegen sie zu spielen. In der That sind die einzigen russischen Truppen, welche mit den kaukasischen Guerillas streiten können, die Tschernomorski, Kosaken am Kuban und am Schwarzen Meere, welche die Waffen der Bergvölker, ihre Gebräuche, ihre Geschicklichkeit und Schnelligkeit in der Bewegung, kurz ihre Fechtart sich ganz angeeignet haben und in gewisser Beziehung ihren Gegnern gleich sind.

Es mag Manchen überraschen, daß eine so furchtbare Militairmacht, wie Rußland ist, nicht eine gewaltige Anstrengung macht, von dem ganzen Lande Besitz ergreift und so mit einem Schlage den Krieg beendigt. Aber wir müssen noch einmal daran erinnern, wie unmöglich es ist, in einem so unwegsamen Terrain Operationen mit einem großen Armeecorps auszuführen. Ich will der Schwierigkeit gar nicht gedenken, die der Transport des Kriegsmaterials und des Proviantes verursacht, der zum Unterhalt einer großen Armee in einer Gegend nöthig ist, wo es weder Straßen, noch Dörfer, noch Lebensmittel irgend einer Art giebt. Denn es ist die unabänderliche Gewohnheit aller Tscherkessen, Alles zu zerstören, was nicht in irgend einen entlegenen Bergdistrikt geführt werden kann, damit es nicht zum Unterhalte der Invasionsarmee diene. Aber gerade die russischen Vesten, die die Grundlage aller Operationen bilden müßten, sind so isolirt, ihre Besatzungen so unzureichend, daß sie, im Fall einer Niederlage, weder eine Zuflucht noch eine Unterstützung gewähren können, eine russische Armee vermöchte in einer solchen Klemme ohne ihre Schiffe, auf die sie sich zurückziehen kann, an ein Entfliehen gar nicht gedenken. Wenn die Schweizer in ihren ruhmvollsten Tagen die stahlgekleideten Ritter Deutschlands und Frankreichs, die an der Spitze ihrer gut geschulten Legionen kämpften, mit Erfolg zurückschlugen, so waren sie wenigstens im Punkte der Waffen ihren Gegnern beinahe gleich. Aber hier haben wir ein Volk, das gegen das mörderische Feuer einer furchtbaren

Artillerie kein anderes Vertheidigungsmittel als die Büchse und das Schwert besitzt, aber dennoch nicht nur seine Unabhängigkeit bis jetzt aufrechterhalten, sondern sogar Jahr ein Jahr aus Siege davongetragen hat.

Machen wir uns jedoch weiter mit Suchum-Kaleh bekannt. Wir können, Alles betrachtet, kaum denken, daß eine andere Macht als Rußland das Leben ihrer Unterthanen so verschwenderisch für das bloße Unternehmen opfern sollte, eine Stellung zu behaupten, die nach ihrer örtlichen Beschaffenheit unter den gegenwärtigen Umständen keinen wesentlichen Vortheil gewähren kann. Die Umgegend ist von einer giftigen Luft geschwängert, welche Krankheiten erzeugt; die Truppen sind den Kugeln eines nie schlafenden Feindes ausgesetzt; die Bucht ist außerdem nicht sicher, der Ankergrund nicht gut. Ueberdies ist die Gegend in der unmittelbaren Nähe von Suchum-Kaleh einer der wildesten und unzugänglichsten Bezirke des Kaukasus; die Einwohner sind ganz gewiß die schrecklichsten und zugleich auch die unversöhnlichsten Feinde Rußlands. Sie sind zum Theil die Nachkommen der Chane und Sultane der Krim und Kuban, die sich mit ihren Stämmen hier angesiedelt haben; so groß ist die Erbitterung, welche sie bis auf diesen Tag gegen die Russen hegen, daß man nie von ihnen gehört hat, sie hätten einem Russen Pardon gegeben, oder einen Gefangenen gemacht. Wenn wir diese gigantischen, trotzig blickenden Tataren in ihren Jacken von Schafpelz und ihren Mützen aus zottiger Wolle sehen, wie sie in ihrem Gürtel ein vollständiges Arsenal mit sich führen, die lange griechische Flinte quer über die Schulter geworfen, so haben wir auf einmal die Idee eines außer dem Gesetze stehenden Räubers, eines Menschen, welcher der Civilisation ewige Feindschaft geschworen hat. Und was wir auch immer von der russischen Regierung denken mögen, ihre unglücklichen Soldaten, die einem solchen Klima und einem solchen Feinde preisgegeben sind, verdienen unser ganzes Mitgefühl. Denn wir sind überzeugt, so lange ein Wald und ein Berg in Tscherkessien bleibt, werden seine Kinder es nie über sich gewinnen, sich von einer Macht beherrschen zu lassen, die zu verfluchen sie so gerechten Grund haben.

Viertes Kapitel.

Mingrelien und Suanien.

Der Berg Elbruß von der See gesehen. — Küste Mingreliens. — Redut-Kaleh. — Beschreibung der Stadt. — Stämme des Kaukasus. — Unsichere Herrschaft Rußlands im Kaukasus. — Mineralschätze des Kaukasus.

Als wir Suchum-Kaleh verlassen hatten, zog sich die schöne Gebirgsküste, welche uns so lange auf unserer Reise mit ihrer malerischen Mannigfaltigkeit und Abwechselung erfreut hatte, allmälig vom Ufer zurück, bis wir zu der ungeheueren Ebene Mingreliens kamen. So sehr wir auch das schöne Bild, das die Küsten Tscherkessiens darboten, bewundert hatten, so waren wir doch auf der anderen Seite nicht betrübt, endlich die Schranke hinter uns zu haben, welche uns so lange die prächtige Aussicht versperrte, die sich nun plötzlich unseren Augen darbot. Denn wir sahen jetzt die berühmte Linie der kaukasischen Alpen vor uns, die in ihrem Glanze bis in die Wolken emporstiegen. Und wenn das Auge von den undurchdringlichen Wäldern Mingreliens, die die Küste einfaßten, zu dem höchsten Gipfel des Elbruß oder dem noch ferneren Kasbeck schweiften (so rein ist die Luft in diesem köstlichen Klima), so konnten wir deutlich jeden Gebirgszug unterscheiden, der sich einer über den anderen bis zu den Regionen des ewigen Schnees erhob; daneben konnten wir gelegentlich Seitenblicke auf die Hütten und bebauten Felder der Bergbewohner thun.

Wie sehr wünschten wir jetzt, die Gebirgsgegend vor uns genauer kennen zu lernen, deren staunenerregende Kuppe, der Berg Elbruß, bis siebzehntausend Fuß über den Meeresspiegel emporsteigt und gleich dem Atlas dasteht, um den blauen Dom des Himmels zu tragen; wie selten, wenn es überhaupt je geschehen ist, hat eines Europäers Fuß diese Einöde ewigen Schnee's betreten, wo viele Flüsse und Bäche entspringen, welche den Kaukasus und das ganze angrenzende Gebiet bewässern! Was für ein Feld bietet sich hier noch den Forschungen künftiger Reisenden! Die erhabenste Naturscenerie, Alles, was den Menschen begeistern und die Einbildungskraft erheben kann, Alles, was mild und schön, romantisch oder großartig, findet man hier vereinigt. Ein schönes Kunstwerk, ein prachtvoller Bau kann unsere Bewunderung erregen; aber wie wenigsagend sind diese im Vergleich mit den Meisterwerken der Natur, mit

ihren Felsen und Abhängen, ihren Gletschern und ewigen Schneemassen, mit allen ihren mannigfaltigen, schönen und phantastischen Formen. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß gerade diese Alpenlandschaft in einer Gegend liegt, von der man sagen könnte, die Eismassen sind mit den fruchtbarsten Thälern untermischt, die unter der Hand eines Landwirthes die ausgesuchtesten Producte des begünstigtsten Klima's reichlich hervorbringen würden; eine Reise von wenigen Stunden ist hinreichend, den Wanderer aus der milden Sonne des Südens in die Region ewigen Eises zu versetzen.

Wollen wir hoffen, daß der Tag nicht mehr fern ist, wo diese anziehenden Gegenden dem Unternehmungsgeiste der Nationen erschlossen werden, welche Geld und Waffen geliehen haben, um die Macht zu stürzen, die so lange und so willkürlich den Fortschritten der Aufklärung und der freien Institutionen unter den Völkern eine Schranke gesetzt hat. Sollen wir nicht hoffen, daß die wackeren Einwohner des Kaukasus unabhängig erklärt werden, und ihre schöne Gegend der anziehende Magnet aller Touristen wird? Welches Feld wird sich dann nicht nur dem Liebhaber des Malerischen eröffnen, sondern auch dem Mineralogen, dem Botaniker, dem Geologen und Allen, welche sich für die Geschichte der Völker, für das Studium der Poesie und Sagen des anziehendsten und vielleicht ältesten Volkes der Welt interessiren!

Es war unmöglich, auf dieses herrliche Schauspiel, das sich jetzt vor unseren Augen unter dem weiten Bogen des Himmels darbot, auf diesen Gebirgswall und die sagenberühmte Heimat unseres Geschlechtes, gegen welchen die Wogen russischen Ehrgeizes seit länger als einem Vierteljahrhundert vergeblich gewüthet und geraset haben, — es war unmöglich, sage ich, auf dieses Schauspiel zu blicken, ohne einen Enthusiasmus, eine mit Staunen und Bewunderung vermischte Gluth für den Heldenmuth seiner Bewohner zu fühlen, welche allein den Muth hatten, den Fortschritten Rußlands Halt zu gebieten, während die Türken und Perser gleichgiltig sich den Uebergriffen ihres mächtigen Nachbars fügten, ja, bei dem blosen Namen des gewaltigen Despoten des Nordens zitterten. Gern hätte Rußland im Kaukasus seine gewöhnliche Politik befolgt, mit der es bei gebildeteren Nationen so glückliche Erfolge erzielt hatte, gern hätte es sich den Rath zu Nutzen gemacht, der dem macedonischen Philipp vom

Orakel zu Delphi gegeben worden war: „Wenn du Griechenland erobern willst, so kämpfe mit silbernen Speeren." Gern hätte es mit seinem Golde sich durch den Kaukasus einen Weg zu den längst lüstern begehrten Ländern Central-Asiens gebahnt. Zum Glücke war für einen günstigen Erfolg des gegenwärtigen Krieges in Asien doch noch ein tugendhaftes Geschlecht geblieben, ein braves Volk, welches sein Land und seine Unabhängigkeit mehr als das Gold der Fremden liebte, welches seine heimatlichen Berge, seine Einfachheit und Freiheit allem Glanze und Schimmer vorzog, den die Versuchung ihm anzubieten hatte.

Als wir Suchum-Kaleh verlassen hatten, kamen wir bei den unbedeutenden Buchten Kelassur, Kodor, Ilori und Anaklea vorbei. Letzteres, am Zusammenflusse des Ingur und Apis gelegen, soll auf der Stelle des alten Heraklea stehen. Jetzt ist es nur ein Fischerdorf; dieser ganze Strich des Schwarzen Meeres hat Ueberfluß an Stören, besonders der sehr seltenen Art, die unter dem Namen Cephaloptera allgemein bekannt ist und von dem die beste Sorte Caviar kommt. Ebenso finden sich Lachsforellen in dem Ingur und Apis, und nahe der Küste zu eine große Menge von Häringen, welche, so winzig sie auch ihrer Größe nach, doch unvergleichlich zart von Geschmack sind.

Von Anaklea bis Redut-Kaleh bietet, mit Ausnahme einer fernen Aussicht auf die kaukasischen Alpen und das Hochland von Imerien die niedrige, sumpfige Küste von Mingrelien keine einzige Erscheinung, die Eintönigkeit der Landschaft zu beleben. Zwar giebt es Wälder mit Bäumen von üppigem Wuchse und weite Strecken mit Schilf und Binsen, aber keine Spur, soweit wir von unseren Schiffen sehen konnten, daß nur ein Mensch in diesen traurigen Einöden seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Endlich warfen wir an der Mündung des alten Cyanes, der jetzt Chopi heißt, in der Absicht Anker, Redut-Kaleh zu besuchen, eine andere Militairstation Rußlands am Schwarzen Meere. Jedoch erforderte es nicht geringe Anstrengung, sogar für kleine Ruderboote, es wegen der Anhäufung von Sand bei dem Felsenriffe am Eingange zu erreichen. Es ist ein vollständiger Berg in der See, denn zu beiden Seiten ist eine hinreichende Wassertiefe, daß auch Kriegsschiffe darauf gehen können. Wenn es eines Beweises der strafbaren Vernachlässigung bedarf, mit der die unglücklichen Bewohner dieser einst glücklichen Gegend von ihren barbarischen

Beherrschern behandelt werden, so ist der Zustand dieser Bucht ein handgreiflicher. Als die Türken und die Fürsten von Mingrelien Redut-Kaleh in Besitz hatten, war ein Gesetz in Kraft, wodurch jedes Schiff, wenn es bei dem Felsenriffe vorbeifuhr, einen schweren eisernen Rechen nach sich zu schleppen angehalten wurde, was die Wirkung besaß, daß die Passage für Schiffe einer bestimmten Last offen gehalten wurde. Seitdem jedoch die neuen Herren, die Russen, Besitz davon ergriffen haben, ist dieses so einfache und billige Verfahren aufgegeben worden. Daher wächst die Sandbank jährlich an Größe und zur Vermehrung des Uebels wird die ganze umliegende Gegend Sumpf, der für die Gesundheit der Menschen ebenso gefährlich ist, als die pontinischen Sümpfe in Italien.

Wir können die Politik der russischen Regierung darin leicht begreifen, daß sie die Sandanhäufungen an der Mündung der Donau gestattet. Aber warum behandelt sie den Chopi ebenso? einen schönen, schiffbaren Fluß im Herzen Mingreliens, welche Provinz sie nach allen ihren Plänen und Absichten als ihr vollständiges Eigenthum betrachten kann. Wir bekennen für den Augenblick die Unfähigkeit, die Beweggründe Rußlands zu durchschauen. Vielleicht ist es der Treue der Einwohner nicht versichert und glaubt, wenn es dieselben von aller Verbindung mit ihren Nachbarn abschneidet, sie leichter in Unterthänigkeit halten zu können. Vielleicht hegt es auch die Absicht, in einigen Jahren, oder spätestens bei der ersten günstigen Gelegenheit von Bathum und Trapezunt, zweien schönen Häfen an der türkischen Küste, Besitz zu ergreifen, wodurch die Häfen von Redut-Kaleh und Poti am Phasis der Kosten und der Mühe ihrer Erhaltung nicht werth sein würden.

Als wir an dem Riff vorübergefahren waren, befanden wir uns in dem Chopi, einem schiffbaren Flusse, der ruhig wie ein See ist und hinreichendes Wasser hat, um Schiffe von beträchtlicher Last aufzunehmen. Welche trostlose Scene! So weit das Auge reichen konnte, war kaum etwas anderes als ein weiter Sumpf zu sehen, die Heimat des wilden Pelikans und aller Wasservögel, die den Aufenthalt der Menschen fliehen. Und dies setzte sich bis zu dem ungefähr zwanzig (englische) Meilen entfernten Redut-Kaleh fort.

Etwa zwei Meilen weiter kamen wir zu einem anderen Flusse Ziba, der nur am Eingange schiffbar ist und daselbst beträchtlich tiefer sein soll,

als der Chopi. Nur der erste der beiden Flüsse hat seine Quelle in den Alpen, den Vorgebirgen des Kaukasus. Wie man deshalb voraussetzen kann, wächst beim Schmelzen des Schnee's oder bei heftigen Regengüssen die Wassermasse bedeutend und überschwemmt, da sie keinen genügenden Abfluß zur See findet, die ganze angrenzende Gegend. Redut=Kaleh ist das getreue Abbild jeder anderen großen oder kleinen Stadt in diesem Theile Asiens. Man sieht hier Märkte und lange schmale Gäßchen, die Straßen vorstellen sollen, ungepflastert und schmuzig, mit den miserabeln Häusern, die eher Hütten gleichen, aus Holz gebaut und in ihrer äußeren Erscheinung ebenso jämmerlich, als im Innern unbehaglich sind. Hunde und Geier sind die einzigen Straßenreiniger; eine tiefe Rinne in der Mitte der Straße vertritt die Stelle einer Wasserleitung. Obgleich die Gesundheit der Einwohner durch die Ausdünstungen der Sümpfe sehr leidet — diese Stadt soll auch eine der ungesundesten an der Küste des Schwarzen Meeres sein — so hat die Stadt doch noch nicht ihren früheren Wohlstand, dem sie dem Handel verdankte, verloren. Redut=Kaleh war nämlich, ehe Rußland sich auch hier hermetisch verschloß, der große Stapelplatz englischer Waaren nach Central=Asien. Trotzdem ist sie selbst jetzt noch, obwohl schon verfallen, die einzige Stadt von einiger Bedeutung an der Küste Mingreliens. Hierher kommen die Einwohner näher und ferner liegender Gauen, um zu kaufen, was sie an fremden Waaren gebrauchen.

Da in Redut=Kaleh soeben ein großer Markt, der jedes Jahr um diese Zeit stattfindet, abgehalten wurde, so sahen wir die Stadt gerade unter den günstigsten Umständen. Es gab uns eine passende Gelegenheit, von all' den verschiedenen Stämmen, welche namentlich das benachbarte Gebirge bewohnen, Repräsentanten zu sehen. Außer den Mingreliern und Imeriern sah man Georgier, Perser, Tscherkessen, Abassen, Lasen, Lesghier und Armenier neben Juden, Türken, Tataren und Turkomanen (?) — gewiß eine interessante Versammlung, um so mehr da Jedermann in seiner eigenthümlichen Kleidung erschienen war und schon in Mienen und Benehmen seine hervorstechenden Eigenthümlichkeiten kundgab.

Während wir durch dieses bunte Völkergewirre wanderten, machte mich Fürst Woronzoff auch mit den verschiedenen Nationalitäten besonders bekannt. Da stand ein stolzer Georgier in einer Kleidung, wie für ihn

geschaffen: ein eng anliegender Rock mit geschlitzten Aermeln und mit Silberdressen besetzt, ziemlich weite Beinkleider, die bis an die Kniee reichten, und eine hohe und spitzzulaufende Mütze von astrachanischem Schafpelz. Seinen Gesichtszügen nach hätte man ihn eher für einen Perser oder Armenier halten können. Die einzige Waffe, die er trug, war ein großer Dolch, dem zweischneidigen Schwerte der Römer gleich, mit einem schwarzen Griff versehen, der an dem prächtig gestickten Gürtel hing. Die Mingrelier und Imerier erschienen in ihrem Benehmen und in ihrer Kleidung den Tscherkessen ähnlich; in ihrer persönlichen Erscheinung imponirten sie jedoch weit weniger; auch fehlte ihnen das feurige, ich möchte sagen, funkelnde Auge und die Keckheit im Benehmen, wodurch jenes Volk gerade sich auszeichnet. Die Landleute waren sämmlich mit Dolchen, Pistolen und quer über die Schulter geworfenen Flinten bewaffnet; auch hatten sie dieselbe Art schwarzen Filz-Mantels (die sogenannte Burka) von den Schultern herabhängen, den die Tscherkessen zu tragen pflegen. Bei weitem die interessantesten waren die Bewohner der höheren Alpen, namentlich die Suanier oder Swanethen; ihr Land liegt so hoch, daß der Winter daselbst acht und selbst neun Monate im Jahre dauern soll. Diese Bergbewohner von Riesenstatur waren alle bis an die Zähne bewaffnet, und blickten so stolz und wild um sich, als wenn sie noch nie mit civilisirten Nationen in Berührung gekommen wären. Statt des sonst auch bei den Tscherkessen gewöhnlichen Ueberrockes, trugen die Suanier lange Röcke von Schaffellen, die jedoch vorn ebenfalls die gewöhnliche rothlederne Patronentasche der kaukasischen Bergvölker hatten. Ihre Mützen, obwohl denen, welche die Tscherkessen haben und welche schon oben beschrieben sind, hinsichtlich der Form sehr ähnlich, zeichnen sich doch noch durch den Pelzumsatz aus, indem die langen weißen Ziegenhaare in einzelne Zöpfe geflochten waren. Anstatt der Schuhe waren die Sohlen der sonst nackten Füße mit Sandalen, aus ungegerbtem Leder gemacht und mit Riemen nach oben zusammengeschnürt, versehen.

Außer den bereits genannten erblickte man noch manche andere Stämme aus den entfernteren Gauen des Kaukasus; alle nahmen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Mit der russischen Regierung stehen sie in freundlicher Beziehung und haben daher auch die Erlaubniß erhalten, Salz, Tabak und Pulver, dieses letztere jedoch nur in kleinen Quantitäten,

einkaufen zu dürfen. Aus dem Umstande, daß es Mingreliern und Imeriern gestattet ist, ihre Waffen beizubehalten, darf man wohl den Schluß ziehen, daß die russische Macht in diesen Provinzen doch noch nicht so ganz fest sein kann, denn dasselbe Recht haben weder die Georgier und Armenier, welche russische Unterthanen sind.*) Unter diesen Verhältnissen können sich die Soldaten der russischen Besatzung Glück wünschen, daß sie einen wesentlichen Vortheil vor ihren Cameraden in allen anderen russischen Festungen voraushaben, daß sie in Redut-Kaleh doch wenigstens nur einen einzigen freilich gefährlichen Feind, nämlich die verderblichen Ausdünstungen der Moräste, zu fürchten brauchen.

Die Autorität Rußlands ist in den drei Provinzen: Mingrelien, Imerien und Gurien äußerst zweifelhaft. Rußland weiß recht gut, daß so lange es mit den Einwohnern von Daghestan und den Tscherkessen im Kriege lebt, der geringste Eingriff in die Freiheiten des Volkes — denn sie sind auf diese sehr eifersüchtig — zur Empörung führen würde; dies möchte dann die nothwendige Folge haben, daß Georgien, eine Provinz, welche ihrer Lage nach der Schlüssel zu den übrigen transkaukasischen Besitzungen ist, bald verloren ginge. Daher hat es Rußland bis jetzt auch noch nicht gewagt, hier seine etwas zu sehr zusammengesetzte Regierungsmaschine, mit dem Paßwesen und den fiskalischen Einrichtungen, einzuführen. Auch hat es das Land noch nicht mit einem Heere von Beamten überschwemmt, um die verschiedenen drückenden Bestimmungen und Plackereien mit Gewalt durchzuführen, durch welche Rußland allein seine Oberherrschaft über die vielen unter seine Herrschaft gekommenen Völker behaupten kann. Ohne Zweifel würde es bald ein ganz anderes Regierungssystem einführen, sobald ihm einmal das Glück lächelt, und es den unbezwungenen und unbezwingbaren Geist Tscherkessiens und Daghestans zu unterjochen vermag. Wie in Altrußland, und den schon längst unterworfenen Provinzen dürfte bald das drückende System des Despotismus die Stelle der milden Herrschaft ersetzen, deren diese Völker sich jetzt noch

*) Man möchte eher vermuthen, daß, da die Mingrelier das Recht, Waffen zu tragen, besitzen, ihre Unterwerfung gesichert sein muß. Uebrigens ist die Angabe des Verfassers, wonach Georgier und Armenier keine Waffen tragen dürfen, ein Irrthum, da man selbst in Tiflis keinen Eingeborenen, auch wenn er auf dem Basar irgend eine Handthierung verrichtet, ohne Waffen sieht. Anmerk. des Uebers.

unter ihren Fürsten und Aeltesten erfreuen; alle die Vorrechte, welche die kaukasischen Völker bis jetzt mit Gewalt sich erhalten haben, möchten in Kurzem vernichtet sein. Wie bei den übrigen kraft- und geistlosen Völkern, über die Rußland herrscht, würden wir auch hier nur Maschinen sehen, welche, wie dort, von der Hand eines einzigen, obgleich geschickten Leiters geführt werden.*)

Für Rußland haben alle diese Provinzen nur vom politischen Gesichtspunkte aus Werth. Weit davon, daß sie für Rußland eine Einnahmequelle darbieten, sind sie vielmehr ein beständiger Abzugscanal für den Staatsschatz. Es ist dieses weniger wegen der gleichsam stehenden Ausgaben, die für die Unterhaltung von Besatzungen in so vielen Festungen durchaus nothwendig sind, der Fall, sondern noch mehr wegen der beträchtlichen Summen, die unter dem Namen von Pensionen jährlich verausgabt werden, und zwar aus dem einfachen Zwecke, um sich der Treue der kleinen Häupter und Aeltesten zu versichern. Doch was die Russen Pensionen nennen, gilt bei den Eingeborenen als Tribut. Dieses Possenspiel wird sogar soweit getrieben, daß der regierende Fürst Mingreliens jährlich über 2000 Rubel für die Erlaubniß erhält, daß die Russen eine Handelsgesellschaft in Redut-Kaleh haben gründen dürfen;**) und doch wurde Mingrelien, zusammen mit Georgien, unter der Regierung des verstorbenen Kaisers Alexander zu einer Provinz Rußlands erklärt. Man sieht also auch hier, durch welche Mittel ein halbcivilisirtes Volk getäuscht

*) Ohne gerade ein Lobredner des russischen Regierungssystems zu sein, so verhält es sich doch in diesem Falle gerade umgekehrt. Wo noch die ursprünglichen Fürsten in Transkaukasien sich erhalten haben, was allerdings nur noch in Mingrelien und Abchasien der Fall ist, befindet sich das Volk unendlich schlechter, als da, wo es unmittelbar unter russischer Oberhoheit steht. Rußland giebt sich natürlicherweise alle Mühe, um die an Freiheit gewöhnten Kaukasier freundlich gesinnt zu erhalten, während die einheimischen Fürsten auswärts keine Ueberfälle mehr machen können und sich deshalb an ihren eigenen Unterthanen schadlos halten. Ein sehr frappantes Beispiel geben Mingrelien, was noch einen eigenen Herscher besitzt, und Imerien oder Imerethi, dessen Fürst schon längst verjagt ist, weil er, je nach Umständen, es bald mit den Russen, bald mit den Türken hielt. Anmerk. des Uebers.

**) Auch dieses ist nicht richtig. Der Dadian (d. h. regierende Fürst) von Mingrelien verkaufte in seiner gewöhnlichen Geldverlegenheit der russischen Regierung das Recht, Zölle an der Küste zu erheben, für 2000 Rubel jährlich. Dafür hat jetzt Rußland eine jährliche Einnahme von 40,000 Rubeln. Anmerk. des Uebers.

und gehindert wird, mit seinen Nachbarn, den unabhängigen Stämmen des Gebirges, gemeinschaftliche Sache zu machen.

Allerdings giebt es ein Band, nämlich die religöse Uebereinstimmung, die die Mingrelier an Rußland fesselt; der größere Theil der Bewohner gehört der griechischen Kirche an. Aber inwiefern man ein Volk Christen nennen kann, welches manchen Gebrauch des Heidenthums bewahrt, z. B. die Verehrung der alten Götterbilder (?) und das Schlachten von Thieren als Sühnopfer, ist freilich schwierig zu entscheiden. Diese Gebräuche sind bei Mingreliern, Imeriern und Georgiern ganz allgemein, besonders aber unter den Bewohnern der Bergdistrikte genannter Provinzen. Manche von diesen bekennen sich ganz öffentlich zu dem Mohamedanismus und haben jeden Versuch, sie zum Christenthume zu bekehren, bis jetzt vereitelt. Es ist zwar wahr, sie besuchen häufig die nächsten Kirchen, nehmen den Silberrubel und das Silberkreuz, was die russische Regierung ihnen in diesem Falle bewilligt hat, und lassen sich taufen; dann wandern sie aber nach einer anderen Kirche und thun Alles noch einmal. Im Herzen bleiben sie nicht weniger gute Mohamedaner und gute Heiden, als es früher der Fall gewesen war.

Die Wahrheit ist — wir können es sowohl aus eigener Erfahrung während unserer Reise in diesen Gegenden, als auch nach den Berichten russischer Officiere offen aussprechen — daß die Macht Rußlands gerade in diesen scheinbar ruhigsten Theilen seiner transkaukasischen Besitzungen auf Sand gebaut ist. Die Priester der griechischen Kirche, und die kleinen Fürsten und Aeltesten, die von Rußland Pensionen ziehen, sind ohne Zweifel aus eigenem Vortheil betheiligt, der russischen Herrschaft anzuhängen; das Volk verabscheut sie aber, ohne alle Ausnahme. Es ist daher jetzt, wo bereits der Krieg sich bis an die Küste Mingreliens ausgebreitet hat, gar nicht unwahrscheinlich, daß die Mingrelier sich öffentlich gegen Rußland aussprechen und zu den Waffen greifen werden, sobald die Türken von der einen, und die Anhänger Schamils, Tschetschenzen und Lesghier, von der anderen Seite erst festeren Fuß gefaßt haben.

Mingrelier, Imerier und Georgier sind alle Abkömmlinge eines und desselben Volkes und sprechen nur verschiedene Dialekte derselben Sprache. Noch haben sie die Macht und Gewalt ihrer Vorfahren nicht vergessen, daß sie vor einem Jahrhundert noch von Fürsten beherrscht wurden, die

selbst bei ihren Erbfeinden, Persern und Türken, verstanden, sich und ihr Land in Achtung zu setzen. Vielleicht haben die Russen keine unversöhnlicheren Feinde im Kaukasus als alle die Stämme eines und desselben Volkes, welche die Gebirgsthäler von Georgien, Imerien und Mingrelien bewohnen. Keine anderen Völker beunruhigen die russischen Truppen auf ihren Märschen von Tiflis nach Daghestan so sehr als diese. So viel ist gewiß, daß kein Reisender, ohne ihren Häuptlingen empfohlen zu sein, durch die Engthäler und Schluchten hindurchkommen kann; er müßte denn von Veste zu Veste von einer Escorte begleitet sein. Diese Schwierigkeiten haben sich in den letzten Jahren selbst vermehrt, besonders in Folge der inneren Kriege in Persien und in der Türkei, da eine Menge flüchtig gewordener Türken und Perser sich eine neue Heimat im Kaukasus suchten. Sie alle sind Feinde Rußlands und haben, da sie meistens entschlossene Männer sind, ihren Haß und Grimm gegen den angeborenen Feind auf die Einwohner dieser Länder übergetragen. Alle russischen Officiere, mit denen wir gesprochen und die im Kaukasus gedient haben, waren derselben Meinung, daß keine Regierung, mag sie auch noch so mächtig, noch so unternehmend und noch so human sein, mit Erfolg ihre Herrschaft über ein Volk gründen könne, welches, abgesehen von der Anhänglichkeit, die es immer für die Regierung seiner angeborenen Fürsten an den Tag gelegt hat, und abgesehen von der Wildheit und Ungebundenheit seines Charakters, keine mit Fremden eingegangene Verpflichtung für bindend betrachtet. Fast jeder Stamm im östlichen Kaukasus erklärte wiederholentlich seine Anhänglichkeit an die russische Regierung, erhob jedoch immer die Fahne der Empörung bei der ersten günstigen Gelegenheit sogleich wieder und metzelte selbst die Besatzungen der Vesten nieder. Gerade die Ossen, welche mitten im Kaukasus wohnen, welche man für einen slawischen (?) Stamm hält, und welche schon Katharina **II.** zum Christenthume bekehrt zu haben meinte, wurden — und dies steht fest — durch die Ueberredungen des Propheten des Kaukasus, Kast Mollah, und seines Nachfolgers Schamil Bey für den Mohamedanismus gewonnen und sind seit dieser Zeit Verbündete (?) der Lesghier. Von allen Bergvölkern übrigens, die diesen Theil des Kaukasus bewohnen, sind vielleicht die beiden mächtigen, die Suanier und Inguschen, diejenigen, die am gefährlichsten und am schwersten zu unterwerfen sind. Das zuerst genannte zahlreiche

und kriegerische Volk nimmt die ganze Alpen- und Gebirgsgegend vom Elbruß bis zu den Grenzen Mingreliens und Imeriens ein. Man hält sie für die Ureinwohner des Kaukasus, zumal da der Name „Suani" schon bei den Alten vorkommt. Die Russen haben es nie vermocht, in das Innere dieses Landes einzudringen. Unter den vielfachen romantischen Geschichten, die über sie im Umlauf sind, soll es bei ihnen Gegenden von seltener Schönheit geben, die deshalb sogar mit Eden verglichen wurden. Durch das Hochgebirge selbst sind diese Striche vor jedem rauhen Winde geschützt; die Kälte des Winters und die Hitze des Sommers ist dort gleich unbekannt. Es wird sogar berichtet, daß hier die Heimat unserer ersten Eltern und die Gold- und Silberbergwerke der Alten waren. Fürst Woronzoff, der ein gründlicher Sprachforscher ist, jederzeit großes Interesse für Alles an den Tag gelegt hat, was sich auf die alte Geschichte der Kaukasusstämme bezieht, und auch genauere Kenntniß von ihnen und ihrem Lande hat, als irgend Jemand bei uns, schien anzunehmen, daß die Suanier zu der großen Familien der Lasen gehören, die Prokop beschrieben hat, oder daß sie wenigstens in irgend einer Zeit deren Herrschaft anerkannt haben. Er gründet seine Annahme auf die Aehnlichkeit der Sprache, die sie reden, und die der Lasen, z. B. Dada (Vater) und Daal, Thaut (Gott). Was ihren Namen betrifft, so bezeichnet dieser nur die Alpenlandschaft, die sie bewohnen.

Der Fürst bestätigte uns eine Nachricht, die dieses geheimnißvolle Volk betrifft, daß sie nämlich nur Einen Gott verehren, welchen sie Daal nennen, und daß sie an die Unsterblichkeit der Seele glauben. Es ist auch bemerkenswerth und vielleicht eigenthümlich, daß alle Versuche, die bisher gemacht wurden, sei es von den Missionairen der Türken und Perser, sie zum Mohamedanismus, sei es von den Russen, sie zu ihrer Kirche zu bekehren, gänzlich fehlgeschlagen sind. Auch feiern sie den Sonntag auf dieselbe Art wie wir, indem sie ihn zu einem Ruhetage machen. Ebenso kann ihre Zeiteintheilung und mancher ihrer Gebräuche die Annahme bestätigen, daß sie sich einmal zum Christenthume bekannt hatten und ebenso mit dem Judenthume nicht unbekannt gewesen waren, denn manche Punkte ihres religiösen Ritus und ihrer Ceremonien stehen den mosaischen Vorschriften sehr nahe.

Hierin wie in fast allen anderen Einzelheiten, die mit der Religion, den Sitten, den Eigenthümlichkeiten und den Gewohnheiten der kaukasischen Stämme zusammenhängen, haben wir nie eine Behauptung zu machen gewagt, die nicht zugleich durch das Zeugniß einiger gebildeter, vorurtheilsfreier russischer Officiere unterstützt worden wäre. Wir müssen offen anerkennen, daß wir die russischen Officiere immer gefällig und bereit fanden, uns ihre Erfahrungen und Kenntnisse, die sie sich im Verlaufe einer längeren Anwesenheit erworben hatten, mitzutheilen. Was den Kaukasus im Allgemeinen betrifft, so waren auch sie alle der Meinung, daß in seinem Innern es noch Gegenden giebt, bis zu denen sie nie im Stande gewesen waren, vorzudringen. Diese unbekannten Striche seien von bedeutender Ausdehnung und sehr fruchtbar und lägen zwischen den beiden größten Bergen, Elbruß und Kasbeck; deshalb hatten ihnen die Tscherkessen oft gesagt: „Ihr mögt euch an der Küste niederlassen und den Besitz der See behaupten, aber nimmer werdet ihr im Stande sein, mit Gewalt in die Alpenheimat der Suanier und Inguschen einzudringen. Dort haben wir Kornfelder, Weingärten, Wiesen und Matten hinreichend, um unser ganzes Volk zu erhalten, und sogar noch mehr als wir gebrauchen."

Der russische Reisende Reineggs, einer der ersten im Kaukasus und zwar schon im vorigen Jahrhundert, der den Auftrag von der russischen Regierung erhielt, den Häuptlingen des Gebirges Geschenke zu überbringen, in Wahrheit aber die Glaubwürdigkeiten der Nachrichten untersuchen sollte, die das Dasein vom Gold im Kaukasus betreffen, sagt in seinen Berichten, daß er auf der Südseite des Gebietes der Suanier die Gänge und Schachte entdeckt habe, woher aller Wahrscheinlichkeit nach die Alten ihre wunderbaren Zufuhren von Gold und Silber geholt haben möchten. Seitdem sind aber die Spuren wieder verloren gegangen. Man will daraus den Schluß ziehen, daß die Bergvölker aus Furcht jede Spur zu den Bergwerken zerstört hätten. Daß in der That Gold in diesem Theile des Kaukasus vorhanden ist, kann nicht zweifelhaft sein, denn man findet es noch einzeln im Ingur und in dessen Nebenflüssen, die sämmtlich ihre Quelle in der Alpengegend des Elbruß haben. Ebenso ist es bemerkenswerth, daß kurz nach dem Berichte, den Reineggs abgestattet hatte, die Russen den Angriffskrieg im Kaukasus auch begannen, ohne Zweifel

theilweise durch die Hoffnung dazu bewogen, sich in den Besitz dieser einträglichen Minen zu setzen. Es giebt in der That keinen gebildeten Russen, welche politischen Ansichten er auch immer haben mag, der nicht glaubt, daß diese Minen jederzeit der Macht, die einen dauernden Besitz dieser Gegend behaupten kann, eine Quelle unversiegbaren Reichthums sein werden. Seit Reineggs' Zeit sind manche Versuche von Abenteurern gemacht worden, sich einen Zugang in das geheimnißvolle Land der Suanier zu verschaffen; ihr Streben nach Gold trieb sie dazu, aber sie kehrten nie zurück.

Da wir damit unsere Reise längs der Küsten zu Ende gebracht haben, so hoffen wir, daß der Leser uns in das Innere begleiten wird, wo wir ihm etwas mehr von der Gegend und ihren Einwohnern zeigen werden.

Fünftes Kapitel.

Der Kaukasus und Schamil.

Historischer Abriß vom Kaukasus und von seinen Bewohnern. — Russische Ränke. — Elias Manßur, der erste Kriegsprophet des Kaukasus. — Seine Geschichte und sein geheimnißvolles Verschwinden. — Seine Nachfolger, Kasi Mollah und Schamil-Bey. — Ihre Laufbahn.

In einer Zeit, wie die jetzige ist, wo der Osten dazu bestimmt zu sein scheint, das Schlachtfeld der alten Welt zu werden, in einer Zeit, wo nach einer nicht weniger außergewöhnlichen, als auch unerwarteten Revolution, die in der Geschichte des Menschengeschlechtes ganz eigenthümlich dasteht, europäische Aufklärung und Civilisation in die entlegensten und früher kaum beachteten Gegenden gebracht wird, gerade in einer solchen Zeit darf uns am allerwenigsten das Geschick der Völker dieser mächtigen Alpenregion, des kaukasischen Isthums, gleichgiltig sein. Die wichtige Lage, die der Kaukasus zwischen Europa und Asien einnimmt, gerade zwischen zwei Meeren und die günstige Lage seiner Vesten haben bereits seit den ältesten Zeiten die Aufmerksamkeit jedes Eroberers auf sich gezogen, der seine Herrschaft möglichst erweitern wollte. Aber alle Anstrengungen waren vergebens, denn Niemand vermochte bis jetzt die stolzen Bewohner des Gebirges zu unterjochen.

Der Kaukasus war die Grenze für die siegreichen Waffen der Assyrer, Perser, Griechen und Römer; in seinen Bergen erhielt sich die Freiheit gegen alle Völker, die ringsumher anstürmten. Auch jetzt kämpft nun seit einem halben Jahrhundert die größte Militairmacht nicht allein Europa's, sondern der ganzen Welt, gegen das Häuflein der Gebirgsbewohner, ohne irgend erhebliche Vortheile zu erlangen.

Unbezwingbar durch seine günstige Lage, auf zwei Seiten von wichtigen Meeren umspült, versehen mit einer Reihe guter Häfen, bestehend aus einer Reihe der fruchtbarsten Thäler, die sich des herrlichsten Klima's erfreuen und die an allen Produkten des Bodens Ueberfluß haben, und zwischen zwei Erdtheilen gelegen, ein Umstand, der ihn zur Bezeichnung der Brücke zwischen Europa und Asien berechtigt — ist und bleibt der Kaukasus ebenso unerforscht und geheimnißvoll als zu der Zeit, wo er in den Gesängen des unsterblichen Griechenlands eine gewichtige Rolle spielte. Alles, was uns Arrian und Strabo über ihn berichtet haben, kann noch heutzutage auf ihn angewendet werden; so wenig haben sich seine Bewohner in Regierungsform, Sitten und Gewohnheiten geändert. Sollen wir daher nicht hoffen, daß, wenn die gegenwärtige Krisis sich entschieden hat und der geistige Strom europäischer Civilisation seinen Weg vorwärts schreitend durch den ganzen Osten nehmen wird, daß dann auch diese Gegend, welche von den Zeiten des macedonischen Alexander bis auf Nikolaus I. allen feindlichen Angriffen siegreich widerstanden hat, endlich der Civilisation und dem Wohlstande zugeführt wird!

Von Stämmen bewohnt, bei denen Vaterlandsliebe das vorherrschendste Gefühl ist, die zu allen Zeiten gern Gut und Blut in einem fast ununterbrochenen Kampfe für die Freiheit gewagt, und männlich den listigen Schlingen systematischer Bestechung widerstanden haben, wodurch Rußland hauptsächlich seine Herrschaft über die meisten ihm unterworfenen Völker angebahnt hat, möchte es sich doch dereinst ereignen, daß sie, so feindlich sie sich auch bisweilen gegenüberstanden, bei der gemeinschaftlichen Gefahr sich vereinigen und einen Staatenbund bilden, gleich dem der Schweizer, hart an den Grenzen Europens und Asiens. Der Kaukasus wäre auch dann der Sitz der Freiheit, der Zufluchtsort der Unterdrückten aller Staaten.

Wenn wir bedenken, was in dieser Hinsicht die kleine Schweizerrepublik bei ihrer unverwüstlichen Liebe zur Freiheit gethan, wie Bildung und Sitte in ihren freien Bergen gehegt und gepflegt wurden und wie sie manchen glücklichen Kampf gegen Pfaffenlist und weltliche Uebermacht bestand, so dürfen wir auch den großartigeren Bergen des Kaukasus und den Bewohnern, welche dieser einschließt, ein günstiges Prognostikon stellen und eine glänzende Zukunft vorhersagen, sobald sie glücklich die russischen Angriffe zurückgeschlagen und sich zu einem Bunde unabhängiger Staaten vereinigt haben. Es kommt noch dazu, daß die Kaukasusländer weit günstiger als die Schweiz liegen und demnach zu einem Staatenbunde weit mehr Vortheile darbieten.

Was die Tscherkessen betrifft, die größtentheils den westlichen Kaukasus bewohnen, so hat Alles, was bis jetzt über sie geschrieben ist, den Schleier noch nicht gehoben, welcher das Geheimniß ihres Ursprunges verhüllt. Daß sie einmal ein sehr mächtiges Volk waren und nicht nur über den kaukasischen Isthmus, sondern auch über die Krim herrschten, unterliegt keinem Zweifel; viele Flüsse, Berge, ja sogar Ortschaften haben in der letzteren bis auf unsere Tage ihre tscherkessischen Namen beibehalten. Die Byzantiner bezeichneten seit den frühesten Zeiten die Einwohner des westlichen Kaukasus als Zychi, das griechische Wort für Tscherkessen, und beschrieben ihr Gebiet, als von Pitzunda, dem Pythus der Alten, die Küste des Schwarzen Meeres entlang bis zur Mündung des Kuban reichend. Die Genueser, welche im Mittelalter verschiedene Handelsniederlassungen an der tscherkessischen Küste des Schwarzen Meeres hatten, bestätigten diese Angaben und sagten außerdem, daß die Tscherkessen vor jedem anderen Volksstamme des Kaukasus am meisten durch ihre heldenmüthige Tapferkeit sich ausgezeichnet und einen gewissen Grad von Civilisation erreicht hätten, höflich in ihrem Benehmen, gastlich gegen Fremde und vor allen Dingen bis zum Argwohn wachsam auf ihre Freiheit wären.

Die Tscherkessen unterscheiden sich auch hinsichtlich ihrer Sprache von den übrigen Stämmen des Kaukasus; sie nennen sich selbst Adighe, was ein Volk bedeuten soll, was zwischen zwei Meeren wohnt. Daraus können wir wohl folgern, daß sie die eigentlichen Ureinwohner des Kaukasus gewesen sind. Alle Versuche deutscher Gelehrter, ihre Abstammung

von den Alanen, Arabern und Medern zu beweisen, entbehren jedes inneren Grundes und müssen in sich zusammenfallen, sobald das Studium der tscherkessischen Sprache allgemeiner getrieben wird *); alle Sprachforscher stimmen darin überein, daß diese mit keiner anderen bis jetzt bekannten Sprache irgend eine Verwandtschaft hat.

Es ist doch eigenthümlich, daß die Geschichte und der Ursprung eines Volkes, welches erweislich einst den ganzen Landstrich beherrschte, der sich quer über den kaukasischen Isthmus erstreckte und sogar die ganze Krim in sich begriff, nicht mehr Anhaltspunkte bieten sollte, als die Gesänge der Barden und die Ueberlieferungen der Dichter. Jede auch noch so barbarische Nation bewahrt doch immer gewisse historische Erinnerungen und manche Nachrichten über ihre Verbindungen mit anderen Stämmen.

Vor jedem anderen Volke des Kaukasus unterscheiden sich die Tscherkessen durch einen gewissen kriegerischen Ausdruck, durch Ebenmaß der Glieder und durch große Körperkraft. Es ist ferner merkwürdig, daß, wo auch immer dieses Volk sich mit irgend einem anderen vermischt hat, sei es mit Tataren, Türken oder Kosaken, der Einfluß des kaukasischen Blutes sich überall bei den letzteren insofern geltend gemacht hat, als es den Körperbau und die Gesichtszüge veredelte und vervollkommnete.

Die Türken, Griechen, Italiener und Franzosen nennen den Tscherkessen Circassier, was so viel als „Wegabschneider" bedeuten soll. Ich vermuthe, daß dieser Name daher komme, weil sie nie einem fremden Soldaten den Weg durch ihr Gebiet gestatteten. Die Perser unterscheiden sie von den übrigen Stämmen des Kaukasus durch den Namen Kaßacken; es ist deshalb nicht unwahrscheinlich, daß die freien Kosakenstämme des Mittelalters ihren Ursprung im Kaukasus haben. **)

---

*) Der Verfasser irrt hierin, da unseres Wissens nach kein deutscher Gelehrter sich bestimmt über die Abstammung ausgesprochen hat; die Sprache soll Aehnlichkeit mit mehreren finnischen Sprachstämmen haben.
Anmerk. des Uebers.

**) Der Verfasser erzählt hier in Betreff des Namens die schon lange widerlegte Klaproth'sche Ableitung. Tscherkessen und Cirkassier sind eines und desselben Ursprungs. Strabo nennt sie Kerketen, ein Name, der auch später vorkommt, oder von dem der Zychen verdrängt wurde. Hierüber, sowie über Land und Volk der Tscherkessen findet man Ausführliches in Koch's Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus und zwar im ersten Bande.
Anmerk. des Uebers.

Es fehlen uns alle Angaben, um nur mit einiger Genauigkeit die Bevölkerung des Kaukasus anzugeben. Nach dem Fürsten Woronzoff beträgt ihre Zahl, mit Einschluß der Mingrelier, Imerier und Georgier, ungefähr drei Millionen, während nach türkischen Quellen gegen vier Millionen Einwohner in dem Kaukasus vorhanden sind und 700,000 streitbare Männer ins Feld rücken können.

Diejenigen tscherkessischen Stämme, die vorzugsweise den Namen Adighen führen, bewohnen mehrere Gaue, haben besondere Fürsten und sind die zahlreichsten. Ihre Regierungsform könnte man eine Art Oligarchie oder aristokratische Republik nennen, in der drei Kasten: Fürsten, Adelige und Freie unterschieden werden. Bei den übrigen werden nach ihrer politischen und patriarchalischen Bedeutsamkeit nur Häuptlinge, Gesetzgeber und Aelteste anerkannt; sonst besteht unter ihnen völlige Gleichheit in allen Beziehungen des bürgerlichen und häuslichen Lebens.

Es ist nicht schwer, den Ursprung dieser Regierungsform abzuleiten. Schon in der Kindheit der Welt wurde den Menschen der Grundsatz eingeprägt, ihre Eltern zu achten und zu ehren. Als im Verlaufe der Zeit die Familien sich zu Stämmen erweiterten, nahmen die ältesten und weisesten Mitglieder dieser Gemeinde das Amt eines Richters und Friedensstifters an, während sie auch als die Muthigsten zu Jagd und zum Krieg führten. Wenn ferner Jemand, kühner als die Uebrigen, durch seine Tapferkeit im Kriege und durch seine Weisheit im Frieden sich auszeichnete, so mehrte sich auch die Zahl seiner Begleiter; stolz, unter einem solchen Führer zu dienen, hielten jene fest zu ihm. Der Erstgeborene eines solchen Häuptlings folgte natürlich dem Vater in diesem Ansehen; daraus entstand die erbliche Regierung und die Bildung von Fürsten und Gaugemeinden. Dieses Regierungssystem herrschte seit undenklichen Zeiten im Kaukasus. Es ist ebenso einfach und patriarchalisch in seiner Form, als passend für eine Gebirgsgegend, wo die verschiedenen Stämme, jeder in sich durch unübersteigliche Schranken abgeschlossen, sicher und unabhängig von einander leben kann.

So war es im ganzen Kaukasus, als Peter der Große von Rußland, ein Mann von außerordentlichen Anlagen und bewunderungswürdigem Geiste, den alten Grundsatz Roms: „Theile und herrsche" zu seinem Wahlspruche machte. Zuerst mischte er sich in die inneren Verhältnisse

Georgiens, deren Einwohner zum größten Theile seiner eigenen Kirche, der griechischen, angehörten. Nach ihm gingen alle Herrscher Rußlands immer einen Schritt weiter und suchten namentlich ihre Glaubensgenossen des kaukasischen Isthmus an sich zu ziehen. Durch den Frieden von Kütschük-Kainardschi 1774 wurde zuerst ein Theil Tscherkessiens und zwar die beiden Kabarda's von den Türken für unabhängig erklärt und unter den Schutz Rußlands gestellt. Damit hatten die Russen zuerst festen Fuß gefaßt; sie verstanden es meisterhaft, einen Fürsten nach dem andern zur Empörung zu bringen, um dann desto sicherer sich das ganze Land zu unterwerfen.

Wie man wohl vermuthen kann, wurden auch in Georgien allerhand Streitigkeiten und Uneinigkeiten zwischen den einzelnen Herrschern angefacht. Heraklius, der König von Karthli, machte auf einen Theil des Gebietes seines Nachbars, des Königs Salomo von Imerien, allerhand Ansprüche. Dieser, zu schwach, um allein zu widerstehen, ging mit dem Dadian (Fürsten) von Mingrelien ein Bündniß ein. Ein erbitterter Kampf, wie man sich nur denken kann, entstand zwischen Völkern einer und derselben Abstammung. Er dauerte sehr lange, bis ein großer Theil der Einwohner durch Schwert, Hunger und Seuchen aufgerieben worden war. Da mischte sich der aufgezwungene Protector in die Angelegenheit und wußte es allmälig dahin zu bringen, daß der Fürst von Karthli oder dem eigentlichen Georgien sein Reich an Rußland vermachte, der andere hingegen, der König von Imerien, verjagt wurde.

Nachdem Rußland in den transkaukasischen Ländern gute Erfolge gehabt hatte, versuchte es auch sein Glück bei den Fürsten des Gebirges, bei den Tscherkessen sowohl, als bei den Lesghiern und Tschetschenzen, also im Westen und im Osten. Es säete Zwietracht. Während die Fürsten genannter Völker gegenseitig ihre Gebiete verwüsteten und so immer größerer Haß entstand, während das kaukasische Sprüchwort „Auge um Auge, und Zahn um Zahn" wirklich zur Geltung gebracht wurde, suchte Rußland durch Bestechungen, Versprechungen und Schmeicheleien auch seinerseits Mittel und Wege, sich die Zahl seiner Anhänger unter den kleinen Häuptlingen zu vermehren. Dadurch wurde es auch in den Stand gesetzt, mitten durch den Kaukasus eine Straße, von Wladi-Kaukas bis Tiflis, anzulegen, welche, an allen wichtigen Punkten durch Vesten mit besonderen

Garnisonen vertheidigt, das russische Reich mit seinen transkaukasischen Provinzen, also mit Mingrelien, Imerien und Georgien verbindet. Man kann sich denken, daß dadurch die ganze Eifersucht der kaukasischen Völker erregt wurde; man griff zu den Waffen und ermordete die Fürsten, die das Volk verrathen hatten. Es begann jetzt der Krieg, für den die Geschichte kaum ein zweites Beispiel darbietet.

Die beiden Kabarda's, das Land der Tschetschenzen und das nördliche Daghestan litten, da sie im Norden des Gebirges und hart an der russischen Grenze liegen, am meisten. So war die Lage dieser unglücklichen Länder, als ein in Europa wenig bekannter Häuptling, dessen Ruhm aber in den Annalen des Kaukasus ewig leben wird, unter diesen Völkern auftrat. Dieser außerordentliche Mann war mit einer fast übermenschlichen Kraft begabt; rasch vereinigte er alle Lesghier- und Tschetschenzen-Häuptlinge Daghestans um sich. Tapfer im Kriege, weise und beredt zu Hause, begeisterte er in seiner dreifachen Stellung, als Führer, als Priester und als Prophet seine Schaaren zu Thaten des romantischsten Heldenmuthes. Dieser Mann war Elias Manßur. Er war der Erste, der alle die vielen verschiedenen Stämme zu gemeinschaftlicher Handlung verband und bis zu seinem Tode den unbegrenztesten Einfluß im Kaukasus sich erhielt. Doch sein Wirkungskreis beschränkte sich nicht auf das Tschetschenzenland; allenthalben suchte er die feindlichen Fürsten und Stämme zu versöhnen und sie alle zu dem einen Kampfe gegen den einen Feind, gegen Rußland, anzufachen. Bald an der Spitze der Noghaier an den Ufern des Kuban, bald aber auch im Osten Tschetschenzen und Lesghier anführend, war er von allen als Imam und Prophet hoch verehrt. Nach einer langen und ruhmvollen Laufbahn wurde er endlich von den Russen im Jahre 1791 bei der Belagerung von Anapa gefangen genommen. Seit dieser Zeit hat man nie wieder etwas von ihm gehört.

Russische Geschichtschreiber des Krieges im Kaukasus nennen Manßur-Bey gewöhnlich den falschen Propheten. Da er mehrere europäische (?) Sprachen geredet haben soll und eine genaue Kenntniß von der europäischen Art und Weise der Kriegführung besaß, so glaubt man auch hier und da, daß er ein polnischer Renegat gewesen sein möchte. Dies stimmt aber wiederum nicht mit den Nachrichten überein, die wir türkischerseits besitzen; nach diesen soll Manßur-Bey ein Nachkomme des

Sultans Dshelall-Eddin, welcher vor der Eroberung Dschingis-Chans einen großen Theil Persiens, Georgiens und der anliegenden Länder beherrschte, gewesen sein.

Wie dem auch sei, Elias Manßur war in jeder Hinsicht ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten, in der That der Napoleon seiner Zeit und gewiß der furchtbarste Feind, den Rußland je in diesen Gegenden gehabt hat. Er verdankte seine Erfolge hauptsächlich dem Umstande, daß er sein politisches System zur Geltung brachte und durch die That das Volk von den Vortheilen überzeugte, welche aus Einmüthigkeit entspringen, ein System, welches zu ihrem Glücke noch jetzt von den Häuptlingen Daghestans befolgt worden ist. Obgleich sich die ganze Bevölkerung des östlichen Kaukasus, also Lesghistans und der Tschetschna, auf nicht mehr als eine halbe Million beläuft, so wurden von ihnen doch immer die Russen mit einem Erfolge bekämpft, der selten seines Gleichen hat bei einem halbcivilisirten Volke gegen eine mächtige Nation, wo alle Vortheile der neuen Kriegskunst zu Gebote stehen.

Nach Manßur-Bey erhob sich in Daghestan, während der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre, also nach einer Unterbrechung von gegen funfzig Jahren, ein neuer Prophet in der Person des Kasi Mollah. Wie jener begeisterte er mit seltener Beredtsamkeit seine Waffengefährten zu heroischen Thaten und brachte es bald dahin, daß durch den ganzen Kaukasus die Siege in Daghestan wiederhallten. Glücklich kämpfte er mehrere Jahre gegen die russische Uebermacht, bis endlich seine Feinde ihn in seiner Burg Achulko belagerten. Nach der Eroberung fand man den Propheten unter den Todten.

Kasi Mollah war einer jener Schwärmer, welche selbst fest an ihre göttliche Sendung glauben. Aus mannigfachen Gefahren glücklich entronnen, war ihm der Wahn nach und nach zur Ueberzeugung geworden. Er hielt sich für stichfest, demnach gegen die Kugel und das Schwert der Ungläubigen für unverwundbar. Immer in seinen Angriffen verwegener, fiel er endlich doch, und selbst seine Leiche kam in die Hände der jubelnden Feinde.

Was Elias Manßur in Daghestan begonnen und ein halbes Jahrhundert später Kasi Mollah weiter geführt hatte, ergriff Schamil-Bey mit derselben Begeisterung. Auch er ist zu gleicher Zeit der Papst, dessen Ausspruch unwiderrufliches Gesetz ist, der Prophet, der in begeisternder

Rede die Schaar der heiligen Kämpfer für den Glauben in den Krieg zu ziehen entflammt, der Feldherr selbst, der an ihrer Spitze steht, und zum Siege der Seinigen und zum Verderben der Ungläubigen das Schwert gezogen hat. Dieser hochgefeierte Schamil hat ein so interessantes Leben geführt, daß namentlich sein Kampf gegen die Russen, sowie die persönlichen Abenteuer, eine Reihe der interessantesten und pikantesten Erzählungen geben würden. Er soll zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts im Dorfe Himry im nördlichen Daghestan geboren sein. Vor allen früheren und jetzigen Häuptlingen des Kaukasus hat er den großen Vortheil voraus, daß er mit aller Sorgfalt von einem der gebildetsten und beredtesten Männer des Orientes erzogen worden ist, von dem wegen seiner Weisheit und Erfahrung hochgefeierten Mollah Dshelall-Eddin, einem Neffen und Schüler des früheren Propheten Manßur-Bey. Diesem verdankt er sowohl die Kenntniß der arabischen Sprache, Geschichte, Literatur und Philosophie, als auch die außerordentliche Beredtsamkeit, wodurch er sich ganz besonders auszeichnen soll. Seine Proclamationen an die Kaukasier, die er erläßt, so oft er es für nöthig findet, auf die prahlerischen, und aller Wahrheit Hohn sprechenden Manifeste der russischen Generale zu antworten, sollen den besten Geisteserzeugnissen jeder Sprache an die Seite gesetzt werden können.

Schamil ist in der That einer jener außerordentlichen Männer, die von Zeit zu Zeit im Osten aufgetreten sind und nicht allein den Osten, sondern auch den Westen durch die Tiefe ihrer Weisheit und die Schärfe ihres Verstandes in Erstaunen setzten. Während Türken und Perser in blindem Fanatismus sich Jahrhunderte lang bekämpft haben, weil sie sich nicht verständigen konnten, ob Ali oder Omar mit dem Mantel des Propheten rechtmäßig bekleidet werden mußte, während ebenso unnütz sich die griechische und römische Kirche darüber streitet, welches Glaubensbekenntniß das rechtgläubige sei, hat der Prophet des Daghestan nicht nur glücklich die Mittel gefunden, die Anhänger Omar's und Ali's in ihren Ansprüchen näher zu bringen, sondern auch sämmtliche Bewohner des Gebirges, welches Glaubens sie auch sind, zu gemeinsamem Hasse gegen die Moskowitische Despotie zu vereinigen. Es ist ihm geglückt, Tausende russischer Soldaten zur Desertion zu bestimmen und an sich zu fesseln; er hat bereits eine auserlesene Zahl von Anhängern, die sogenannten Müriden

oder Murtosigaten, um sich versammelt, die unbedingt seinen Willen ausführen und ihn in allem kräftig unterstützen. Außerdem hat er sich nach und nach ein Heer von wenigstens 60,000 Mann geschaffen, die sämmtlich ihm blind ergeben sind und größtentheils den verschiedenen Stämmen des Kaukasus angehören; aber auch Fremde (?) fast aus allen Theilen Ost-Europa's und Asiens finden sich darunter. Glücklich hat er verschiedene Reformen in Daghestan eingeführt. Zuerst steht er an der Spitze einer geordneten Regierung mit einem hohen Gerichtshofe; Postanstalten setzen ihn und das ganze Land schnell von Allem, was vorgeht, in Kenntniß. Eine Art Polizeibeamten durchziehen das Land und beschützen die Reisenden, zu deren Bequemlichkeit außerdem öffentliche Herbergen errichtet sind. Auf gleiche Weise erhebt er Steuern. Dieses Alles geschieht den Eingeborenen wenig fühlbar und ist doch den Gewohnheiten und Gebräuchen civilisirter Staaten nachgebildet. Seine Soldaten erhalten regelmäßig ihren Sold. Eine Art Orden, aus mehreren Graden bestehend, wird besonders an Officiere als Anerkennung ausgegeben. Außerdem sucht er den Heldenmuth seiner Untergebenen mit Geschenken, mit Geld oder Ländereien, anzufachen und dadurch im Dienste einen Wetteifer hervorzurufen. Hauptsächlich verdankt er in allen diesen Neuerungen europäischer Diciplin, besonders aber um sein Heer gegen die russische Uebermacht noch brauchbarer zu machen, sehr viel seinem Freunde und Waffengefährten Daniel Bey, der früher als Anhänger Rußlands zum Range eines Generals emporgestiegen war und, nun zu Schamil übergetreten, dessen rechte Hand und deshalb den Russen um so gefährlicher geworden ist.

Wenn wir den Berichten Glauben schenken dürfen, die in Rußland allgemein verbreitet sind, so ist es ein neuer (?) Glaube, als dessen Prophet und Verkündiger Schamil gilt. Er ist in seinen Grundsätzen äußerst freisinnig, gegen die Bekenner jeder anderen Religion tolerant und hat eine Menge abergläubischer und abgeschmackter Vorstellungen aus seinem Islam entfernt, sodaß dieser kaum noch den Namen führen dürfte. Gerade dieser Umstand hat ohne Zweifel in nicht unbeträchtlichem Grade zu seinen Erfolgen und zu der Anhänglichkeit seiner Unterthanen beigetragen. Selbst Anhänger feindlicher Secten haben Ehrfurcht gegen ihn an den Tag gelegt. Dieser reformirte Mohamedanismus ist aber keineswegs neu, aber erst von Schamil ins Leben gerufen. Sein eigentlicher Ursprung soll schon vor

vielen Jahren in Arabien zu suchen sein. Im Kaukasus wurde er zuerst durch Elias Manßur gepredigt. Wie der Islam überhaupt, so kann auch diese Secte, in ihren Hauptgrundsätzen als eine politische Religion angesehen werden, indem sie Freiheit und Unabhängigkeit verlangt und den erniedrigenden Materialismus verwirft, welcher gegenwärtig die Religion Mohamed's entwürdigt.

Schamil ist der vollendete Ausdruck des lesghischen Volkes, welches, nach dem Urtheile einiger Reisenden, aus einer Vermischung der Saracenen und Alanen hervorgegangen ist. Es ist nicht nur der reine und feste Ausdruck in den Zügen, das Ebenmaß der Glieder und die kräftige Constitution, was alles die Lesghier auszeichnet, es ist fast noch mehr die rastlose Thätigkeit, die Rührigkeit und Unverdrossenheit bei Mühen und Strapazen, die Ausdauer und der keine Grenzen kennende Muth, was ihnen bei allen Kämpfen in der Vertheidigung ihres Vaterlandes zugute kommt. Leider herrscht aber unter ihnen ein Laster, was bisweilen furchtbar gewüthet und mehr als Alles den Russen in die Hände gearbeitet hat; es ist dieses die Blutrache in ihrer gräßlichsten Form. Blut kann nur durch Blut gesühnt werden. Bis die Rache vollstreckt ist, glaubt der Kaukasier, daß der Geist des Erschlagenen nimmer ruhen kann. Wenn daher ein Lesghier auf dem Schlachtfelde fällt, so muß der nächste Verwandte oder Freund seinen Tod zu rächen bereit sein. Indem diese Rache sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbt, erhält sie freilich auch den glühendsten Haß gegen die Todfeinde, die Russen. Das Sühnopfer eines Erschlagenen muß fallen, gleichsam als eine den Manen dargebrachte Huldigung.

Unter solchen Umständen hat der unglückliche russische Soldat, der zufällig in die mörderischen Hände eines dieser fanatischen Lesghier fällt, auch gar keine Aussicht, mit dem Leben davon zu kommen, insofern es sich nicht trifft, daß einer der aufgeklärteren Führer zugegen ist. Man muß Schamil die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er, seit er zur Macht gelangt, durch eigenes Beispiel und durch die strengsten Strafen alles Mögliche gethan hat, diesem Blutsysteme selbstvergeltender Gerechtigkeit ein Ende zu machen; leider bis jetzt mit geringem Erfolge. Er hat mit vieler Mühe bei den Einwohnern einiger Gaue es dahin gebracht, daß das tscherkessische Gesetz, welches den Blutpreis gestattet, also dem Mörder erlaubt, die Rache abzukaufen, auch im Osten Geltung erhalten hat.

Wie sehr auch diese unversöhnliche Rache eines Lesghiers unseren Gefühlen widerstreben mag, so übt doch gerade dieses Gesetz, welches sagt: „er hat eines Mannes Blut vergossen, sein Blut soll wieder von einem Manne vergossen werden", einen mächtigen Einfluß auf ein Volk von so jähzornigem Temperamente aus. Aber wenn sie auch unter einander einmal uneinig sind, so ist der Streit doch selten von langer Dauer und in seinen Folgen nie so verderblich, als man erwarten sollte.

Schamil fing seine kriegerische Laufbahn als Mürid in der Leibwache seines Vorgängers Kasi Mollah an; hier zeichnete er sich vor seinen Cameraden durch seinen straflosen Wandel, seine Enthaltsamkeit und seine Heldenkühnheit aus. Seine gegenwärtige hohe Stellung verdankte er jedoch einem eigenthümlichen Zufalle, der immer noch ein Geheimniß ist.

Als die Festung Himry, sein Geburtsort, belagert wurde, beschloß die Besatzung, die hauptsächlich aus Müriden bestand, ihren Anführer Kasi Mollah auf das Aeußerste zu vertheidigen. Da dieses einen Theil des religiösen Gelübdes eines Müriden ausmacht, so wurden die Russen auf eine in der That grausenerregende Weise niedergemetzelt. Die Generale Rosen und Weljaminoff waren jedoch ebenso entschlossen, es koste was es wolle, die Festung zu nehmen; sie wußten, daß sie dann zugleich den gefürchteten Propheten Kasi Mollah in ihre Gewalt bekommen würden. Frische Truppen wurden herbeigeholt und jeder Ausgang blokirt, um die Möglichkeit eines Entwischens abzuschneiden. Die Kanonen spielten wiederum so lange, bis die ganze Festung sich in einen Schutthaufen verwandelt hatte. Die Sturmleitern wurden endlich angesetzt und, obwohl die Stürmenden mehrmals zurückgeschlagen waren, so kam Achulko endlich doch in die Hände der Russen. Zum Tode bereit, machten die Müriden mit beispiellosem Heldenmuthe immer noch jeden Zoll der Veste den Russen streitig; als Alles verloren war, bildeten sie mit ihren Leibern einen Wall um den geliebten Führer, bis sie endlich sämmtlich von den erbitterten Soldaten niedergemetzelt wurden; die Leichen der Tapfern warf man von den Zinnen hinab in den tief unten brausenden Koißu. Es geschah dieses am 14. October 1832.

Ganz Daghestan trauerte tief über den Tod seines geliebten Propheten und der heldenmüthigen Schaar von Müriden. Zwei Jahre später wurde Himry, was sich für den neuen Propheten Hamsad-Bey erklärt

hatte, von den Russen wiederum belagert. Gerade in dem Augenblicke, als die Besatzung auf dem Punkte war, sich zu ergeben, kam plötzlich der todtgeglaubte Schamil an der Spitze einer großen Schaar Bergbewohner und trieb kühn die Russen zurück. Damit wendete sich das Glück wiederum von den Russen. Wenn sich der Himmel geöffnet hätte und Mohamed selbst in einem feurigen Wagen herniedergefahren wäre, so würde dieses keine größere Aufregung in ganz Daghestan hervorgebracht haben. als diese plötzliche, völlig unerwartete Auferstehung Schamil's. Wer hätte nun noch zweifeln können, daß er von Gott besonders errettet, auch mit einer besonderen Sendung betraut gewesen war und auch berufen, der Retter seines Landes zu werden. Es durfte daher Niemand auffallen, daß das ganze Daghestan ihn zu seinem Führer und Propheten erwählte. Wie er seine hohe Stellung ausgefüllt hat, zu der seine Landsleute ihn erhoben, ist bekannt; der Ruf seiner Heldenthaten hat sich nicht nur über den Kaukasus, sondern über ganz Europa verbreitet.

Wiederum verschwand Schamil plötzlich nach der zweiten Erstürmung von Achulko, einer der stärksten Festungen in Daghestan. Die Russen hatten Alles, was athmete, über die Klinge springen lassen. Man hatte Schamil in seiner weißen Kleidung fechten gesehen; es konnte daher kein Zweifel mehr sein, daß auch er gefallen. In derselben Zeit jedoch, als Daghestan seinen Verlust mit Recht beweinte, die Russen aber zum Andenken an den Tod ihres erbittertsten Feindes ein Te Deum feierten, wiederhallte plötzlich von Neuem sein gefürchteter Name. An der Spitze von 15,000 Lesghiern und Tschetschenzen erschien Schamil plötzlich in Awarien, zerstörte alle dort befindlichen Vesten, welche die Russen mit so großen Mühseligkeiten erst erbaut hatten, und verwüstete weit und breit mit Feuer und Schwert das Land, wo die Bewohner sich den Russen unterworfen hatten.

Wenn wir auch gerade nicht behaupten wollen, daß das ungeheuere Ansehen, was unbestritten dieser wahrhaft große Mann und Krieger allenthalben besitzt, alles zu seiner Verherrlichung thut, so trägt aber doch das Geheimniß, was seine Person umgiebt, wesentlich bei. Das Wunder hat immer ein großes Gewicht bei einem abergläubischen Volke. Es bestärkt darum nicht wenig in dem Glauben, daß ein Mann, der so vielen Gefahren glücklich entronnen ist, vom Himmel auch besonders begünstigt und abgeschickt

sein muß, um eine Sendung der Gottheit zu vollbringen, die alle Mächte der Erde vergebens zu hindern suchen werden. Schamil, der seine Landsleute genau kennt, weiß, daß sie bisweilen etwas Außerordentliches verlangen, um den ermattenden Muth von Neuem anzufachen. Trotz aller ihrer Ausdauer und Tapferkeit müßten sie sonst am Ende doch verzweifeln, ihr Land fortwährend gegen eine Macht zu schützen, welche immer frische Truppen in endloser Folge, Truppen, so unzählbar, wie der Sand am Meere, herbeischafft.

Sechstes Kapitel.

Schamil-Bey.

Sein Herrschertalent. — Seine außerordentliche Laufbahn. — Der Guerilla des Kaukasus. — Sein Erscheinen, seine Erfahrungen, seine Geschicklichkeit im Reiten und sein Talent Krieg zu führen. — Schwierigkeiten, den Kaukasus zu unterjochen.

Wenn der Leser eine Karte zur Hand nimmt, wird er sehen, daß jetzt Daghestan, also der Osten, der Schauplatz von Schamil's Heldenthaten ist. Der Kaukasus theilt sich nämlich im letzten Drittel seines Laufes von Westen nach Osten in zwei Schenkel und schließt so ein bergiges Dreieck ein, das seine größte Breite an der Küste des Kaspischen Meeres besitzt und hauptsächlich Daghestan heißt. Das erwähnte Awarien liegt mitten darin. Nach Norden grenzt es an das Land der Tschetschenzen. Wenn man Daghestan vom Kaspischen Meere aus betrachtet, so macht das ganze Land mit seinen zahlreichen Felsenpartien, die größtentheils jeder Art Bäume und Laubwerk entbehren, auf den Reisenden den Eindruck einer großen Unfruchtbarkeit und Wüste. Aber sobald man nur die Felsenpartien überschritten hat, wird man durch den Contrast, indem man jenseits ein wahres Arkadien findet, freudig überrascht. Das innere Land besteht aus einer Reihe von Thälern und breitern Kesseln, die in hohem Grade fruchtbar sind, Ueberfluß an allerhand Erzeugnissen haben und deshalb auch ein günstiges Klima besitzen. Tiefer hinein findet man Plateaus, wo man eine große Menge von Vieh und der besten Pferde, die im Kaukasus angetroffen werden, züchtet.

Verſchiedene ruſſiſche Officiere, welche in das Innere von Dagheſtan und Awarien vorgedrungen ſind, verſicherten mich, daß ſie häufig an den ſonnigen Abhängen der Berge Weinſtöcke (?) hätten wachſen ſehen, deren Stämme mehr als drei Fuß im Umfange maßen; ferner fanden ſie Wallnußbäume und Platanen von den unglaublichſten Dimenſionen. Auch ſprachen ſie mit Bewunderung von dem Fleiße der Einwohner, beſonders als Landwirthe, und von der Zweckmäßigkeit, die ſie bei ihrem Bewäſſerungsſyſtem entfalten; ſie rühmten ihre Brücken und Mühlen, die zum Theil durch künſtliche Bäche in Bewegung geſetzt werden. Unter anderen Erzeugniſſen ſoll namentlich die Seide von der beſten Qualität ſein. Der Wein, den ſie dort gewinnen, hat mit dem Spaniſchen viel Aehnlichkeit; leider bedient man ſich aber dort ſtatt der Fäſſer zu ſeiner Aufbewahrung noch der Schläuche.

Das iſt das Land, über welches Schamil ſeit den letzten zwanzig Jahren die Macht eines unumſchränkten Herrn ausgeübt hat; in dieſer Zeit hat er von Paskjewitſch bis zum Fürſten Woronzoff herab jedem ruſſiſchen General getrotzt, der gegen ihn geſchickt wurde. Als er ſeine Laufbahn anfing, war Dagheſtan zum großen Theil eine ruſſiſche Provinz; jetzt iſt er nicht nur der Gebieter des ganzen Landes mit Einſchluß Awariens, ſondern auch der Tſchetſchna, d. h. des Landes der Tſchetſchenzen und des ganzen weiten Gebirgsdiſtrictes, der ſich bis Imerien, Mingrelien und Georgien erſtreckt.*) Wenn auch die Einwohner dort nicht offen die Herrſchaft Schamil's anerkennen, ſo hängen ſie ihm doch im Stillen und Geheimen an. Schamil ſteht ſogar mit mehreren Tſcherkeſſenhäuptlingen im Inneren des Kaukaſus und an der Küſte des Schwarzen Meeres in Verbindung. Schon mehrmals war er in Tſcherkeſſien, um die Häuptlinge für ſich zu gewinnen. Die Nothwendigkeit eines gemeinſchaftlichen Handels hatten ſchon Scheich Manßur und Kaſi Mollah erkannt.

*) Das iſt nicht richtig. Schamil hat nur im Innern Dagheſtans und Lesghiſtans, ſowie im Süden der Tſchetſchna feſten Fuß gefaßt und iſt daſelbſt unumſchränkter Gebieter. Im Süden grenzt ſein Gebiet allerdings an die georgiſche Provinz Kacheth. Dort geſchahen auch die Einfälle Schamil's, von denen die diesjährigen Zeitungen uns Nachrichten brachten. Imerien liegt ſehr entfernt und bis nach Mingrelien möchten es wohl über hundert Meilen ſein. Eine Vereinigung mit den Bewohnern dieſes Landes dürfte wohl für Schamil außerordentlich ſchwierig, wenn nicht unmöglich ſein. Anmerk. des Ueberſ.

Die Religion leitet Schamil in allen seinen Handlungen; Mohamed selbst möchte die Kunst, die Herzen der Menschen zu gewinnen und über sie eine dauernde Herrschaft zu behaupten, nicht besser verstanden haben. Außerdem ist er ein erfahrener Krieger, ein beredter Priester und in der That ein weitsehender Staatsmann, auf der einen Seite unerschöpflich im Sinnen, auf der anderen in Allem, was er unternimmt, hartnäckig ausdauernd; mit einem Wort, er ist ein Mann, der nie eine Gelegenheit vorübergehen läßt, seine Tugenden allein zum Dienste des Vaterlandes zur Geltung zu bringen. Wenn man außerdem die ungeheuren Hilfsquellen der Macht, gegen die er zu kämpfen hat, die Feindschaft mancher kleinen Häuptlinge, die auf sein Ansehen eifersüchtig sind, die Schwierigkeit der Organisation halbwilder Horden, die seinen Fahnen folgen, und die Nothwendigkeit bedenkt, den geschickten Ränken der vielen russischen Agenten entgegenzuarbeiten, die immer seinen Sturz herbeizuführen suchen, so muß man Schamil-Bey billigerweise einen der ersten Plätze unter den begabtesten Männern aller Zeiten einräumen.

Hinsichtlich der Anzahl der Truppen, die der Kaukasus ins Feld stellen könnte, ist es sehr schwierig, eine genaue Zahl anzugeben. In einem Lande, wo jeder Mann bewaffnet ist, und wo selbst die Frauen häufig ihre Männer unterstützen und selbst ersetzen, wenn diese im Kampfe gefallen sind, muß die numerische Stärke bedeutend sein; man würde sonst nicht begreifen, wie die Kaukasier während eines so langen Kampfes immer genug Leute hätten stellen können. Zwar setzt sich der kaukasische Guerilla selten einem regelmäßigen und ordentlichen Kampfe aus; vollkommen mit der Gegend und allen Oertlichkeiten vertraut, können auch ihre Verluste, mit denen der Russen verglichen, nicht groß sein, aber immer bleiben doch einige Leute. So ist Daghestan mit seinen Felsen und Klippen, besonders der am Kaspischen Meere gelegene Theil, trotz des gänzlichen Mangels aller weiteren Hilfsmittel, den Anhängern Schamil's ein wichtiger Zufluchtsort. Dort können sie einzeln und in Massen die nahen russischen Vesten fortwährend beunruhigen und in der That mit leichterer Mühe einen glücklichen Guerillakrieg führen.

Als irregulärer Soldat hat der kaukasische Guerilla in keinem anderen Lande seines Gleichen. Nüchtern und enthaltsam, an Strapazen und Entbehrungen gewöhnt, belastet er sich selten, wenn er auf einen

Streifzug geht, mit irgend anderen Vorräthen, als einem Sacke mit Hirse und einer ledernen Flasche, die mit Skhu, einer Art sauren Milch, angefüllt ist. Die Jagd verschafft ihm die übrigen Lebensbedürfnisse. Ein geschützter Winkel in einer Höhle oder im Schutze eines Felsens dient ihm als Bett; sein Burke, ein Filzmantel, der etwas kleiner ist, als wir in Europa zu tragen pflegen, vertritt die Stelle einer Decke. Seine Sandalen von ungegerbtem Leder sind als Fußbekleidung durch nichts zu ersetzen; sie setzen ihn in den Stand, einen langen Tagemarsch mit möglichst geringer Unbequemlichkeit auszuhalten und mit Leichtigkeit die abschüssigen Seiten der heimatlichen Gebirge zu erklimmen.

Alle seine Bewegungen führt der Kaukasier mit wunderbarer Schnelligkeit und unübertrefflicher Geschicklichkeit aus. Leider hat er stets einen sehr fühlbaren Mangel an Pulver. Um dieses zu gewinnen, macht er jede Anstrengung und trotzt er jeder Gefahr. Er kennt seinen Werth zu gut und verschwendet daher nie einen unnützen Schuß. Seine Genauigkeit im Zielen ist bekannt; die Uebung hat ihn so sicher gemacht, daß er häufig in vollem Galoppe seinen Feind niederschießt.

Die fast unglaubliche Leichtigkeit, Behendigkeit und Geschicklichkeit des vollendetsten Reiters auf der Welt muß man gesehen haben, um sie richtig zu würdigen. Nicht nur sendet dieser Centaur der Jetztzeit selbst die Kugel mit furchtbarer Sicherheit, ebenso rasch wirft er sich scheinbar vom Pferde, indem er sich unter dessen Bauche fest anklammert, um der Kugel des Feindes zu entgehen. Oft springt er plötzlich auf den Boden. Mit der einen Hand die Mähne ergreifend, läuft er in Sprüngen mit dem trefflich abgerichteten Gefährten seiner Mühen und Gefahren über die holperige Oberfläche seiner heimatlichen Berge und voltigirt dann mit derselben unglaublichen Schnelligkeit wieder in den Sattel.

Der Leser mag sich daher selbst vorstellen, mit welchem Ungestüme und wie rasch die Kaukasier ihre Angriffe machen. Gleich einer Lawine stürzen sie auf die dem Tode geweihten Feinde ihres Vaterlandes, indem sie zu gleicher Zeit die umliegenden Höhen von ihrem grausen Kriegsgeschrei wiederhallen lassen. Wie Strohhalme brechen sie die starken Schafte der Kosakenlanzen, die sich ihrem Wege entgegenstellen. Nicht selten schlagen sie sich sogar mitten durch ein Bataillon, bringen eine ganze Colonne in Unordnung und verschwinden dann ebenso schnell wieder,

indem sie den unzugänglichen Schluchten des Gebirges zueilen oder in den dichten Urwäldern eine Zuflucht suchen, bevor noch der Rauch ihrer letzten Salve oder der von ihrem wilden Jagen erregte Staub sich zertheilt hat und selbst bevor ihre von panischem Schrecken betäubten Feinde trotz aller Anstrengungen nur im Stande gewesen sind, ihre Artillerie herbeizuschaffen. Ihre Kühnheit und ihr Haß gegen den Feind ist so groß, daß sie bei Mangel an Schießbedarf Tage lang im Dickichte auf der Lauer liegen, bis einige unglückliche Nachzügler zum Vorschein kommen; im Nu wirft man sich auf sie, greift sie, vielleicht nur mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, an und nimmt ihnen alles das, was sie selbst gebrauchen können.

Wir haben den Fürsten Woronzoff, der mehr der friedlichen Mittel sich bedienen möchte, wiederholt erklären hören, daß es eine Armee von einer halben Million erfordern würde, um dieses kriegerische Volk zu unterjochen. Die eine Hälfte müßte dann die Pässe besetzen, die überall das Land durchschneiden, um die Verbindung zwischen den verschiedenen Häuptlingen zu unterbrechen, die andere hingegen in mehrere größere Detachements getheilt, die verschiedenen Guerillabanden verfolgen. Aber auch dieser Plan bietet, wenn er ausgeführt wird, große Schwierigkeiten und dürfte sogar fehlschlagen. Es giebt nämlich so viel unzugängliche Gegenden im Kaukasus, daß seine Einwohner, sollten sie auch in den Thälern und Engpässen sich nicht mehr halten können, immer noch eine Zuflucht auf den Plateaus finden würden, die überall in reichlicher Zahl vorhanden sind und ebensowohl einen sicheren Aufenthaltsort, als auch wegen ihrer Fruchtbarkeit die schönsten Weideplätze für ihre Heerden darbieten. Sie sind ebenso jäh und abschüssig als unzugänglich für jeden, der ihre geheimen Zugänge nicht kennt.

In einem Lande, wo alles Mobiliar mit Leichtigkeit fortgeschafft werden kann, sogar die Wassermühlen, auf denen das Korn gemahlen wird, und wo Alles, was zum Unterhalte einer Armee dienen könnte, mitgenommen wird, würde eine Invasionsarmee stets genöthigt sein, Vorräthe für wenigstens sechs Monate mitzuführen; zugleich müßte eine beträchtliche Anzahl Bauhandwerker und Arbeiter mitgehen, um allenthalben Wohnungen und Blockhäuser für die Soldaten zu bauen, denn sonst würden diese vor Hunger und Krankheiten bald aufgerieben werden.

Reise

von

Redut-Kaleh nach Trebisond

(Kolchis und das Land der Lasen)

von

K. K.

Erstes Kapitel.

Mingrelien.

Redut-Kaleh. — Russische Sperre. — Der Basar. — Ein orientalischer Koch oder Kebabdshi. — Champagner. — Poti. — Orientalische Unreinlichkeit. — Ungesunde Lage. — Der Rion. — Die Wohnung eines Officiers. — Der Argonautenzug. — Phasis der Alten. — Die Fasanen. — Die Bagratiden und das Königreich Georgien. — Der Dadian von Mingrelien. — Eine Wasserfahrt auf dem See Paliastom. — Der kolchische Urwald. — Das Vaterland der Weinrebe. — Der kolchische Epheu. Russische Eunuchen.

Endlich landeten wir nach mancherlei Fährlichkeiten auf dem Schwarzen Meere in Redut-Kaleh und fanden eine armselige Stadt, die gar nichts von ihrem frühern Glanze zeigte. Hier war in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts ein wichtiges Emporium für europäische Waaren, welche den Weg ins Innere Asiens, hauptsächlich nach Persien, besonders nach Tauris, nahmen. Man glaubte jedoch später russischer Seits, daß es besser sei, die einheimischen Erzeugnisse nach dem Innern Asiens zu schicken, und sperrte den Hafen für alle fremden Kauffartheischiffe. Ob man bedacht hat, daß damit auch den Bewohnern Transkaukasiens, die bis dahin den Transport der Waaren auszuführen hatten, eine nicht unbedeutende Erwerbsquelle verschlossen wurde, möchten wir bezweifeln. Seitdem hat sich nun eine neue Handelsstraße eröffnet, die zwar alle europäischen Waaren ziemlich ungefährdet weiter gehen läßt, aber unendliche Schwierigkeiten hinsichtlich des Terrains darbietet. Es ist dieses die heutige Karawanenstraße von Trebisond nach Erserum.

Vergebens hofften wir einige von den berühmten Schönheiten der gepriesenen Georgierinnen, von denen mehr als eine früher dem griechischen Kaiserreiche einen Herrscher gegeben hat, zu erschauen; wir sahen nur keineswegs hübsche Armenierinnen und häßliche Frauen der Russen in noch häßlichere Kleidung gehüllt. Seitdem der Basar europäischen Er-

zeugnissen verschlossen ist, findet man nur wenig von alle dem, was man in Europa sonst unter die gewöhnlichsten Bedürfnisse rechnet, und noch dazu, was in der That vorhanden ist, zu einem verhältnißmäßig hohen Preise. Die Kaufmannsläden vermöchten hier kaum mit denen schmuziger Dörfer im Erzgebirge oder Altbayerns zu rivalisiren. Man sah gezogene Lichter, Fleisch, Seife, chinesischen Thee, Zucker, Oel, Branntwein u. a. m. alles bunt durcheinander, als gehörten sie zusammen. Man durfte nicht wählerisch oder ekel sein — was man freilich überhaupt in Asien bald verlernt — wenn man nun noch z. B. sah, mit welchen schmuzigen Händen die Fleischstücken abgeschnitten wurden.

Die Restaurationen des Orientes unterscheiden sich wesentlich von denen des Occidentes, weil sie ebenfalls, wie die Werkstätten der Handwerker, sich nicht innerhalb der Häuser, sondern mehr auf den Straßen befinden. Ein Kessel dampft fortwährend über dem Feuer; wie ein Stück Fleisch für ein paar Kopeken herausgenommen ist, wird dieses durch ein anderes ersetzt. An ein Reinigen des Kessels denkt Niemand. Man sah uns sogar verwundert an, als wir darnach fragten. Eine Menge starker inländischer Gewürze, besonders Zwiebeln, Knoblauch und andere Lauch-arten, spanischen Pfeffer u. s. w. machen das Fleisch sehr pikant; einem europäischen Magen möchte es sogar zu scharf sein. Namentlich war es Hammelfleisch, was hier gar gekocht wurde. Man liebt überhaupt im Oriente nicht das Rindfleisch, was übrigens auch keinem Occidentalen munden würde, denn das Rindvieh wird als Zugvieh behandelt und erhält keineswegs eine Nahrung, die vortheilhaft auf das Fleisch wirkt. Die Schafe bekommen zwar ebenfalls kein Futter, wie unser Mastvieh erhält, aber sie leben doch Jahr aus Jahr ein auf der Weide und ernähren sich, besonders im Sommer und Herbste, von den nahrhaften Alpenkräutern der Gebirgsmatten. Die Orientalen verstehen sich hauptsächlich auf Hammelfleisch, besonders wenn es zu dem beliebten Spiesbraten (Schaschlyk) benutzt werden soll, und kaufen Schafe, die in mattenreichen Gebirgen ernährt worden, um weit höhere Preise.

Wo der Russe hinkommt, fehlt es nie an Champagner. So erbärmlich sonst, wie im Anfange bereits gesagt wurde, auch die Kaufläden in Redut-Kaleh ausgestattet sind, so sieht man doch fast immer Champagner darin. Der Russe liebt das Knallen der Pfropfe und das Perlen des

Weines, und zahlt deshalb gern seine vier bis fünf Silberrubel, oft gerade soviel, als er häufig auf eine Woche Besoldung hatte, für die Flasche, wenn nur irgend ein häusliches Fest ihn zu einer besonderen Ausgabe bestimmt. Noch verschwenderischer gehen die russischen Officiere mit dem lärmenden Getränke um, das in gewissen Fällen wahrhaft in Strömen fließt. Der Officier denkt nur an die Gegenwart, wo ihm eine Zukunft, gleich dem Schwerte des Damokles, bevorsteht. Das Fieber des Schwarzen Meeres und der Feind im Gebirge lichten die Reihen der Soldaten und Officiere auf eine entsetzliche Weise.

Auf Kosakenpferden, die hinsichtlich des Aussehens an ihre siechen Herren lebhaft erinnerten, ritten wir längs des Meeresufers nach den fünf Stunden entfernten Poti oder Fasch-Kaleh. Auf der einen Seite hatten wir mächtige Urwälder, auf der andern das Schwarze Meer, dessen jetzt ruhige Wasser von dunkelblauer Farbe sich in der Unendlichkeit des Westens verloren. Interessant war uns dicht auf dem sandigen Ufer das Vorgehölz, was hauptsächlich aus Mispel- und Weißdorngesträuch bestand. Weit hinrankende Brombeersträucher versperrten uns oft den Weg.

Wir kamen schon zeitig an und suchten lange vergebens nach einem Quartier, was nur einem Orientalen einigermaßen genügt hätte. In dem civilisirten Europa können wir die Wohlthaten unserer Wirthshäuser gar nicht hoch genug anschlagen. Wenn das Wetter im Oriente nicht erlaubt, unter Gottes freiem Himmel zuzubringen, oder man das Geld nicht hat, um sich eines kostspieligen Zeltes zu bedienen, so ist man gezwungen, in einem sogenannten Karawansarai seine Zuflucht zu nehmen, wo man zu gleicher Zeit sich mit allerlei Vieh in ein gutes Vernehmen stellen muß. Das ginge aber selbst noch an, wenn nicht der orientalische Schmuz sich hier wahrhaft concentrirt hätte und Ungeziefer aller Art das Mögliche thäten, um einen solchen Ort zu fliehen, und vielleicht sogar das Uebernachten im Freien während eines Regenwetters vorzuziehen. Die Haut eines Orientalen ist nicht so empfindlich, wie die des Occidentalen, der sich keineswegs den Einflüssen von Wind und Wetter so aussetzt und deshalb auch gegen die Nähe von — man erlaube uns die Sache mit dem Namen zu nennen — Flöhen, Läusen und Wanzen feiner fühlend ist. Uns war es immer im ferneren Verlaufe der Reise unbegreiflich, wie der

Asiate, den Angriffen von allen diesen Peinigern ausgesetzt, ruhig die Nacht schlafen konnte.

Poti ist ein noch traurigerer Ort als Redut-Kaleh und auch weit ungesunder. Trotz der günstigeren Lage in merkantiler Hinsicht waren die Russen schon bald nach Besetzung des Ortes gezwungen, ihn als Stapelplatz aufzugeben und nur als militairischen Punkt zu behalten. Die Besatzung hatte durchaus ein trauriges Aussehen. Nirgends bemerkt man eine nur einigermaßen frische Gestalt oder ein freundliches Gesicht. Alles schleicht mehr dahin, als daß es geht. Das schon früher erwähnte Fieber ist hier und in dem bald zu erwähnenden Nikolai am gefürchtetsten. In Poti erklärt es sich doch einigermaßen aus der Localität, denn ringsherum besteht der Boden aus Sümpfen; außerdem führen Landwinde die feuchte, mit allerhand Miasmen geschwängerte Luft aus dem Innern daher. Von der Heftigkeit des Fiebers hat man bei uns gar keinen Begriff. Wen es in seiner ganzen Heftigkeit packt, der erliegt häufig schon den ersten Paroxysmen. Wir sahen später Fälle, wo wir in der That nicht wußten, ob wir einen Epileptischen oder einen Fieberkranken während des Froststadiums vor uns hatten, so wurden die Glieder geschüttelt. Aber auch selbst die, welche gerade nicht von der acuten Krankheit ergriffen werden, siechen langsam dahin. Die meist aufgedunsenen, bleichen oder mehr gelblichen Gesichter sind gegen alle äußeren Eindrücke unempfindlich; keine Miene verzieht sich auch nur auf die kürzeste Zeit. In den weiten Höhlen liegen die matten Augen, die gleichgiltig vor sich hinsehen. Die Arme hängen schlotternd herab und den trägen Füßen wird es schwer, sich vorwärts zu bewegen.

Die russische Regierung würde längst einen solchen Ort aufgegeben haben, wenn nicht andere Gründe sie bestimmten, jährlich hier eine Menge Menschen zu opfern. Der hier ausfließende Rion ist nämlich für den Schmuggelhandel ganz besonders geeignet. Obwohl wegen seiner verschlammten Mündung für größere Fahrzeuge nicht schiffbar, können doch um so mehr die hier einheimischen flachen Kähne und Böte einfahren und fremde Waaren absetzen. So treu auch sonst der Armenier der russischen Regierung anhängt, so läßt er doch keine Gelegenheit vorüber, wo er diese betrügen kann. Der Armenier ist hier aber stets der Kaufmann, oder wenigstens der Vermittler bei Schleichhandel.

Der Rion hat hier die bedeutende Breite von mehr als einer Viertelstunde und verlangt deshalb eine sehr genaue Beaufsichtigung, insofern diese von Nachdruck sein soll. Es kommt noch dazu, daß die Nordseite etwas höher liegt und deshalb auch weniger von Fieber bringenden Miasmen heimgesucht wird. Aus dieser Ursache hat man hart am Ausflusse am rechten Ufer eine Art Befestigung angelegt, welche den Namen Rionsk führt, aber einer europäischen Kriegführung keinen großen Widerstand entgegenzusetzen vermöchte. Das eigentliche Poti oder Fasch-Kaleh liegt auf der linken Seite in einer sehr dumpfigen Niederung.

Wir waren einem Officier, deutschen Ursprunges, empfohlen und suchten denselben auch nach einer peinlichen Nacht auf, um von ihm Näheres über das Phasis der Alten zu erfahren. Schon vor mehr als dreitausend Jahren wurde es, und zwar weit häufiger als jetzt, von vielen Völkern wegen des blühenden Handels und wegen des Reichthumes besucht. Wenn wir bedachten, in welchen keineswegs einfachen, sondern im Gegentheil oft prunkvollen Wohnungen die Priester des Mars bei uns ihr ganzes Leben bisweilen zu bringen, so fiel uns der Contrast mit den armseligen Häusern der Garnison in Poti um so mehr auf. Ein kleines hölzernes Häuschen wurde uns als die Wohnung des Officiers, dem wir empfohlen waren, bezeichnet. Wir traten von der breiten Straße aus sogleich in das Wohnzimmer und fanden außer unsern Cicerone noch einen Collegen desselben, und den Arzt der Garnison. Es ist in der That gut, daß weder die dortigen Officiere sich viel mit wissenschaftlichen Arbeiten, Zeichnen u. s. w., noch die kaukasischen Aerzte mit der neuern Literatur und den Erfahrungen der Jetztzeit zu beschäftigen haben, denn wir hätten in der That nicht gewußt, wo diese Drei zu gleicher Zeit hätten arbeiten wollen. Der Tisch war so klein, daß er mehr einem Zeichenbrette von irgend einem mäßigen Umfange glich. Im ganzen Zimmer waren nur zwei Stühle vorhanden, die denn auch in jeglicher Hinsicht redlich benutzt wurden. Diese Diogenes-Oekonomie mochte eines Theils in dem beschränkten Raume, andern Theils aber darin seinen Grund haben, daß man der Meinung war, einer von den Dreien wäre außerhalb beschäftigt. Der Schüler Aeskulaps saß auf seiner Bücherkiste, die, wie dieser mir selbst ganz naiv erzählte, seit Jahresfrist nicht geöffnet worden war. Die beiden Officiere überließen uns ihre Sitze; während der eine

sich neben dem Doctor ein Plätzchen verschaffte, unterhielt sich der andere stehend mit uns.

Wir hatten geglaubt, von den Herren etwas Näheres über die Oertlichkeiten des classischen Bodens, auf dem wir uns befanden, zu erfahren, vernahmen aber zu unserer großen Verwunderung, daß wir weit mehr als sie selbst wußten. Doch mit der größten Bereitwilligkeit versprachen sie, uns auf den Spaziergängen zu begleiten; mit eben so viel Liebenswürdigkeit haben sie es auch gethan und uns, indem sie über Leute, besonders Ruderer für einen uns zur Verfügung gestellten Kahn disponiren konnten, in unsern Forschungen wesentlich unterstützt.

Wie gesagt, so befanden wir uns eben jetzt auf einer aus der uralten Zeit her berühmten Stelle, deren Kenntniß bis zu der Zeit des trojanischen Krieges hinaufreicht. Einer der kühnsten und seltsamsten Abenteurer-Züge der alten Griechen, der sogenannte Argonautenzug, ging hierher. Jason machte Ansprüche auf das goldene Vließ, was in einem Tempel der Hauptstadt des Reiches, in Aeäa, aufgehängt war, d. h. er verlangte die Schätze zurück, welche sein Vetter Phrixus, aus seinem Vaterlande vertrieben und in Kolchis eine Zuflucht findend, daselbst niedergelegt hatte, und fuhr, begleitet von einer Schaar Abenteurer, unter denen selbst Herkules und Theseus genannt werden, mit der Argo den Phasis, das ist den heutigen Rion, aufwärts. Wie bekannt, versprach der König die Herausgabe, wenn Jason eine ihm gestellte Aufgabe glücklich zu Stande gebracht hätte. Es geschah mit Hilfe der Königstochter, die, um Verrath vorzubeugen, schnell mit dem geliebten Manne ihres Herzens die Flucht ergriff, um später selbst verrathen zu werden. Damals, also schon vor mehr als dreitausend Jahren, war Kolchis ein Culturland; ohne Zweifel möchte von Indien aus oder, wie Herodot will, von Aegypten aus, Gesittung, Handel und Ackerbau hierher gebracht worden sein.

Am Ausflusse des Phasis, und zwar ebenfalls auf der Südseite, war noch zu Strabo's Zeit eine blühende Stadt, welche mit dem Flusse den Namen Phasis führte. Das ganze Mittelalter hindurch bis in die neueste Zeit existirte sie, von den Georgiern Poti und von den Türken Fasch-Kaleh genannt, war und blieb aber von so kümmerlichem Ansehen, daß sie kaum den Namen einer Stadt verdiente. Sie gehörte bis 1829, wo sie den Russen abgetreten wurde, den Türken. Die Benennung Phasis

ist uns aber auch in einer andern Hinsicht interessant, denn der Fluß gab einem von jedem Feinschmecker hoch geschätzten und bei uns mit vielen Kosten gezogenen Vogel den Namen Fasan; Linné nannte ihn in seinem Systeme Phasianus colchicus. In der That ist das heutige Mingrelien, was sich westlich vom Zkchenißkhal (d. i. Pferdeflusse, Hippios der Alten) auf den südlichen Abhängen des Kaukasus bis an den Rion erstreckt, das echte Vaterland dieser beliebten Vögel. Diese haben eigentlich einen sehr beschränkten Verbreitungsbezirk, da sie unseres Wissens nach nur dort vorkommen und schon in den benachbarten Lasistan und Kleinasien nicht mehr vorgefunden werden. Während unserer Tour ins Innere hatten wir oft Gelegenheit Fasanen zu schießen und uns um so mehr an den Braten zu delectiren, als frisches Fleisch in Mingrelien überhaupt zu den Seltenheiten gehört, weil es schnell verdirbt. Der Fasan hält sich namentlich in der Ebene inmitten des dichtesten Gebüsches auf und ist eigentlich ein sehr dummer Vogel, der sich mit Schlingen leicht fangen ließe und den Bewohnern von Poti deshalb eine gute und nahrhafte Speise geben könne, wenn man sich nur die Mühe geben wollte, ihm nachzustellen. Kein Mensch bekümmert sich aber darum; die Soldaten essen lieber das ihnen zukommende, oft weit hergeschickte schlechte Fleisch, und vermehren damit ihre Anlagen zu allerhand bösartigen Krankheiten, anstatt auf kurze Zeit sich von ihrer Trägheit loszusagen.

Wir haben schon ausgesprochen, daß Mingrelien einen Theil des alten Kolchis ausmacht, also ein Land was mit Giurdschistan (Georgien der Westeuropäer und Grusien der Russen) der Orientalen und besonders der Perser identisch sein möchte und ebenfalls schon in den ältesten Sagen derselben eine gewichtige Rolle spielt. Die georgische Königsfamilie der Bagratiden beherrschte länger als ein Jahrtausend das Land, was in der Zeit der Blüthe vom Kaspischen bis zum Schwarzen Meere reichte und dem die meisten Bergvölker des Kaukasus von Zeit zu Zeit zinsbar waren, bis in dem immerwährenden Kampfe gegen Türken und Perser eine Provinz nach der andern verloren ging und Georg XIII., durch allerhand Machinationen bestimmt, zu Anfange dieses Jahrhunderts sein Erbe den Russen vermachte. Noch leben die Bagrations, die Nachkommen der alten georgischen Könige, zerstreut und kämpfen jetzt selbst zum Theil mit einer anerkennungs-

werthen Tapferkeit gegen ihre früheren Unterdrücker zum Vortheil der Russen, ihrer jetzigen Herren.

Es mögen wenige Königsfamilien existiren, deren Glieder in der langen Zeit von tausend Jahren sich stets mehr oder minder gegen die Uebermacht der fanatischen Anhänger des Islam tapfer behauptet und gegen die Ausrottung des Christenthums mit aller ihnen zu Gebote stehenden Energie gekämpft haben. Während rings herum Griechen und Kleinasiaten nach und nach dem Islam huldigten, blieben die Georgier und, aber weniger, die Armenier dem Glauben ihrer Väter treu und retteten das Christenthum im Oriente vor gänzlichem Verfalle. Die Bagratiden rühmten sich aber, wie uns der in Purpur geborne, also kaiserliche Geschichtschreiber Konstantin (Porphyrogeneta) schon erzählt, auch derselben Abkunft wie Christus und führten ihre Stammregister bis auf David zurück. In der That hätte auch diese Königsfamilie der Bagratiden für ihren Stammbaum mehr Wahrscheinlichkeit als die bekannten Montgomery's in Frankreich.

Mingrelien und Imerien (oder Imerethi) östlich vom Pferdeflusse bis zum mßchischen Gebirge, der Wasserscheide zwischen Kur und Rion, lös'ten sich später erst von Georgien ab, während das entferntere Gebiet des Tschoruk, was zum Theil von lasischen Stämmen bewohnt wurde, zu derselben Zeit Konstantins ein selbstständiges georgisches Reich mit der Hauptstadt Adranutzin (jetzt Artanudsh) bildete und den Byzantinern nur allein bekannt gewesen zu sein scheint. Das östliche oder nördliche Georgien besaß seine Könige in den ältesten Zeiten zu Mßcheth, später in Tiflis.

Der König von Imerien ist seit vierzig Jahren vertrieben und herrschte ehedem in Kutais. Der Herrscher Mingreliens, der den Namen Dadian führt, hat aber verstanden, in der Zeit des Kampfes zwischen Russen und Türken um das westliche Transkaukasien sich vorherrschend zu den stärkern, also zu Rußland, zu halten und dadurch sein Land zu behaupten. Uebrigens ist die Familie des jetzigen Dadians, welche mit den Scherwaschidse's, den Herrschern Abchasiens, nahe verwandt zu sein scheint, erst im vorigen Jahrhundert zur Regierung gelangt, während die ältern Dadians von den Türken vertrieben, in Rußland eine Zuflucht fanden und unter dem Namen Dadianoff Land und Leute erhielten. Son-

derbar, daß die jetzigen Herrscher Mingreliens noch das goldene Vließ im Wappen führen, ohne aber eigentlich recht zu wissen, was dieses zu bedeuten habe.

In Begleitung der beiden Officiere und des Arztes fuhren wir bei dem freundlichsten Wetter den Rion aufwärts, um die Stelle zu suchen, wo nach Dubois de Montpéreux und Karl Koch sich noch Ruinen des alten Castells befinden sollen. Unsere Mühen waren aber vergebens. Strabo erzählt jedoch, daß Phasis am Ausfluß des Rions liege, während die angezeigte Stelle sich über eine Stunde landeinwärts befindet. Untersucht man die Localität etwas genauer, so erklärt es sich hinlänglich, indem der Fluß alljährlich aus dem hohen Gebirge eine Menge Schutt und Gerölle mit sich führt, was alles gegen die Mündung des Rion abgesetzt wird. Im Verlaufe von fast zweitausend Jahren ist demnach nicht unbeträchtliches Deltaland entstanden, was in jedem Jahrhunderte sich vermehrt.

Eine tüchtige Stunde landeinwärts befindet sich auch und zwar südlich ein mehr oder weniger sumpfiger See, der vor Strabo noch gar nicht in der Weise vorhanden war und eigentlich mehr eine Bucht des Meeres bildete; jetzt wird er von einem Flusse, Petschori, der weiter östlich erst aus dem Rion hervorgeht und eigentlich einen Arm desselben bildet, durchflossen und steht auch weiter westlich mit dem genannten Flusse wiederum in Verbindung, indem er sich kurz vor dessen Ausmündung ins Meer mit ihm vereinigt. Es ist in der That höchst interessant, daß dieser See noch jetzt den Namen Paliastom führt. Sollte dieser Name nicht das griechische Paläostoma d. h. alte Mündung sein und demnach der See vielleicht sogar noch zur Blüthezeit der Griechen die Ausmündung des alten Phasis und der Petschori dieser selbst gewesen sein? Es ist wohl möglich — und es kann mancherlei dafür sprechen —, daß der Rion früher seine Hauptwasser in dem Bette des heutigen Petschori führte und daß sein jetziger Lauf irgend einem Zufalle seine Entstehung verdankt.

Wir hatten Mühe, mit unserem Kahne durch das Dickicht von Schilf und anderen Sumpfpflanzen zu kommen. Liebhaber von derlei Jagden, als hier zahlreiche Enten und andere Schwimm- und Sumpfvögel boten, möchten wohl hinlänglich Zeit gefunden haben, um ihrer Neigung zu fröhnen. Auch die Vegetation rings umher war in der That

großartig. Der Wald konnte wirklich auf den Namen eines Urwaldes Anspruch machen, denn die Axt des Menschen mochte hier vielleicht nie von irgend einer Bedeutung gehaus't haben; riesige Bäume von ungeheuern Dimensionen hatten dem Zahne der Zeit nicht mehr widerstehen können und unterlagen selbst mitten in dem Schutze anderer Gehölze, die vielleicht erst diesem ihre Entstehung verdankten, dem ersten besten Sturme. So ein Urwald hat etwas Eigenthümliches und Erhebendes, wenn er auch bei weitem noch nicht den Eindruck zu machen vermag, wie auf den Südsee-Inseln oder in Brasilien. Es waren hier meist Rothbuchen von seltener Schönheit; an den Rändern standen die immergrüne Ilex und Buxbaum, während die pontische Azalea den Boden des Waldes selbst mehr bedeckte. Wunderschön sah es aus, wenn unsere Weinrebe, am Boden nicht selten mit dem Durchmesser eines Fußes, eine armsdicke Rebe nach einem der majestätischen Bäume entsendete, und dort angekommen ihrer Stütze sich gleichsam erfreuend, den Stamm in losen Umarmungen bis zur Spitze erklimmte. An verschiedenen Stellen sendete sie aber wiederum andere und schwächere Reben aus, um die ganze Krone auf diese Weise mit natürlichen Wein-Guirlanden und Festons blauer Trauben zu umziehen; ja selbst noch weiter bis zu dem nächsten Baume vermochten einzelne Reben zn dringen.

Man sucht immer das Vaterland der Weinrebe; es giebt sogar Leute, die da meinen, daß das badische Rheinthal, wo allerdings verwilderte Exemplare vorkommen, als solches zu betrachten sei. Man findet die Rebe aber auch hier und da verwildert in Spanien, in Italien und namentlich in Ungarn, wo das Bannat ziemlich reich daran ist. Es ist eigenthümlich, daß eine solche Weinrebe nur blaue und nie weiße Trauben besitzt und daß ihre Blüthen sich durch den feinsten Wohlgeruch, wie ihn nie die der cultivirten Pflanzen haben, auszeichnen. Damit im Zusammenhange steht ein stärkerer Filz auf der Unterfläche der Blätter, so daß man meinen könnte, die Rebe stamme von der amerikanischen Vitis Labrusca, einer Art, zu der die beiden bei uns zu Lauben gebräuchlichen Sorten der Isabelle und Catauba gehören. Die Beeren der verwilderten haben jedoch nie die tiefblaue Farbe und den gewürzreichen Geschmack, wie die beiden Amerikaner, und besitzen sehr wenig Fleisch.

Neben dieser Liane — die Weinrebe gehört eben so gut wie unsere Waldrebe (Clematis Vitalba) und andere einheimische Schlinggewächse zu den Lianen, von denen wir allerdings nur aus den Tropenländern etwas zu vernehmen gewöhnt sind — umgeben, aber weit dichter, die Stämme der Rothbuchen und Ahornbäume, zweierlei Epheu, von denen die eine und kleinblättrige Art von unseren Wald- und Mauerepheu sich nicht unterscheiden möchte. Der andere hingegen besaß größere und dickere Blätter, deren tiefdunkles und zum Theil weniger glänzendes Laub zu den goldfarbenen Blüthendolden wunderlich contrastirte. In den Schriften der Alten wird ebenfalls ein Epheu mit goldgelben Beeren genannt, der hauptsächlich zu Kränzen für Dichter und Sieger anstatt des Lorbers gebraucht wurde, und deshalb von italienischen Botanikern der Neuzeit als Hedera poëtarum aufgeführt wird. Obwohl unsere Gärten alle möglichen Sorten der verschiedensten Länder von den Canaren, aus Algier, aus Irland, aus Schottland u. s. w. cultiviren und der Epheu eine der Modepflanzen in den Zimmern der Damen darstellt, so ist doch unseres Wissens nach die Cultur des Dichter-Epheus' Italiens noch ein frommer Wunsch. Den kolchischen hingegen besitzt man seit ungefähr seit einem Jahrzehend. Er gehört bei uns zu den Lieblingspflanzen und wurde durch einen gebornen Schlesier (wenn wir nicht irren), von Herrn Rögner, der sich jetzt in Kutais, der Hauptstadt Imeriens als kaiserlicher Gärtner befindet und früher im botanischen Garten zu Odessa angestellt war, eingeführt. Beschrieben wurde er aber schon früher durch seinen Entdecker, den Professor Karl Koch, als Hedera colchica, während er in den Gärten hingegen häufig den Namen Hedera Roegneriana führt.

Der kolchische Urwald nahm unsere Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, daß wir landeten und ein paar Stunden in dem dunkeln Schatten einer dichten Belaubung lustwandelten. Eine in der That schauerliche Stille umgab uns und machte unseren Aufenthalt mehr oder weniger unheimlich. Wir gedachten der Räubereien, welche in früheren Zeiten von hier aus geschahen und von denen der bekannte Reisende des siebzehnten Jahrhunderts Chardin uns so mancherlei erzählt. Mitten in diesem Sinnen begegneten wir einem langen Zuge kleiner russischer Wagen, mit allerhand Vorräthen für die Garnisonen der Küste. Die Führer hatten

ohne Ausnahme ein und dasselbe Aussehen, was zwar keineswegs dem der Bewohner Redut-Kaleh's oder gar Poti's glich, dem aber doch das Frische und Kräftige, was uns sonst an dem Manne erfreut, fehlte. Gleichgiltig wie es schien, für Alles, was sie umgab, würdigten uns diese Männer inmitten der Wildniß kaum eines Blickes und gingen ruhig an uns vorüber, als seien wir Fremdlinge eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Waren wir doch in den beiden genannten Städten, wo jedenfalls Fremde häufiger gesehen werden, beständig ein Gegenstand der Neugierde gewesen. Auf mein Befragen erfuhren wir von unserm Cicerone, daß diese Leute Unglückliche aus dem Innern Rußlands wären, welche sich aus religiöser Schwärmerei selbst entmannt hätten. Es sei dieser Wahnsinn keineswegs in Rußland eine seltene Erscheinung; es komme bei den zahlreichen Sectirern, welche die russische Kirche besitzt, in der Regel plötzlich vor, und greife wie ein Contagium rasch um sich. Die Regierung müsse in solchen Fällen möglichst schnell der Verstümmelung Einhalt thun, indem sie diese Unglücklichen augenblicklich entferne. Solche Leute werden in der Regel sofort von einem wahren Redegeist ergriffen, und reizen mit begeisterten Worten zur Nachahmung an. Man kennt Fälle, daß diese Eunuchen, mit andern sonst für dergleichen Dinge gar nicht empfänglichen Menschen zusammengebracht, auch hier bisweilen, indem sie sie zur Nachahmung bestimmten, großes Unheil angerichtet haben. Mit vollem Rechte hat man sie in diese Wildniß versetzt, wo sie mehr abgeschlossen von der übrigen Menschheit die Transporte aus Kutais nach dem Rion vermitteln und hauptsächlich den Garnisonen ihre Nahrungsmittel zuführen.

Es war spät geworden, als wir wiederum bei unserem Kahne ankamen und nun rasch unserem Nachtquartiere zufuhren.

Zweites Kapitel.

Gurien.

Ausdehnung des Landes. — Der Guriel. — Transkaukasien unter eigenen Fürsten und unter Rußland. — Das Feudalsystem. — Der Fluß Supsa. — Das Dorf Wani. — Der gurische Wein. — Bereitung desselben. — Steinöl als Zusatz. — Die Weinschläuche. — St. Nikolai — Das Fieber des Schwarzen Meeres. — Die türkische Grenze. — Tschürükßu. — Das türkische Gurien. — Kindrysch. — Hirsenpolenta oder Gomi. — Zichedshari. — Das Petra der Byzantiner. — Die Ebene des Tschoruk.

Weniger auf abgelebten, als vielmehr durch Mangel einer guten Nahrung ermatteten Rosinanten setzten wir am andern Tage unsere Reise längs der Küste fort. Schönes Wetter begleitete uns auch ferner auf unserem Marsche. Auf der einen Seite besaßen wir wiederum den tiefblaugrauen Spiegel des Schwarzen Meeres, was ganz und gar seine Natur verleugnet zu haben schien; es war so glatt und ruhig, als hätte es noch nie getobt. Und doch hatten wir kurz vorher erst erfahren, wie trügerisch gerade seine Oberfläche ist, wenn sie am Ruhigsten erscheint.

Der Rion macht die Grenze zwischen Mingrelien und Gurien, einer andern Provinz des dereinst mächtigen georgischen Reiches. Dieses reichte südlich früher bis in die Nähe von dem Ausfluß des Tschoruk, wo dann das in der neuesten Zeit vielfach genannte Bathum liegt. Landeinwärts zieht sich Gurien bis an das Gebirge der Adsharen. Es ist ein außerordentlich fruchtbares Ländchen, was, da es mehr oder weniger wellenförmiges Terrain besitzt, auch weit gesunder ist, als Mingrelien. Man sieht hier auch nicht einen so dichten Urwald, bemerkt hingegen weit mehr Cultur und Menschen.

Gurien hatte in dem letzten Jahrhundert ebenfalls seinen mehr oder minder selbständigen Herrscher, der den Namen Guriel führte. In den häufigen Streitigkeiten zwischen Russen und Türken zu Anfang dieses Jahrhunderts neigte der Fürst sich ebenfalls, wie der Dadian von Mingrelien, mehr den ersteren zu und büßte dadurch die Hälfte seines Landes ein, indem dieses in dem Frieden an die Türkei abgetreten wurde. Aber auch Rußland machte dem Herrn von Gurien alsbald die andere Hälfte

streitig. Als nämlich der alte Guriel starb, wurde der noch unmündige Sohn nach Petersburg genommen, um ihn daselbst, wie man vorgab, mehr der europäischen Cultur zuzuführen. Dort wuchs er heran und wurde mündig, ohne daß es aber der russischen Regierung nur im Geringsten einfiel, dem Guriel sein an und für sich schon halbirtes Erbe zurückzugeben. Alle Reclamationen führten zu nichts; bald war die Nähe der Türken und besonders der räuberischen Adsharen der Grund, bald hatte der Vater des jetzigen Fürsten mit diesen heimlich Verbindungen angeknüpft, die ihn seines Landes verlustig machten. Die russische Regierung hatte einmal von dem Lande Besitz genommen und gab es nicht wieder heraus. Der Guriel mußte sich noch Glück wünschen, daß er für die völlige Abtretung des Landes eine Art Pension erhielt.

Von englischer, aber auch von französischer Seite wird die unrichtige Behauptung aufgestellt, daß die Transkaukasier, seitdem sie unmittelbar unter der russischen Regierung stehen, im Verhältniß zu früher das traurigste Loos hätten, was man sich nur denken konnte, daß ferner die armen Leute beständig den härtesten Bedrückungen ausgesetzt und vor lauter Abgaben kaum im Stande wären, ihr Leben zu fristen. Umgekehrt sollen diejenigen Länder — und besonders wird hier Mingrelien hervorgehoben — welche noch ihre eigenen Fürsten besitzen, die glücklichsten sein und sich einer Cultur und eines Aufschwunges erfreuen, wie man sie in so fernen Gegenden gar nicht erwartet. Wer jedoch sich nur kurze Zeit in Transkaukasien aufgehalten hat, wird, ohne große Vorurtheile mitzubringen, sich im Gegentheile überzeugen können, daß gerade die Länder, welche ihre eigenen Fürsten besitzen, sich in den traurigsten Zuständen befinden, die hingegen, welche unmittelbar unter russischer Oberhoheit stehen, im Vergleiche weit glücklicher daran sind. In den letzteren hat sich, wie wir uns, die wir mehr als einmal Transkaukasien besuchten, vielfach überzeugt haben, der Wohlstand gegen früher ungemein gehoben. Einen Fehler hat allerdings die russische Regierung begangen und dieser Misgriff hat sich bereits gerächt. Sie hat leider die Leibeigenschaft, welche in der Weise wie in Rußland, im Oriente nie geherrscht hat, eingeführt; dadurch suchte sie nämlich den hohen und geringen Adel sich verbindlich zu machen und an sich zu fesseln. Diese unruhigen Köpfe jedoch, die seit langer Zeit nur von Raub und Plünderung gelebt hatten,

vermochten nicht so schnell ihre Lebensweise aufzugeben, was sie auch gar nicht Willens waren, und machten eben dadurch der russischen Regierung unendlich viel zu schaffen. Leider sah sie ihren Fehlgriff zu spät ein und versuchte nun ihn dadurch zu verbessern, daß sie sich der Unterthanen auf das kräftigste annahm, wodurch sie aber die Fürsten um desto mehr gegen sich erbitterte. Ein Fürst empörte sich nach dem andern und wurde glücklich verjagt. Ein großer Theil der Ländereien der regierenden Fürsten und des hohen Adels kam nach und nach in unmittelbaren Besitz der russischen Krone und wird unbedingt weit besser verwaltet als früher.

Von dem Drucke des dortigen Feudalsystems hat uns schon Chardin vor beinahe zweihundert Jahren Schilderungen gegeben, die in der That schaudererregend sind. Man glaube aber ja nicht, daß sich die Zustände seitdem viel besser gestalteten, denn nach wie vor schwelgt der regierende Fürst in den Häusern seiner Vasallen. Diese suchen wiederum sich bei dem niedrigen Adel schadlos zu halten, der seinerseits endlich von den Vorräthen seiner Bauern zehrt. Was einigermaßen in diesem unglücklichen Lande geschehen ist, namentlich an Communicationsmitteln, besonders durch Straßen, verdankt man der russischen Regierung.

Nach vier Stunden Weges kamen wir an die Supsa, den bedeutendsten Fluß des russischen Guriens. Bis zu der Wohlthat der Brücken scheint man es in diesem Lande noch nicht gebracht zu haben, denn wir waren gezwungen, um nicht etwa in dem sehr losen und tiefen Sande an der Mündung begraben zu werden, ziemlich eine Stunde aufwärts zu reiten. Dort fanden wir erst einen Uebergang über den keineswegs breiten Fluß. Dichtes Gehölz umgab uns alsbald und machte uns nun wiederum auf eine andere Weise den Weg schwierig.

Gurien ist keineswegs so eben als Mingrelien, und namentlich sind die Flüsse und Bäche von mehr oder minder bedeutenden Höhenzügen tertiären Ursprunges auf beiden Seiten begleitet. Diese tragen aber wiederum unendlich viel dazu bei, die Landschaft zu heben, zumal sie auch bewachsen und selbst zum Theil culturfähig gemacht sind. Die Gurier scheinen überhaupt, wenn auch nicht gerade intelligenter, so doch auf jedem Fall fleißiger und arbeitsamer zu sein, als die Mingrelier. Wir sahen einige Dörfer, die ein gutes Ansehen hatten, und um diese herum Anpflanzungen von Mais und Hirsefelder.

Auf der anderen Seite der Supsa lenkten wir unsere Pferde nach dem Dorfe Wani, um doch auch den gurischen Wein zu versuchen, von dem wir so viel gehört hatten. Nächst dem Kachetinski, das ist dem Weine aus Kacheth, der östlichen Provinz Georgiens, wird in Transkaukasien der gurische Wein am meisten geschätzt. Der Schulze (hier Chelosani genannt) empfing die Fremdlinge mit zuvorkommender Höflichkeit und ließ sogleich eine Kuptschine öffnen, um unsere Neugierde zu befriedigen.

In dem leicht zu bearbeitenden Sandstein hatte man vier bis sechs Fuß tiefe und die Hälfte oder etwas mehr breite Löcher (eben diese Kuptschinen) gehauen, um in diese den Wein aufzufüllen und zu bewahren. Wir konnten uns nicht genug wundern, daß das aus diesen seltsamen Gefäßen entnommene Getränk doch so gut und sogar sehr stark, wenn auch roh, war. Was vermöchte bei einigermaßen guter Behandlung aus einem solchen Weine zu werden! So wenig der Gurier und im Allgemeinen der Eingeborene Transkaukasiens der Weinrebe selbst, die ihm die Trauben liefert, einige Aufmerksamkeit widmet, eben so wenig bemüht er sich bei der Anfertigung des Getränkes.

Sobald die Trauben die gehörige Reife erhalten haben, werden sie abgeschnitten und in hochgestellte, ziemlich flache Gefäße gebracht, um mit den Füßen eingetreten zu werden. Vermittelst einer hölzernen Rinne läuft der Saft in die in den Stein gehauenen Kuptschinen. Wo die Felsen zu hart sind, werden eine Art etrurische Vasen aus Thon und von ziemlich vier bis fünf Fuß Höhe angefertigt und gebrannt. Da man aber keinen Ofen von solch einem Umfange besitzt, so macht man die Urne meist aus drei Stücken und setzt sie, gebrannt, später zusammen, um sie in der Erde einzugraben.

Es versteht sich wohl von selbst, daß neben dem Safte zugleich auch die Schalen und Stiele der Beeren, wenigstens zum Theil, mit in die Kuptschine einlaufen. In ein paar Tagen fängt die Masse an zu gähren; nun erst bedeckt man die Oeffnung mit einem flachen Schieferstein. Wenn sich Kohlensäure so weit gebildet hat, daß sie keinen Platz im Innern mehr hat, hebt sie den Stein und entweicht. Dadurch, daß der Deckel von selbst wiederum auf die Oeffnung fällt, wird der Sauerstoff der äußeren Luft abgehalten und der Wein selbst wird nicht sauer. Hebt sich

der Stein nicht mehr von selbst, so ist es ein Zeichen, daß die Gährung größtentheils vorüber ist. Man nimmt Erde und deckt diese über die geschlossene Oeffnung. So bleibt der Wein nun bis er verkauft oder getrunken wird.

Leider setzt man auch hier dem Weine, wie fast überall im Oriente, sobald man ihn ausführen will, etwas Steinöl zu, um ihn vor dem Verderben bei großer Hitze zu schützen. Dieses Steinöl giebt dem Getränke einen höchst widerlichen Geschmack, an den man sich aber merkwürdigerweise sehr leicht gewöhnt. Der Eingeborene trinkt sogar den mit Steinöl versetzten Wein weit lieber und hält ihn für kräftiger.

Es waren gerade armenische Kaufleute aus Kutais hier, welche Weinaufkäufe machten. Der Preis ist, wie man sich denken kann, außerordentlich gering. Unsere gewöhnliche Weinflasche möchte dem Käufer kaum mehr als einen Silbergroschen zu stehen kommen, insofern noch dazu das Getränk zu den besseren Sorten gehört.

Der Transport geschieht in sogenannten Schläuchen (Burduks), wie sie schon in der Bibel und bei den griechischen Schriftstellern erwähnt werden. Es sind dieses Thierhäute, denen man den Kopftheil abgeschnitten hat. Man kehrt die Haut um, sodaß die Haare nach innen kommen und mit Steinöl getränkt werden können, und nähet sie da, wo man sie aufgeschnitten hatte, wieder zu. Nur bei einem der Füße läßt man die obere Oeffnung offen, um hier nämlich den Wein ein- und ausfüllen zu können. Es sieht in der That nichts drolliger aus, als so eine umgestülpte Thierhaut, welche nur in soweit gefüllt ist, daß zum Bewegen der inneren Flüssigkeit immer noch ein Raum übrig bleibt; wenn ein solcher Schlauch auf dem Rücken eines Pferdes nämlich transpotirt wird, so bewegt er sich bei jedem Schritt seines Trägers ebenfalls nach vorn, als wollte er herabspringen.

Die Weinrebe hatte man in Gurien meist an abgestutzten Maulbeerbäumen gezogen. Man erzählte uns, daß der gurische Wein selbst bis nach Tiflis ginge und dort weit höher bezahlt würde, als die dortigen einheimischen Sorten. Trotzdem trinken aber an Ort und Stelle die Eingeborenen und zwar Jung und Alt, Mann und Frau, sehr viel. Man erzählte uns, daß sogar neugeborene Kinder bald nach ihrer Geburt einen

Löffel starken Weines erhielten. Auch später wird ihnen immer neben der Muttermilch noch von Zeit zu Zeit Wein geboten.

Wani liegt nicht weit von der großen Straße, welche von Kutais über Osurgeth nach St. Nikolai führt; wir lenkten deshalb auf diese ein und gelangten nach vier Stunden zu dem letzt genannten Orte. Auf den Karten ist St. Nikolai meist als Grenzfestung eingetragen. Während wir aber nach Wällen und Mauern suchten, waren wir bereits vor einigen Pallisaden vorbei und zwischen aus Flechtwerk bestehenden Zäunen in das Innere gekommen und hielten an der Wohnung des Commandanten.

Ein bleicher abgemagerter Officier empfing uns und hieß uns in seiner aus Brettern zusammengesetzten Wohnung willkommen. „Was wollen Sie in dieser Stätte des Todes, oder wenigstens der allmäligen Auflösung des Körpers, wohin in der Regel nur solche Unglückliche kommen, welche ihrem Chef mit oder ohne Verschulden misliebig geworden sind und nun auf einige Zeit hierher verbannt werden. Glauben Sie mir, meine Herren, wer nach St. Nikolai seine Schritte zu lenken wagt, geht nicht ungestraft von dannen. Eilen Sie von hinnen, denn hier entsteigen der Erde pestilenzialische Dünste und tragen in des Menschen Körper den Keim des Verderbens." Man kann sich denken, welchen Eindruck diese Worte auf uns machten. Noch mehr wurden wir erschüttert, als wir allenthalben, wohin wir aufblickten, dieselben fahlgrauen Gesichter und schlotternden Gliedmaßen erschauten. Man hatte uns früher schon gesagt, daß selbst Thiere diese ungesunde Stelle fliehen oder ebenfalls bald erkranken. Die Pferde waren zum großen Theil zu Grunde gegangen; was bis jetzt sich erhalten hatte, sah abgemagert und traurig aus. Einige Hühner selbst schüttelten sich von Zeit zu Zeit, als wären sie gleich den Menschen vom Fieber ergriffen. Zufällig führten uns unsere Schritte an dem Kirchhofe vorbei. Mehre frische Gräber waren uns Zeugniß von den Verwüstungen, die hier das gefürchtete Fieber des Schwarzen Meeres auch in der neuesten Zeit hervorgerufen hatte.

Man fragt vielleicht mit Recht, warum die Russen unter solchen Umständen einen Ort nicht aufgeben, der jährlich eine nicht unbedeutende Menge Opfer verlangt. Es kommt noch dazu, daß an der Küste keineswegs eine Bucht mit sicherm Hafen vorhanden ist, in der Schiffe in den Zeiten der Noth eine sichere Zuflucht fänden. Ebenso schien uns die Lage

St. Nikolai's auch gar nicht der Art zu sein, daß sie eine militairische Wichtigkeit beanspruchte. Man erzählte uns jedoch, daß von hier aus in den früheren Zeiten ein nicht unbedeutender Schleichhandel getrieben worden sei, den nun zu hindern die Russen bedacht sein müssen. Es kommt noch dazu, daß die eigentliche Grenze zwischen Rußland und der Türkei hier ganz in der Nähe und zwar längs des Flüßchens Natanebi ist, und daß deshalb vielleicht auch St. Nikolai gerade an dieser Stelle angelegt worden sein mag. Später, wo auf friedlichem Wege einige Grenzstreitigkeiten geregelt wurden, verstanden die schlauen Russen allenthalben und so auch hier Vortheil zu ziehen. Jetzt befindet sich die Grenze ein paar Stunden südlicher und zwar längs des Flusses Tscholoki.

Ohne gerade ängstlich zu sein, denn wir hatten bereits schon sehr verrufene Gegenden früher durchreist und waren gut durchgekommen, so beglückwünschten wir uns doch, als wir am andern Morgen mit heiler Haut unsere Pferde bestiegen, um die Weiterreise anzutreten. Wir erreichten schon nach einer Stunde die türkische Grenze. Was für ein Unterschied! Auf dieser Seite wachten Kosacken und Mauthbeamte ängstlich und verwehrten einem Jeden, der nicht die besondere Erlaubniß von der russischen Regierung erhalten hatte, den Eintritt, während drüben kein Mensch sich darum kümmerte, ob Waaren eingeführt wurden oder nicht, oder ob irgend Jemand die Absicht habe, diese Gegenden zu besuchen.

Wir hatten nicht vier Stunden gebraucht, um von Poti nach Tschurukßu zu kommen. Hier residirt ein Pascha mit einem Roßschweif, der wohl mehr der wichtigen Lage des Ortes halber hierher versetzt wurde, als des unbedeutenden Landes wegen, dem er vorstand. Das türkische Gurien erstreckt sich längs der Küste von der russischen Grenze bis einige Stunden vor Bathum und dem Ausfluß des Tschoruk in einer Länge von kaum sechs oder sieben Stunden. Landeinwärts reicht es ebenfalls nicht weit und hat auf dem Rücken des Kalowadagh, dem südlichen Ausläufer des weiter östlich die Türkei von Rußland scheidenden Adshara-Gebirges, eine natürliche Grenze. Dieser Ausläufer schickt seine Arme bis nahe an das Meer, und macht das Ländchen noch hügeliger und selbst bergiger, als das russische Gurien ist. Dichte Wälder bedecken allenthalben die Höhen, zum Theil auch die Thäler, und begrenzen mehr oder weniger sogar die Meeresküste. Das immer grüne Gesträuch herrscht hier weit mehr als

nördlich von Tscholoki und namentlich als in Mingrelien vor. Prächtige Alpenrosensträucher, die bisweilen noch hier und da späte Blüthen zeigten, aber sonst mit Früchten über und über bedeckt waren, nahmen hauptsächlich die Thäler ein. Mitten aus ihrem dichten Gebüsch kam oft Brombeergesträuch heraus und umzog mit seinen außerordentlich langen Ranken die dichten Gruppen. Nur hier und da trat Buchsbaum an seine Stelle, weniger Stechpalme, welche letztere mit den zahlreichen rothen Beeren, die zu dem schönen und glänzenden Laube ganz eigenthümlich contrastirten, einen freundlichen Anblick gewährte. Der Buchsbaum war noch häufiger gegen die Meeresküste hin und wurde daselbst bisweilen so dicht, als hätte man durch des Menschen Hand absichtlich eine Hecke angelegt und diese beständig mit der Scheere in der gehörigen Ordnung gehalten. Auch der echte Lorber erschien hie und da, jedoch immer nur einzeln; wohingegen der Kirschlorber wiederum mit seinen großen und dunkelgrünen Blättern, besonders am Eingange der Thäler, große Flächen einnahm. Dagegen fanden wir die pontischen Azalien weniger häufig, als in Mingrelien.

Tschuruksu soll eine Veste sein, stellt aber einen ziemlich offenen und unbedeutenden Ort dar, der wohl einer Belagerung wenig Hindernisse in den Weg zu legen vermöchte. In der Nähe liegt eine Burg in Ruinen. Der eigentliche Name des Ortes ist Kindrysch; die Türken lieben jedoch häufig den Namen des Flusses, zumal wenn man ihm eine türkische Bedeutung unterlegen kann, wie es hier der Fall ist, für den daran liegenden Ort zu gebrauchen. Tschuruksu bedeutet nämlich faules Wasser. Obwohl Tschuruksu oder Kindrysch als die Hauptstadt, wenn man dem elenden Orte von kaum hundert Häusern den Namen geben darf, gilt, und wie gesagt der Sitz eines Pascha's ist, so fanden wir auf dem Basar oder Markte doch keineswegs die Vorräthe, welche wir hier einzukaufen wünschten. Ein einziger Kebabdschi, d. h. Fleischer und Koch zu gleicher Zeit, war vorhanden, hatte aber nicht mehr Vorrath, als man für eine einzige Mahlzeit verlangen konnte. Etmekdschi, d. h. Bäcker, waren zwar mehrere vorhanden, aber an Vorräthen hatten sie ebenfalls gerade keinen Ueberfluß. Wir sahen hier eine Art Polenta aus Hirsemehl zubereitet, die sicher keinem europäischen Magen gemundet hätte. Schon die Art und Weise, wie das Mehl angefertigt war, machte es möglich, auf die Qualität des Gerichts einen Schluß zu ziehen. Gewöhnlich bedient man sich zweier glatter Steine,

um die Hirse damit zu Mehl zu reiben. Es versteht sich von selbst, daß die Hülsen oder Schalen keineswegs entfernt, sondern ebenfalls mit verbraucht werden. Alles das geschieht kurz vorher, ehe man die Polenta genießen will. Zu diesem Zwecke bringt man weiter das Mehl in einen Kessel, übergießt es mit Wasser und brennt unter jenem das Feuer an. Unter beständigem Umrühren wird die ganze Masse so lange eingekocht, bis sie eben die gehörige Consistenz erlangt. Salz thut man nur bisweilen daran, denn gewöhnlich verschwendet man das hier ziemlich theure Gewürz nicht an so einer gemeinen Speise. Von Fett oder sonst einem anderen Zusatze ist gar nicht die Rede. Wir hatten schon in Mingrelien Gelegenheit gehabt, diese Art Polenta, die man hier als Brot verspeist und Gani nennt, kennen zu lernen und uns schon in den ersten Tagen daran satt gegessen. Leider waren wir auch in Tschurukßu wieder gezwungen, uns allein mit dieser Art Brot zu behelfen.

Am andern Morgen reisten wir längs der Küste nach dem gegen sechs Stunden entfernten Bathum weiter, und gelangten schon nach einer Meile Weges nach Zichedshari, einer in ziemlich umfangreichen Ruinen liegenden Burg, von der man sich eines herrlichen Anblicks einestheils nach dem Meere und anderntheils nach dem fruchtbaren Innern des Landes erfreute. Wohl möglich, daß diese Ruinen noch aus der Zeit der Kämpfe zwischen Byzantinern und Persern stammen, denn sie unterschieden sich von denen der einheimischen Burgen georgischen Ursprunges. Die Geschichte bewahrt uns den Namen einer solchen Befestigung auf, die die Byzantiner aufführten; vielleicht möchte demnach das heutige Zichedshari das Petra der Griechen sein. Dieses befand sich nicht weit vom Meere und muß, so weit man seine Lage noch bestimmen kann, allerdings gelegen haben, wo jetzt die Ruinen von Zichedshari sich befinden. Dubois de Montpéreux hat ganz Unrecht, wenn er Petra in die Nähe von Osurgeth, dem Hauptorte des russischen Grusiens versetzt, da eine Entfernung von drei bis vier Stunden vom Meere nicht zur Beschreibung der Byzantiner paßt.

Eine Stunde südwestlich von Zichedshari ziehen sich die Berge mehr in das Innere zurück und man gelangt alsbald in eine Ebene, welche sich mehrere Stunden weit fortsetzt. Es ist Deltaland des Tschoruk, eines reißenden Gebirgsstromes, der das Pontische Gebirge von dem Armeni-

schen Hochlande trennt, und von großer Fruchtbarkeit. Die Bewohner sind hier auch weit thätiger, als sonst wo, und bringen ihre Producte, hauptsächlich Reis und Obst, nach Bathum, einer ziemlich freundlichen Stadt von nicht unbedeutendem Umfange.

Drittes Kapitel.

Bathum.

Die Adsharen und ihr Land. — Die Lasen. — Ihre Geschichte. — Ihre Unabhängigkeit. — Abdullah, Pascha von Trebisond. — Kahaber-Owa, die Ebene des Tschoruk. — Achalzich und der Mädchenhandel. — Die lesghischen Raubzüge. — Die georgischen Sclavinnen. — Türkische Sclaverei. — Mohamedaner und Giaur. — Der Markt in Bathum. — Das Verschleiern. — Der türkische Shawl.

Wir kamen schon zeitig in Bathum an und erfreuten uns sogleich an dem großen Gewühle von Menschen, die die hiesige Messe aus Nah und Fern herangezogen hatte. So vielerlei Völker man uns auch nannte, so hatten doch alle ziemlich eine Kleidung und eine und dieselbe Physiognomie, und waren wohl auch eines und desselben Stammes. Man sah den Menschen an, daß sie sämmtlich einem großen Volke und zwar dem georgischen angehörten. Am meisten interessirten uns die Adsharen und Lasier oder Lasen. Die Erstern bewohnen ein ziemlich zwölf Stunden Länge enthaltendes Gebirgsthal, was der erste bedeutende Nebenfluß des Tschoruk, der den Namen Adsharaßu, d. h. Adsharawasser führt, durchfließt und der eine Richtung von Westen nach Osten einschlägt. Die Adsharen sind wegen ihrer Tapferkeit und Schönheit weit und breit bekannt; ihre Häuptlinge lebten lange Zeit mit ihren Nachbarn in Unfrieden. Sie erkannten zwar die Oberhoheit des türkischen Sultans an, schrieben ihm aber stets die Höhe des Tributs vor, den sie geben wollten. Als man trotzdem einen höhern verlangte, bedeuteten die Adsharen den türkischen Abgesandten ganz einfach, daß man ihn dann nur auch selber holen möchte. Dieser Trotz wurde noch dazu zu einer Zeit ausgeübt, wo der ursprüngliche Truchmenenhäuptling, Abdullah Pascha, von dem Sultan zum Pascha von Trebisond ernannt, es übernommen hatte, die bis dahin dem Pascha

von Erserum nur nominell unterworfenen Adsharen zum Gehorsam zu bringen. Zum ersten Male gelang es der türkischen Regierung sich in den Thälern des Pontischen Gebirges, aber nicht hier, einiges Ansehen zu verschaffen. Wir wissen zwar nicht, was daraus geworden ist, vermuthen aber, daß die Adsharen, namentlich nach der Absetzung Abdullah's, so unabhängig wie früher geblieben sind.

Was nun die Lasen anbelangt, so ist dieses ein außerordentlich interessantes Volk, dessen Geschichte weit in das Alterthum hinaufreicht. In georgischen Chroniken kommt ihr Name zwar schon sehr früh vor; da sie aber von dem Hauptsitze der georgischen Könige, Mßcheth, oder später Tiflis, zu weit entfernt wohnten, so spielten sie auch darin nur eine untergeordnete Rolle und werden mehr als ein abgefallenes Glied betrachtet. Anders verhält es sich mit den spätern Geschichtschreibern der Griechen, denen die lasische Küste gar nicht so entfernt lag. Hier treten sie nach Christi Geburt allmälig an die Stelle der Kolchier. Es unterliegt demnach wohl keinem Zweifel, daß Lasen (Lazii oder Byzantiner) und Kolchier ein und dasselbe Volk sind und daß beide, wie schon gesagt, zum großen georgischen Volksstamme gehören. Zur Zeit der Byzantiner und namentlich in dem Kriege der letztern mit den Persern werden die Lasen häufig genannt. Sie waren selbst eine Zeitlang der Zankapfel, um den sich die beiden damals mächtigsten Reiche stritten. Es galt aber mehr den Bewohnern der Ebenen des untern Phasis- (also Rion-) Gebietes. Nur im heutigen Mingrelien, nicht im jetzigen Lasistan, fanden die Jahrhunderte lang andauernden Kämpfe statt.

Die Gebirgsbewohner erhielten sich fortwährend ihre Unabhängigkeit und benutzten sogar die günstige Gelegenheit, um bald in dem Gebiete des Einen, bald in dem des Andern einzufallen und zu plündern. Schon der Zug der Zehntausend hatte gerade in dem Lande der Lasen (oder Kolchier) viel Widerstand erfahren und mußte mühsam sich jeden Schritt Landes erkämpfen. Wie wenig Mithridates der Große, obwohl er auf der Nordküste Kleinasiens sich festgesetzt hatte und als ein mächtiger Fürst geschildert wurde, Einfluß auf die Bewohner des höhern Gebirges hatte, wissen wir aus der Geschichte. Pompejus fand ebenfalls auf seinem Zuge nach Albanien im Lasenlande großen Widerstand. Von allen den Völkern, die später aus dem Innern Asiens vordrangen, vermochte keines, sich in

diesem Gebirge festzusetzen. Weder Seldschukiden und Truchmenen, noch die Osmanen, welche alle vorderasiatischen Reiche nach und nach über den Haufen warfen, vermochten die Unabhängigkeit der Lasen zu gefährden. Paskjewitsch endlich war auf seinem Kriegszuge im Jahre 1828, nachdem er Kars und Erserum glücklich erobert und an einem Tage drei Paschas auf einmal gefangengenommen hatte, in der Nähe des Pontischen Gebirges nicht glücklicher. Wiederum von Seiten der Lasen erfuhr er den hartnäckigsten Widerstand. Der Geschichtschreiber des russisch-türkischen Krieges in Asien erzählt von den beständigen Neckereien und Angriffen, denen ununterbrochen die große russische Armee und zwar oft nur von einer kleinen Schaar kühner Lasen ausgesetzt gewesen war.

Lasistan wird zwar als eine türkische Provinz betrachtet, aber die Herrschaft des Sultans ist in der Regel nur nominell. Kaum gelingt es ihm, sein Ansehen an der Küste einigermaßen aufrechtzuerhalten. Es gab nur einmal eine Zeit, wo die türkische Oberherrschaft durch ganz Lasistan, auch im Gebirge, respectirt wurde und sämmtliche Häuptlinge der Pforte einen Tribut zahlten. Es hat jedoch kurze Zeit gedauert und zwar nur so lange, als der schon erwähnte Abdullah-Pascha die Regierung von Trebisond in den Händen hatte. Dieser schlaue Fanatiker gehörte, obwohl truchmenischer Abkunft, doch zu den Häuptlingen des Pontischen Gebirges, an dessen westlichem Ende er wohnte, und verstand es meisterlich, zumal ihm kein Mittel zu schlecht war, sich Ansehen zu verschaffen. Die türkische Regierung erkannte seine Bedeutung und machte ihn zum Schrecken aller Gebirgsbewohner zum Pascha von Trebisond. Des römischen Mittels „divide et impera“ d. h. „Theile und herrsche“ eingedenk, hielt er die Eifersucht der lasischen Häuptlinge unter sich wach, unterstützte die schwächeren gegen die stärkeren und zwang so den einen nach dem anderen, seine Herrschaft anzuerkennen. Grausam wie er war, strafte er Ungehorsam oder Empörung auf das Härteste. Viele Häuptlinge wurden aus ihren väterlichen Besitzungen vertrieben oder ergriffen und ohne Weiteres hingerichtet. Vor Abdullah-Pascha hatten die Lasen selbst das Meer unsicher gemacht und eine Menge Räubereien auf ihm getrieben. Wehe dem aber, der dem Abdullah in die Hände fiel. Die Anführer wurden meist nach Konstantinopel abgeliefert, wo der schlaue und nicht minder habsüchtige

Pascha eine Belohnung erhielt; die übrigen ließ er ohne Erbarmen in der Regel von einem hohen Felsen herabstürzen.

Abdullah-Pascha fiel nach kurzer Herrschaft in Ungnade. Damit machte sich ein Häuptling nach dem andern wieder frei. In dem wenig zugänglichen Gebirge trotzen jetzt von Neuem die Bewohner nach wie vor jedem Versuche zu ihrer erneuten Unterwerfung. Nur die Küste erkennt noch die Oberherrschaft an und die dortigen Bewohner zahlen einen unbedeutenden Tribut, der jedoch keineswegs immer regelmäßig abgegeben wird.

Bathum verdankt seinen Wohlstand nicht allein der fruchtbaren Ebene, welche den Namen Kahaber-Owa führt, sondern hauptsächlich auch dem Hafen, an dem es liegt. Nächst Sinup oder Sinope hat kein Ort an der ganzen Südküste des Schwarzen Meeres einen so sicheren und allen Ansprüchen nachkommenden Hafen als Bathum; er ist in der jetzigen Zeit des Kampfes der Türkei mit seinem Erbfeinde Rußland von ungemeiner Wichtigkeit. Hier wurden die türkischen Truppen ans Land gesetzt, um die russischen Grenzen an ihren empfindlichsten Stellen anzugreifen. Von hier aus haben sie auch in der That fast nur glückliche Einfälle gemacht. Mit Leichtigkeit gelangten die Truppen durch das Adsharen-Thal nach Achalzich, einer Provinz, die erst 1829 anstatt der Kriegsentschädigung an Rußland abgetreten wurde und deren Bewohner noch die meisten Sympathien für die türkische Herrschaft zeigen.

Achalzich (d. h. Neuburg) ist zwar ursprünglich eine georgische Provinz, aber schon in dem sechzehnten Jahrhundert von den Türken erobert worden. Seine Bewohner wurden in der ersten Zeit der Besitznahme zum Islam gezwungen und sind nun, wie man es ja häufig sieht, eifrige Anhänger des Koran. Die Türken nennen Stadt und Provinz Akhiskha. Die erstere spielte früher eine wichtige Rolle, da sie als bedeutende Festung gegen Rußland ein Bollwerk bildete. Mit der Erwerbung Achalzich's hat Rußland sich eine offene Straße nach dem oberen Kurgebiet und nach Trebisond verschafft. Mit Recht legte man deshalb jetzt türkischer Seits auf die Wiedereroberung großen Werth.

Die Stadt hatte 1829 noch 60,000 Einwohner, während sie jetzt kaum noch 15,000 zählen mag. Sie war der Hauptmarkt für die georgischen Mädchen, die von hier aus nach allen Provinzen des türkischen

Reiches, hauptsächlich aber nach Konstantinopel und Kairo verkauft wurden. Die Zahl solcher Unglücklichen — wie man bei uns sagen würde — soll jährlich sehr groß gewesen sein und oft Tausend betragen haben. Ganz Transkaukasien und Armenien, sowie Lasistan, lieferten das Material. Selbst aus dem kaukasischen Gebirge wurden nicht unbedeutende Sendungen gebracht. Am Meisten lieferten die Lesghier, also die Bewohner des heutigen Dagheſtan, wo Schamil jetzt mit so viel Glück gegen die russische Uebermacht kämpft. Diese Lesghier hatten zu diesem Zweck mitten durch Georgien ihre eigenthümlichen Straßen, wo sie des schwierigen Terrains halber nicht oder nur wenig gestört werden konnten und die noch jetzt unter dem Namen der Lesghier-Straßen bekannt sind. Aus ihren Bergen selbst brachten die Lesghier keine Mädchen zum Verkauf, sondern sie stiegen jedesmal zu diesem Zwecke in die Ebenen südlich vom Kaukasus und raubten in den georgischen und armenischen Dörfern. Noch vor vierzig Jahren war sogar Tiflis nicht selten der Schauplatz ihrer Raubzüge. Als die Russen sich nach und nach in Transkaukasien fester setzten, war auch ein hauptsächliches Augenmerk darauf gerichtet, diese Straßen abzuschneiden und die günstigeren Punkte der lesghischen Schlupfwinkel militärisch zu besetzen. So ist es auch ihnen nach und nach gelungen, den Mädchenkauf in Georgien von Jahr zu Jahr unmöglicher zu machen, bis endlich mit der Uebergabe von Achalzich dem ganzen Handel von selbst ein Ende gemacht wurde.

Die georgischen Mädchen, welche als Sklavinnen verkauft wurden, waren übrigens keineswegs so unglücklich, als man bei uns meinen mag. Wenn sie auch nicht, wie die Circassierinnen, freiwillig und gern sich verkaufen ließen, so fanden sie sich doch schnell in ihr Geschick und verstanden bei ihrer größeren Intelligenz bald, allerhand Vortheile aus ihrer Lage zu ziehen. Es ist in den Harems der Türken hinlänglich bekannt, daß die Georgierinnen mit den Circassierinnen wegen ihrer Schönheit in der Regel allen anderen Mädchen, selbst den Griechinnen, vorgezogen wurden; ebenso fürchtete man sie aber auch wegen ihrer Herrschsucht und wegen ihrer Sucht nach Intriguen. Man kann darauf rechnen, daß, wo sich Frauen verschiedener Abstammung in einem Harem befinden, eine Georgierin sich auch in der Regel am Schnellsten die Gunst ihres Herrn zu verschaffen weiß und rasch einen Einfluß oder selbst eine Art Herrschaft

über das andere Personal auszuüben versteht. Georgierinnen leiten hauptsächlich die Intriguen. Die Geschichte der Osmanen von Hammer-Purgstall erzählt mehr als ein Beispiel.

Es ist nicht zu leugnen, daß eine Georgierin, welche zu Hause in einem elenden Häuschen, dem sogenannten Sackly, lebt und in der Regel sich nicht alle Tage satt essen kann, als Sclavin sich weit besser befindet, zumal wenn sie einigermaßen hübsch ist und die Gunst ihres Herrn sich zu verschaffen versteht. Man darf sich überhaupt die türkische Sclaverei gar nicht so schlimm denken, als es gewöhnlich der Fall zu sein scheint. Wenigstens ist sie nie mit der amerikanischen zu vergleichen. Solche scheußliche Dinge, wie täglich bei den freien Amerikanern geschehen, kommen nie und nimmer in der Türkei vor. Die Sclaverei ist selbst in eben genanntem Lande weit milder, als die russische Leibeigenschaft. Ein türkischer Sclave erfreut sich sogar häufig einer besseren Behandlung, als mancher Dienstbote in den so gerühmten Kulturländern Europa's.

Der Sclave gehört in der Türkei zur Familie und wird immer als Glied derselben behandelt. Wenn er sich gut aufführt und sonst auch zu gebrauchen ist, fällt es keinem Herrn ein, ihn zu verkaufen, selbst wenn dieser in Noth gerathen sollte. Er ißt und trinkt oft mit ihm und geht im Durchschnitt auch nicht zerlumpter als sein Herr einher. Hat er eine Zeitlang treu und zur Zufriedenheit gedient, so erhält er nicht selten seine Freiheit und damit dann auch bisweilen sogar eine Tochter des Hauses. Er bleibt Familienglied bis zum Tode seines Schwiegesvaters, oder gründet sich schon früher mit dessen Hilfe einen eigenen Hausstand.

So gut es in der Türkei den Sclaven geht, so schlecht haben es hinwiederum die Unterthanen, besonders wenn sie Christen oder Juden, mit einem Worte Giauern, d. h. Nicht-Mohamedaner sind. Leibeigenschaft herrscht zwar nicht in dem Sinne, wie wir sie deuten, aber doch übt der Häuptling oder der Pascha in einem absoluten Reiche oft Rechte aus, welche ihm das Gesetz gerade nicht zuschreibt. Es kommt noch dazu, daß der Andersgläubige oder Giaur schon durch Mohamed dem Rechtgläubigen als Sclave zugewiesen ist. Die Reformen haben in der neuesten Zeit in der Türkei allerdings sehr viel gemildert, allein es kommt dieses nur den Provinzen zu gute, wo europäischer Einfluß sich geltend machen kann. Im Innern des Reiches widerstrebt man allen

diesen sogenannten Neuerungen auf das Hartnäckigste und hat selbst dadurch hier und da, namentlich wo die türkische Herrschaft an und für sich schon nicht sehr respectirt wird, den christlichen Unterthanen eine gegen früher schlechtere Stellung bereitet.

Der Türke von altem Schrot und Korn betrachtet sich als Herr; ihm liegt auch gar nicht daran, daß Christen zum Islam übertreten; er glaubt, gleich dem Juden, daß er von Gott selbst als Herr eingesetzt sei und deshalb der Diener und Sclaven bedürfe. Nicht gewöhnt an Arbeit, würde er auch schnell in große Noth kommen, sobald Niemand vorhanden wäre, der für ihn arbeitete. Die Türkei ist wohl hauptsächlich dadurch in Verfall gerathen, daß die Zahl der Nicht-Mohamedaner jetzt gegen früher weit geringer ist und demnach auch der Boden weniger angebaut wird. Viele Christen sind allmälig, um den Bedrückungen zu entgehen, zum Islam übergetreten; noch mehr sind aber in Folge von Noth und Kummer, die beide meist durch unerhörten Druck von Seiten der Gewalthaber hervorgerufen wurden, untergegangen. Der ganze Orient hat jedes Jahrhundert an Einwohnerzahl gegen früher bedeutend verloren. Es läßt sich mit Bestimmtheit nachweisen, daß Syrien in den älteren Zeiten mehr Einwohner gehabt hat, als jetzt der ganze Orient. Man denke ferner nur an das vordere Kleinasien, namentlich an Jonien, wo eine Reihe blühender Städte neben einander lagen und eine starke Bevölkerung hatten.

Doch wir kehren zur Beschreibung unserer Reise zurück und sind überzeugt, daß diese nothwendige Abschweifung Manches erklärt. Das Gewühle in der Nähe des Basars von Bathum war höchst interessant. Wir sahen meist schöne Männer; die anliegende Kleidung, die mehr an die der Tscherkessen und Mingrelier, als an die der echten Georgier erinnert, ließ den wohlgebauten Körper in allen seinen Theilen leicht unterscheiden. Die Lasier erscheinen etwas kleiner als ihre verwandten Mingrelier und Imerier und auch weniger breitschulterig, dagegen sind sie in allen ihren Bewegungen behender und rascher und haben einen freundlicheren Blick. Wie die Kaukasier, so sieht man auch sie nur bewaffnet; jedoch fehlt ihnen an der Brust die angenähte Patrontasche.

Es that uns leid, daß die Frauen und Mädchen, die ebenfalls in größerer Anzahl vorhanden waren, hier verschleiert waren und daß man

deshalb weder Figur, noch Gesicht deutlich sehen konnte. In Gurien hatten wir hingegen mehrmals Gelegenheit gehabt, weibliche Personen zu sehen; selbst wenn Männer dabei waren, entzogen sich diese unsern Blicken nicht. Die Gurierinnen besitzen wie die Mingrelierinnen ein volles rundes Gesicht, große Augen und in der Regel auch große Nasen, die allerdings wiederum die Schönheit des ganzen Gesichts mehr oder weniger beeinträchtigen, die Lasierinnen hingegen erscheinen schlanker, wenn auch nicht groß, und besitzen ein ovales Gesicht mit regelmäßigeren, man möchte sagen, lieblicheren Zügen. Die länglichen keineswegs rundlichen Augen sind zwar nicht groß, aber dafür steht die Nase im harmonischen Verhältniß zu den übrigen Theilen. Wir hatten im Verlaufe unserer weiteren Küstenreise mehrfach Gelegenheit, unverschleierte Mädchen und Frauen zu sehen, die häufig wenigstens auf Schönheit Anspruch machen konnten.

In Betreff des Verschleierns denke man ja nicht an die Schleier unserer Damen, die so durchsichtig sind, daß man das ganze Gesicht deutlich erkennen kann. Der orientalische Schleier muß nicht allein das Gesicht den Blicken fremder Männer verhüllen, sondern auch die ganze Figur einschließen. Aus dieser Ursache bedient man sich in Georgien eines großen und weißen, baumwollenen Tuches (Tschadry), was mit großer Geschicklichkeit um Kopf und Körper so geschlungen wird, daß es im Gehen und Bewegen nicht hindert. Sonst hat man auch bunte und besonders einfach blaue Tücher. In Persien benutzt man die großen sogenannten türkischen Shawls, welche aber ohne Ausnahme in Persien und hauptsächlich in Chorassan angefertigt werden. Im Muster und in der Art der Anfertigung gleichen diese den feinen Kashmir-Shawls und werden, wie diese, meist auch in einzelnen langen Streifen gewebt, die dann zusammengesetzt werden. Sie unterscheiden sich wesentlich von den letzteren durch ihre Schwere, sind aber dauerhafter, man möchte in der That sagen, fast unverwüstlich. Die Wolle dazu liefert eine Art Ziegen, die der der Angoras sehr ähnlich ist.

Viertes Kapitel.

Lasistan.

Schiffahrt auf dem Tschoruk. — Handel. — Fürst Peter Bagration. — Gunieh. — Die funfzehn Thalfürsten oder Derebeis Lasistans. — Der Thalherr von Gunieh. — Die Fladen und ihr Gebrauch. — Ein appetitliches Essen. — Backöfen. — Reinigung von Ungeziefer. — Makrieh. — Choppa. — Helim Bei. — Die türkische Kleidung. — Ein Conzert. — Herumziehende Sänger. — Abfahrt zu Meere. — Die Felsen. — Atina. — Mehrere Namen aus der Griechenzeit. — Ein Kaffeehaus. — Ein Markt.

Am andern Tage reisten wir weiter und wurden zunächst auf einem Floß über den hier ziemlich breiten Tschoruk gesetzt. Kähne sieht man hier gar nicht, oder wurden wenigstens von uns nirgends bemerkt. Man erzählte uns, daß sie auf dem reißenden Tschoruk gar nicht brauchbar wären und bei den vielen Krümmungen, Schnellen und aus dem Wasser herausragenden Felsen auch leicht und bald zu Grunde gehen möchten, während die Flöße, wenn sie mit noch so großer Gewalt angeworfen werden, widerstehen.

Von Bathum aus gehen die Waaren nach dem Innern des Landes bis nach Kars. Der Handel ist gar nicht unbedeutend, da die Bewohner Lasistans und des Tschorukgebietes wohlhabender sind, als es sonst in der Türkei der Fall ist. In der Regel werden die Waaren längs des Flusses weiter transportirt und zwar zu Pferde. Man sieht hier nicht wenig Maulthiere, welche benutzt werden und in dem Gebirge weit mehr als Pferde aushalten. Georgier, die das armenische Schisma angenommen haben und deshalb auch den Namen Armenier führen, vermitteln in der Regel den Handel. Sie wohnen meist in Artwin, der bedeutendsten Stadt, ungefähr sechzehn Stunden landeinwärts am Tschoruk, leben aber auch zerstreut in dem ganzen eben näher bezeichneten Gebiete.

Wir lernten einen solchen armenischen Georgier, der seine Abstammung durchaus nicht verleugnen konnte, kennen und freuten uns, in ihm einen Nachkommen der alten Königsfamilie der Bagratiden zu sehen. Er nannte sich Fürst Peter Bagration. Seine Vorfahren hatten einst in Artanudsh, dem Adranutzin der Byzantiner, geherrscht, waren aber ihres Thrones verlustig worden, als der Islam im vorigen Jahrhundert

mit Gewalt eingeführt wurde und sie ihrem Glauben treu blieben. Sie wanderten aus und zogen nach dem nahen Artwin mit vielen andern ihres Glaubens. Dadurch blühte diese Stadt und wurde der eigentliche Stapelplatz für das Innere des Landes.

Die Ahnen unseres Fürsten Peter fanden sich bald in ihre neue Lage; anstatt den Purpur noch ferner zu tragen, wurden sie geschäftige Kaufleute und benutzten vor allem die in der Nähe Artwins wild wachsenden Wurzeln der Färberröthe, um allerhand Stoffe purpur und roth zu färben. Seitdem haben sich diese Färbereien sehr vermehrt und es wird ein lebhafter Handel damit getrieben. Das Artwiner Roth erfreut sich im ganzen nördlichen Oriente wegen seiner Dauerhaftigkeit eines nicht unbedeutenden Rufes.

Auf der andern Seite des Tschoruk, der übrigens sich in drei Armen in das Meer ergießt, liegt Gunieh, eine Veste von unbedeutendem Werthe. Es ließe sich allerdings mit einiger Sachkenntniß etwas daraus machen. Gunieh ist wiederum der Sitz eines Häuptlinges, der ebenfalls, obwohl seine Herrschaft fast nur in der Ebene liegt, den Namen Derebei, d. h. Thalfürst, führt. Es ist dieses ein Name, der nicht allein in Lasistan, sondern im ganzen Pontischen Gebirge und selbst zum Theil im nördlichen Kleinasien üblich ist und eine Art Gaugrafen bezeichnet, die wiederum einen Fürsten anerkennen. In der Regel waren aber die Thalherren mehr oder weniger unabhängig und befehdeten sich, gleich den Rittern bei uns im Mittelalter, gegenseitig. Ueberfälle der Burgen und Verwüstungen der Dörfer und Felder gehörten zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Wir hatten später noch oft Gelegenheit, Spuren der mit Leidenschaft und Erbitterung geführten Kämpfe in niedergebrannten Häusern und sonstigen Ruinen zu sehen.

Dem frühern Pascha von Trebisond, Abdullah-Pascha, gehört, wie oben schon gesagt, das Verdienst, diesen innern Fehden ein Ende gesetzt zu haben. Er ernannte einen kräftigen Mann zum Gouverneur von Lasistan, gab ihm eine Schaar entschlossener und tapferer Soldaten und setzte ihn so in den Stand, seinen Befehlen auch den gehörigen Nachdruck zu verleihen.

Solcher Thalherren existiren in dem heutigen Lasistan, was nur einen Theil des Pontischen Gebirges und des eigentlichen Lasenlandes einnimmt, nicht weniger als funfzehn, von denen zwölf an der Küste ihren Sitz haben,

während drei auf jener Seite des hier noch unbedeutenden Pontischen Gebirges wohnen und in den frühern Zeiten die Umgegend, namentlich die Straße von Bathum nach Artwin, im hohen Grade unsicher machten.

So lebendig es in Bathum herging und so viele Menschen sich bunt durcheinander bewegten, so still und einsam war es in den wenigen Gassen, aus denen Gunieh besteht. Der Thalherr empfing uns zwar auf das Freundlichste, gab uns aber immer von Neuem zu verstehen, daß er keineswegs ein Freund der Europäer sei. Die türkische Regierung, die freilich sich immer in Geldverlegenheiten befindet und auch wohl nicht wieder herauskommen möchte, hatte bei den Thalherren sogar das Verlangen gestellt, aus dem Innern des Landes Holz nach den Küsten zu bringen um zum Theil es ihr zur Verfügung zu stellen, zum Theil es selbst zu verkaufen. Für das Letztere verlangte man aber wiederum eine Abgabe. Man kann sich wohl leicht denkem, daß dergleichen Forderungen keineswegs geeignet waren, sich Liebe und Anhänglichkeit zu erwecken. Die Thalherren zeigen auch ohne Scheu diese Misstimmung öffentlich.

Wir haben hier auch Zeuge von der Zubereitung der sogenannten Fladen, die bei Tisch zu gleicher Zeit als Serviette und als Band dienen. Wie bekannt, gehört die Gabel im Oriente noch keineswegs zu den Bedürfnissen des häuslichen Lebens. Man nimmt sich das, was man will, mit den Fingern aus den Schüsseln. Löffel existiren zwar, aber sind so dick und unbeholfen, daß sie kaum unserm ärmsten Bauer genügen würden. Dazu hat man sie auch so flach, daß außerordentlich wenig Flüssiges darauf geht. Zum Glück liebt der Orientale das Letztere auch weniger und ißt fast nie Suppe. Er liebt das Feste und meint, daß dieses allein ihm den Hunger zu stillen vermöchte.

Es ist allerdings keineswegs sehr appetitlich, wenn man eine Anzahl Orientalen mit übereinandergeschlagenen Beinen um eine auf einem Teppiche stehende Schüssel sitzen und sich mit ihren nicht immer gerade reinlichen Fingern die Speise nach und nach zulangen sieht. Man spricht immer von der Reinlichkeit und dem vielen Waschen der Orientalen; wer aber nur eine kurze Zeit sich in Asien aufgehalten hat, wird bald anderer Meinung sein. Es ist wahr, bevor man sich in Asien zu Tisch setzt, bringt ein Sclave ein Waschbecken, gießt aus einer Flasche Wasser in die Hand des Essenden und überreicht diesem dann zum Abtrocknen ein Tuch. Es

wiederholt sich dieselbe Wascherei nach dem Essen. Man glaube aber ja nicht, daß das Waschen sehr sorgsam geschehe; man scheint es oft nur aus Gewohnheit zu thun, und weil es in dem Koran vorgeschrieben ist. Die Hände werden auch dabei gerade nicht viel reinlicher. Man bedenke ferner, daß nach dem Essen eine gründliche Reinigung der Hände in der That Noth thut, zumal während des Essens keine andere Serviette vorhanden ist, als der oben erwähnte Fladen. An diesem wischt man nur, wenn die Finger in völligem Sinne des Wortes triefen, diese ab, reißt das dadurch befeuchtete Stück ab und steckt es in den Mund. Diese Einfachheit beim Mahle hat selbst Diogenes nicht gekannt, der freilich sich nur von Brot und Wasser genährt haben soll.

Es ist im Oriente ferner noch ein Gebrauch zu Hause, der ebenfalls bei uns keine Nachahmung finden dürfte. Wenn man nämlich Jemand ganz besonders während des Essens auszeichnen will, so sucht man aus der Schüssel irgend ein gutes Stück heraus, taucht es mehrmals in die Brühe, sodaß diese recht einziehen kann, und wirft es dann dem, dem man ein Zeichen seiner Achtung oder Liebe geben will, zu. Man nimmt es dabei gerade nicht genau, wenn auch das Stück auf die Erde fällt. Man ergreift auch etwas Brot, bröckelt es in die Brühe und drückt es dann mit den pikanten Theilen, als Zwiebel, Spanischen Pfeffer u. s. w. zusammen, formt eine Kugel mundrecht daraus und wirft diese ebenfalls Jemandem zu.

Doch wir haben bei dieser Beschreibung der Art und Weise des Essens bei den Orientalen versäumt, was wir gleich Anfangs thun wollten, nämlich zu erzählen, wie diese Fladen zubereitet werden. Wir sind zwar fest überzeugt, daß auch diese Bereitungsart nicht geeignet ist, bei uns etwa Nachahmung hervorzurufen, aber die Eigenthümlichkeit und Sonderbarkeit wird ihr Niemand absprechen wollen. Schon die Backöfen weichen von den unsern hinlänglich ab.

Aehnlich den eben beschriebenen, in die Erde gegrabenen Gefäßen, in denen Wein aufbewahrt wird, den sogenannten Kuptschinen, verfertigt man wiederum thönerne Gefäße, nur mit dem Unterschied, daß hier der oberste Theil sich nicht halsähnlich zusammenschnürt, sondern nur wenig schmäler ist und daher immer noch eine ziemlich weite Oeffnung zeigt, und gräbt sie so in die Erde, daß sie nur wenig über die Oberfläche der Erde hervorsehen. Will man nun backen, so wirft man allerhand dünnes und

trocknes Holz, sogenanntes Reisicht, in das Innere des Gefäßes und brennt es an. Während dieses geschieht, nehmen die Frauen Weizenmehl, arbeiten es mit Wasser etwas durch und bringen es in zwei bis drei Fuß lange und ein Fuß breite und kaum zwei Linien dicke Kuchen, die man wiederum auf der Oberfläche mit trocknem Mehle überstreut.

Ist das Feuer abgebrannt und hat es schöne Kohlen geliefert, so ist das thönerne Gefäß, was in diesem Falle einen Ofen darstellt, auch ziemlich heiß geworden. Man nimmt nun die länglichen Kuchen oder sogenannten Fladen und klebt sie mit der unteren, nicht mit Mehl bestreuten Fläche an der innern Wand des Ofens an, und zwar soviel als man gerade besitzt und neben einander Platz haben, worauf, damit die Hitze mehr zusammenbleibt, die Oeffnung zugedeckt wird. Nach einer kleinen Weile sieht man nach, in wie weit die Fladen gar geworden sind, und macht sie, wenn dieses der Fall ist und sie sich demnach allmälig von selbst ablösen, ab, um sie fertig gebacken herauszunehmen und womöglich frisch zu verzehren. In diesem Zustande schmecken sie allerdings gerade nicht schlecht, werden aber schon nach einigen Stunden lederartig und weniger schmackhaft.

Wenn ein Europäer bis hierher die Bereitungsart kennt, wird er nichts Absonderliches darin finden, und der Genuß des Brotes ihm auch gerade nicht widerlich sein. Es möchte das Letztere aber bald der Fall werden, wenn er weiter erfährt, zu was man den erhitzten Ofen nun gebraucht.

Er befindet sich in der Regel inmitten der Wirthschaftsräume, insofern diese vorhanden sind, oder auch in dem einzigen Wohnzimmer, was eine Familie noch dazu nicht selten mit dem einen oder andern Stück Vieh theilt. Sobald die Fladen gebacken sind, aber die volle Kohlengluth auf dem Boden des Ofens noch eine starke Hitze nach oben treibt, versammelt sich die ganze Familie, Vater, Mutter, Sohn und Tochter, um die Oeffnung, um sich mit leichter Mühe des Ungeziefers zu entledigen. Zu diesem Zwecke zieht ein jedes, ganz unbekümmert um seinem Nachbar, der dem männlichen oder weiblichen Geschlechte angehören, auch gleichviel jung oder alt sein kann, ein Kleidungsstück nach dem andern aus und schüttelt es über den Ofen tüchtig. Das Ungeziefer wird von der großen Hitze betäubt und fällt herab. Hat man sich auf diese Weise eines Stückes seiner Kleidung nach dem andern entledigt, so sitzt die ganze Familie alsbald in einem Zustande da, der an Adam und Eva im Paradiese erinnert. Die Menschen

leben in dieser Hinsicht in jenen Gegenden noch in der glücklichen Unschuld, daß sie darin auch gar nichts Anstößiges finden.

Während dieses geschieht, hört man fortwährend ein Knistern, was in dem Verbrennen des Ungeziefers seinen Grund hat. Man glaube aber ja nicht, daß irgend Jemand aus der Familie sich der geringen Mühe unterzöge, die innern Wände des Ofens später zu reinigen oder nur mit einem Tuche abzureiben. Es wird später zwar die kalte Asche herausgethan, um den Ofen zu der nächsten Mahlzeit von Neuem auf gleiche Weise zu gebrauchen, d. h. also um Brot zu backen. Auf unsere Verwunderung über diesen hohen Grad von Unreinlichkeit erwiderte man ganz einfach, daß das verbrannte Ungeziefer ja höchstens Kohle, also etwas Unschädliches und zwar nichts Unsauberes sei.

Wir setzten am andern Morgen unsere Reise nach dem sechs Stunden entfernten Choppa fort. Die Ebene verliert sich allmälig, indem die Vorberge des Pontischen Gebirges sich immer mehr dem Ufer nähern. Auf der Hälfte Weges liegt Makrieh, der Sitz eines andern Thalherrns. In Choppa fanden wir bei dem Gouverneur von Lasistan, der den Rang eines General-Majors hatte, und Pascha genannt wurde, eine freundliche Aufnahme. Eigentlich heißt er nur Mutessellim (Mussellim gewöhnlich ausgesprochen), ein Titel, der wohl am besten mit unserm frühern Landhauptmann zu vergleichen ist.

Wir müssen rühmend anerkennen, daß wir während unseres langen Aufenthaltes im Oriente nicht viele Mohamedaner gefunden haben, die durch ihr nobles Aeußere und durch die edle Haltung einen so guten Eindruck auf uns gemacht hätten, als der Gouverneur von Lasistan. Später erfuhren wir, daß Helim Bei, so hieß unser Wirth, der Sohn eines türkischen Großen, wegen eines Fehltrittes hierher versetzt worden sei. Solche Leute verstehen aber allenthalben ihre Umgebungen mit sich selbst in Harmonie zu bringen; so hatte auch die ganze Wohnung unseres Wirthes mit ihrer Einrichtung keineswegs den — man muß es in der That so nennen — plumben und überfüllten Luxus, sondern (freilich immer nur nach türkischem Sinne) etwas Fashionables.

Helim Bei war ein schöner Mann von einer schlanken Gestalt, wie man sie selten bei den Türken sieht. Auf seinem mehr länglichen Gesicht lag viel Einnehmendes, obwohl eine Wunde am Auge ihn gezwungen

hatte, diese Seite zu verbinden. Während der Türke im Allgemeinen sonst sehr schweigsam ist und fest an seinen Vorurtheilen hängt, so unterhielt sich unser Wirth eine lange Zeit mit uns auf die liebenswürdigste Weise. Er erzählte von seinen Reisen und den Erfahrungen, die er da gemacht, gedachte der Mutter der Welt, ein Name den Konstantinopel bei den Gläubigen führt, und war glücklich, als wir mit ihm in dem Lobe einstimmten und mancher neuern Einrichtungen rühmend gedachten. Auch nach dem Auslande hatte ihn der Trieb, sich weiter zu bilden, geführt und vor Allem gedachte er des aufblühenden Odessa's. Von da war er auf der Südküste der Krim gewesen, um die berühmten Gärten selbst in Augenschein zu nehmen.

Helim Bei gehörte zu der aufgeklärten Partei und hatte auch alles abgelegt, was nur einigermaßen an den Alttürken erinnern konnte. Die neue Kleidung, wie sie jetzt in Konstantinopel alle Beamten tragen müssen, stand ihm sehr wohl. Wir sind keineswegs mit vielen andern Reisenden und Nichtreisenden von der alttürkischen Tracht sehr erfreut; so hübsch sich diese auch in dem Selamlük d. h. Empfangzimmer der Großen ausnimmt und besonders wegen der weiten Beinkleider dem Maler für den Faltenwurf hinlänglich Gelegenheit giebt, seine Kunst zu zeigen, so schlecht sieht sie bei dem gemeinen Manne aus und so ungeschickt und unbequem ist sie für jede Arbeit. Für Gebirgsbewohner paßt sie gar nicht; diese haben sie auch gar nicht angenommen und besitzen allenthalben eine bequemere und dem Körper mehr anliegende Kleidung. In der That scheint die erstere auch ursprünglich nur für die Bewohner der Ebene gemacht zu sein, die mehr auf dem Pferde sich bewegen, als daß sie sich zu weiteren Wanderungen ihrer Füße bedienen.

Den Turban hatte der Landhauptmann oder Mutessellim ebenfalls abgelegt, er erschien sogar in dem Selamlük baarhaupt. Das schwarze schöne Haar war nicht abgeschoren und bedeckte in uns angenehmer Länge und sich etwas kräuselnd den schönen Kopf. Der zugeknöpfte, nach Art der polnischen mit Schnuren besetzte, Rock gestattete der Figur, in ihrer ganzen Schönheit hervorzutreten. Die türkische Jacke und die weiten Beinkleider hüllen stets die Gestalt in einer Weise ein, daß kein Glied deutlich hervortreten kann. Der Maler kann wohl Vorzügliches in Betreff der Gewänder ausführen, aber doch immer nur auf Kosten des Körpers.

Für den Abend wurden wir besonders eingeladen, um einen berühmten Sänger und einen vorzüglichen Citherspieler zu hören. Wenn es sonst der Mohamedaner unter seiner Würde hält, zu singen und irgend ein Instrument zu spielen, — denn dieses kommt nur den Sclaven zu, — so sind die Lasen, gleich ihren Stammverwandten, den Georgiern, der ursprünglichen Sitte treu geblieben und haben an Spiel und Gesang nicht allein große Freude, sondern üben beides auch gern und ziemlich geschickt aus. Man hat in allen ursprünglich georgischen Ländern, auch in denen, wo die Bewohner zum Islam übergetreten sind, sogenannte Bänkelsänger oder selbst, wenn man will, sogar eine Art Troubadours, die von Dorf zu Dorf, von Burg zu Burg ziehen, und allenthalben eine gastfreundliche Aufnahme finden. Man hört ihnen gern zu und reicht ihnen das Beste von Speise und Trank her, was der Haushalt hergiebt. Auch die mohamedanischen Georgier, wie die Lasen, lieben den Wein und trinken ihn gar gern da, wo keine Mullahs sie belauschen. Noch mehr ziehen sie den Branntwein vor, der, wie man uns erzählte, hier aus Kirschen bereitet werden soll, und besonders in der Nähe von Trebisond, wo viele Griechen wohnen, unter dem Namen der Pfaffenmilch (Gala ton papadon) bekannt ist.

Die herumziehenden Sänger Lasistans und überhaupt des Pontischen Gebirges haben in der That eine Aehnlichkeit mit den Troubadours im Mittelalter. Sie stammen in der Regel aus den angesehenern Häusern und machen, von einem innern Drang getrieben, eine Art Kunstreisen. Alle Glieder einer Familie nehmen Theil und Verwandte, wie Bekannte, werden aufgefordert, sich an Gesang und Musik zu erfreuen. Auch die weiblichen Glieder sind nicht ausgeschlossen, zumal gegen das Ende der Gesänge allerhand Tänze aufgeführt werden. Wenn diese auch nicht an Eleganz und Feinheit den spanischen gleichen, so haben sie doch sehr viel Ausdruck und Anmuth. Der georgische Sänger erhielt übrigens eben so wenig wie der Provencale eine andere Bezahlung als den Dank der sämmtlichen Anwesenden. Vorzugsweise sucht man für ihn beim Mahle die schönsten Stücken aus.

Wenn die Zither auch nicht die Modulationen hervorbrachte, wie wir jetzt bei uns von diesem Instrumente oder noch mehr von der Guitarre gewöhnt sind, so überraschte uns doch das Spiel darauf eben so sehr wie der Gesang. Wir hatten in der That einen eben so genußreichen Abend, als

uns irgend nur in einem deutschen Concert geboten werden konnte. Interessant war bisweilen die Begleitung von einer Art Castagnetten. Der Sänger nahm nämlich zwei hölzerne Löffel zwischen die Finger der linken Hand und schlug mit der rechten diese auf verschiedene Weise aneinander.

Westlich von Choppa tritt das Gebirge dem Meere immer näher und scheint selbst aus diesem herauszusteigen. Es wird aus dieser Ursache der Weg längs der Küste immer beschwerlicher, so daß man endlich gar nicht mehr reiten kann, sondern mühsam über Felsen hinwegklettern muß. Unser freundlicher Wirth machte uns darauf aufmerksam und war sogar erbötig, uns zur weitern Reise nach Trebisond ein Segelboot zur Verfügung zu stellen. Mit großem Dank nahmen wir dasselbe an und fuhren bei freundlichem Wetter nach dem ungefähr zehn Stunden entfernten Atina.

Zum Glück war das Meer so still und ruhig, als hätte es noch Niemand Leids gethan und trüge seinen Namen aus Ironie, denn sonst möchten wir wohl so nahe an der felsigen Küste nicht so guten Muthes hingefahren sein. Was für ein prächtiger Anblick bot sich uns dar! Wir kamen eben von der so gerühmten Südküste der Krim, wir hatten Tscherkessien mit seinen hohen Bergen ebenfalls gleichsam aus dem Meere heraufsteigen sehen; aber so viel großartige Schönheiten, so viel Abwechselung in dem Landschaftlichen war uns bis daher nicht vorgekommen. Und je weiter wir kamen, um so schöner und romantischer wurden die Scenerien; immer neue Bilder entfalteten sich vor unsern Blicken und schienen, aber nur weil sie eben vor uns standen und mit der ganzen Macht des Augenblickes auf uns einwirkten, die früheren zu verdrängen.

Mächtige Felsen ragten aus dem Meere hervor. Die dunkel purpurblauen Wogen prallten von ihnen zurück und standen mit dem mancherlei Gebüsch, was in allen Klüften und Spalten sich festgesetzt hatte und sich eines besondern frischen und lebendigen Grünes zu erfreuen schien, in eigenthümlicher Harmonie. Mit den Wogen wurde unser Boot unwillkürlich dahin gezogen. Wehe uns, wenn an diesen gefährlichen Stellen plötzlich ein Sturm gekommen wäre und uns überrascht hätte. Alle unsere Anstrengungen möchten vergebens gewesen sein, um in der Nähe solcher Felsen zu trotzen und sich zu erhalten. Rettungslos würde unser Fahrzeug an den Felsen geschleudert worden sein, um wieder in dieselben Stücken zu zergehen, aus denen es mit Mühe der Zimmermann erst zusammen-

gesetzt hatte. Alljährlich scheitern hier, wie uns unsere Fahrleute erzählten, viele Schiffe und Boote; grausenerregend war jetzt noch das, was man uns mittheilte. Es muß auch in der That herzzerreißend sein, seine Mitmenschen dem gewissen Untergange preisgegeben zu sehen, ohne nur die geringste Hilfe leisten zu können. Wenn ein Sturm naht, suchen größere Schiffe schnell die Höhe des Meeres zu erreichen, um den an dem Felsen sich zerschlagenden Wogen möglichst fern zu sein. Doch oft wird das noch so ferne Fahrzeug plötzlich von einem Orkane ergriffen und mit einer Heftigkeit und Schnelligkeit gegen das felsige Ufer von Neuem getrieben, wie man wohl kaum in anderen Meeren Beispiele kennt. Schiff und Mannschaft sind in solchen Fällen rettungslos verloren.

Wir kamen zeitig in Atina an. Es ist doch eigenthümlich, daß sich im Oriente Namen, besonders von Oertern aus längst vergangener Zeit, erhalten haben, während die Völker verloren gegangen sind. Atina hieß zu Arrian's Zeit Athenä; es stand hier ein berühmter Tempel, der Göttin der Weisheit gewidmet. Von Bedeutung ist der Ort nie gewesen und doch existirt sein Name noch. Solcher Benennungen, welche noch aus der Vorzeit stammen, hat man auf der Küste eine ganze Reihe. Bathum ist das Bathys der Alten. Nicht weit von Choppa liegt Kisseh, früher Cissa genannt. Zwei Stunden weiter westlich kommt man nach dem Archabis der Alten, was jetzt noch unter dem Namen Archaweh vorhanden ist. Atina ist bereits erwähnt. Westlich davon folgen der Reihe nach an der Küste: Rhizus, jetzt Risa, Ophius, jetzt Off, Susurmaena, jetzt Sürmeneh, Trapezus, jetzt Trebisond oder Tarabosan (bei uns auch Trapezunt genannt), Kerasus, jetzt Keraßun, Tripolis, jetzt Tireboli u. a. m.

Wir fanden in dem Fremdenhaus oder Konak, der zu gleicher Zeit als Kaffeehaus diente, ein für den Orient leidliches, man möchte fast sagen, gutes Unterkommen. Unsere Wohnung hatte außerdem eine sehr freundliche Lage und gewährte uns durch die offenen Fenster eine hübsche Aussicht. Die Wohlthat des Glases kennt man hier, wie fast allenthalben im Oriente, noch nicht. Im Sommer sind die Fenster nur durch eine Art mit allerhand Arabesken geschnitzten Rahmen geschlossen, die willkürlich zurückgeschlagen werden können, während im Winter steifes, nicht immer mit Oel getränktes Papier die Stelle des Glases vertritt und das Sonnenlicht sparsam einfallen läßt.

Atina liegt außerordentlich freundlich. Die Felsenpartien sind zurückgetreten oder ganz und gar verschwunden. Die hügeligen Anhöhen haben eine Vegetation, die den Matten der höheren Gebirge ähnlich erscheint. Das Gesträuch war hier ebenfalls nicht so dicht und so bedeutend, als wir es auf dem ganzen Striche zwischen Choppa und Atina gesehen hatten. Auch das Thal, Suchadereh genannt, was sich weiter oben fortsetzt, erschien hier breiter, als man sonst im Pontischen Gebirge bemerkt.

Von Zeit zu Zeit wird auch in Atina, ähnlich wie in Choppa und Bathum, Markt gehalten und es kommen aus dem nahen Gebirge die Bewohner, um sich ihre Bedürfnisse einzukaufen, oder gegen eigene Producte und Fabrikate einzutauschen. Es ist hier, wie man sich wohl auch denken kann, mehr ein Tauschhandel, als daß man mit baarem Gelde zahlt. Die Bewohner des Gebirges verfertigen allerhand Zeuge, bauen Mais u. s. w. und tauschen das, was sie zu viel besitzen, gegen andere Bedürfnisse ein. Auch Vieh und selbst Pferde werden zum Verkauf gebracht. Bei einem solchem Markte dürfen freilich auch nicht die Eßläden fehlen und Ekmekshi (Bäcker), sowie Kebabdshi (Köche) spielen neben dem Kawehdshi (Kafetier) die Hauptrolle.

In unserem Hause, das, wie gesagt, zu gleicher Zeit ein Kaffeehaus war, fanden sich nur die Vornehmeren ein, um, nachdem sie die Mahlzeit eingenommen hatten, auch eine Tasse Kaffee zu schlürfen und darauf eine Pfeife Tabak zu rauchen. Wem das Essen hier zu kostspielig war, nahm wenigstens an dem letzteren Antheil und erfreute sich auf dem luftigen Söller bei gutem Wetter der herrlichen Aussicht.

Atina gehört zweien Herren, von denen ein jeder von dem Markte den möglichen Nutzen zu ziehen sucht. Jeder hat sein besonderes Kaffeehaus, was an einem Pachter vermiethet ist.

Fünftes Kapitel.

Off und Meeresfahrt.

Das Pontische Gebirge in seiner Großartigkeit. — Der Khatschkhar-Dagh. — Vergleich mit der Südküste Kleinasiens. — Schilderung der Vegetation. — Der Maisbau. — Risa. — Off. — Empfang. — Vergleich der Thalherren mit unseren Rittern des Mittelalters. — Ein Räuberland. — Geringe Abhängigkeit. — Das Land Off. — Vegetation. — Pontische Gastfreundschaft. — Eine gesunde Quelle. — Ein Gastmahl im Gebirge. — Der Taumelhonig. — Abreise. — Sürmeneh. — Ankunft in Trebisond.

Am anderen Tage bestiegen wir wiederum unser Segelboot und fuhren in rein westlicher Richtung weiter. Das Gebirge wurde bald so großartig, wir wir es bis dahin noch nicht gesehen hatten. Während der Kamm hier nach den Messungen Karl Koch's, des einzigen Reisenden, dem es gelungen ist, das Pontische Gebirge und zwar sogar an drei verschiedenen Punkten zu übersteigen, im Durchschnitt neun- bis zehntausend Fuß beträgt, giebt es noch Gipfel, die zwei- und dreitausend Fuß höher sind. Der höchste Berg, der alsbald gerade in südlicher Richtung vor uns lag, ist der Heldenberg, Khatschkhar-Dagh, mit einer Höhe von wenigstens zwölftausend Fuß. Sein breiter Rücken war durchaus mit Schnee bedeckt. Eine Menge Sagen hat man von ihm, die alle aber wiederum an andere hohe Berge, wie an dem Ararat, an dem Brutsabseli oder Kasbek im kaukasischen Gebirge erinnern. Man erzählte uns, daß sich auf seinem Rücken noch verschiedene Mauern, aus grauer Vorzeit stammend, vorfänden; besonders soll ein von Mauern umschlossener Raum vorhanden sein, der von den Bewohnern des Gebirges für besonders heilig gehalten wird. Aeltere Leute berichteten weiter, daß vor nicht gar langer Zeit innerhalb dieses Raumes noch eine Kirche von seltener Schönheit gestanden habe. Als das Christenthum im vorigen Jahrhunderte durch den Islam verdrängt wurde, sei die Kirche aber plötzlich verschwunden.

Trotzdem wandern aber heut zu Tage noch Viele, auch Nichtchristen, nach der heiligen Stelle, theils um ihre Andacht zu verrichten, theils und zwar häufiger, um bei irgend einer Noth ein Gelübde zu thun. Man soll daselbst viel Geldstücke vorfinden, die, so lange die Pilgerfahrt nach dem geheiligten Orte existirt, von frommen Wanderern daselbst nieder-

gelegt wurden. Selbst die räuberischsten Bewohner des Gebirges respectiren das offen und frei daliegende Geld und wagen es nie zu berühren.

Der Blick auf das Gebirge ist hier noch großartiger, als an der Südküste Kleinasiens. Hier ist zunächst das Gebirge, der Taurus, schon im Allgemeinen nicht so hoch, fällt aber außerdem noch in eine Menge von Terrassen ab, die eine ziemliche Breite haben. Dadurch bekommt man das ganze Gebirge auf dem Meere nur in sehr großer Entfernung zu sehen und die Conturen vermögen nicht mehr mit der Deutlichkeit, wie sie für solche Landschaften durchaus nöthig sind, hervorzutreten. Ist man hingegen der Küste näher, so überblickt man hinwiederum nur die allerdings auch romantischen und zum großen Theil bewachsenen Vorberge, aber das Hauptgebirge tritt so weit in den Hintergrund, daß es eben gar nicht mehr gesehen werden kann.

Beim Pontischen Gebirge ist es anders; dieses erhebt sich gerade aus den Fluthen des Meeres empor und steigt schon in einer directen Entfernung von kaum vier bis sechs Stunden bis zu der früher schon angegebenen Höhe. Es bietet dem Auge alle die Verschiedenheiten, welche besonders hinsichtlich der Vegetation von einer Höhe zur andern, man möchte sagen, schon von tausend Fuß zu tausend Fuß, vorhanden sind, mit einem Blicke dar.

Ganz unten sah man allerhand Gesträuch zwischen scharfen Felsen oder abgerundeten, zum Theil mit Matten bedeckten Höhen, was allmälig dichter wurde und an Höhe zunahm. Einzelne, besonders hohe, Bäume ragten weit hervor, so entstand eine Art Mittelwald. Sonderbar, daß die Rothbuchen hier eine ganz andere Form als in Europa besaßen. Wenn die Krone dieser schönen Bäume im Durchschnitt keineswegs so breit ist, als die der Eichen, sondern in der Regel eine Eiform besitzt, indem die Breite nach oben allmälig abnimmt, so besitzt sie doch nie eine in die Länge gezogene Gestalt, daß man die Bäume mit italienischen Pappeln oder Cypressen vergleichen könnte. Es ist dieses aber mit den Rothbuchen des Pontischen Gebirges der Fall, zumal wenn sie einzeln stehen.

Gegen drei- bis viertausend Fuß beginnt Hochwald. Hier ist wiederum die Rothbuche, welche die Hauptrolle spielt. Noch höher, besonders mit sechstausend Fuß, beginnt Schwarzwald. Die Tanne des Orients (Pinus orientalis) steigt selbst bis zu achttausend Fuß hoch und nimmt

weiter im Westen, wo die Wasserscheide auch nicht höher ist, den Rücken des Gebirges ein. In der Regel nimmt aber das Gehölz mit sechstausend Fuß allmälig an Höhe ab, verliert sich schnell und macht den schönsten grünen Matten Platz. Diese reichen bis zehntausend Fuß, wo endlich blendendweißer Schnee selbst im Hochsommer an ihre Stelle tritt. Wenn man etwas entfernt vom Meere nach dem Gebirge blickt, so sieht man hoch am Horizonte einen langen weißen Strich, der in der Mitte am Stärksten ist, nach beiden Seiten aber an Mächtigkeit abnimmt. Es ist dieses die Schneelinie des Pontischen Gebirges.

Mitten aus dem Grün der Bäume oder der Matten ragen oft mächtige Felsen hervor und contrastiren mit ihrer röthlichen, gelblichen oder bräunlichen Farbe. Bald sind sie mehr beschränkt und stehen einzeln, bald ziehen sie sich aber auch in Form von Wänden weit hin und nehmen zum Theil die abenteuerlichsten Gestalten an. Selbst oberhalb der Schneeregion giebt es viele Stellen, die nackt sind und ihr unbedecktes Gestein den Augen zeigen.

Die Nordküste Kleinasiens scheint, wenigstens hier, sehr bevölkert zu sein. Allenthalben sahen wir menschliche Wohnungen. Die Häuser liegen aber zerstreut und machen dadurch das Ganze anmuthiger. Auch sind sie keineswegs so klein und unbedeutend, wie wir sie in Mingrelien gesehen hatten. In der Regel bewohnen die Besitzer die oberen Räume und im Erdgeschoß sind die Wirthschaftssachen aufbewahrt. Häufig zieht sich ein Altan ringsherum und eine Treppe, welche aber durch eine Fallthüre verschlossen werden kann, führt durch ihn zur Wohnung der Familie.

Die hiesigen Bewohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Viehzucht und Maisbau. Namentlich befleißigt man sich des letzteren in erhöhtem Maße, während der Hirsenbau kaum noch hier getrieben wird. Mais ist die ganz gewöhnliche Speise der Bewohner des Pontischen Gebirges. Die unreifen Kolben werden zunächst bei gelinder Kohlenhitze gebraten und mit Essig für den Winter eingemacht. Das Mehl benutzt man hauptsächlich zur Polenta, auch wohl zu einer Art dünneren Breies, bäckt aber auch kleine runde und flache Brote, besonders in heißer Asche, daraus. Solche Brote schmecken, obwohl die Hülsen der Körner keineswegs entfernt sind, frisch recht gut, besonders in Milch, werden aber sehr bald trocken hart, und deshalb auch natürlicherweise weniger verdaulich.

Nach einigen Stunden kamen wir schon Risa gegenüber, wo ebenfalls eine Art Landhauptmann (ein Mutesellim) wohnt, denn ein frischer Nordwind trieb uns rasch vorwärts. Weiter gelangten wir in die Nähe von Off, einem im freundlichen Gebüsche zerstreut liegenden Orte, wo wiederum ein Mutesellim seinen Sitz hat. Hier beschlossen wir zu landen und eine Zeitlang auszuruhen. Die Entfernung von Atina bis nach Off mag wohl vierzehn Stunden betragen.

Das Haus des Mutesellims lag auf einer freundlichen Anhöhe; eine Treppe führte von außen auf eine Art Balkon, von dem aus man in das Innere der Wohnung gelangte. Hier saß der Besitzer und hatte einen schönen Jagdfalken auf seiner Hand. Als er die Fremdlinge erblickte, erhob er sich und hieß uns willkommen, doch zugleich nach unserem Begehren fragend. Auf unsere Erwiderung, daß wir reisende Firengi wären, von Redut-Kaleh, einer Stadt der Uruß (Rußen), kämen und nach dem vielgepriesenen Tarabosan (Trebisond) wollten, klatschte er in die Hände, seinen Dienern zum Zeichen, daß man ein Mahl bereiten und uns mit Speise und Trank versehen sollte.

In der Zwischenzeit führte er uns in ein luftiges, ziemlich großes Zimmer, hieß uns auf dem Diwan niedersetzen und ließ uns eine Tasse Kaffee, welchen der Kawehdshi, das heißt der Diener, der die Kaffeebereitung über sich hat, außerdem aber auch gar nichts thut, immer bereit hält, reichen. Wir tranken das schwarze, sehr bittere, weil nicht versüßte Getränk und suchten eine Unterredung anzuknüpfen, um so Manches über das Innere des Gebirges zu erfahren. In der Zeit wurden uns die kleinen Täßchen wieder abgenommen und dafür lange Pfeifen übergeben.

Die ganze Umgebung, die Bauart des Hauses, der Söller oder Balkon, der Falke und so Manches erinnerte uns an unsere Ritter des Mittelalters. Wenn wir bedachten, daß die Ritter des Pontischen Gebirges sich ebenfalls gegenseitig befehdeten und daß nur der strenge Abdullah-Pascha in Trebisond diesen inneren Kämpfen etwas Einhalt gethan hatte, so war in der That die Aehnlichkeit noch größer. Die Sänger hatten wir auch schon früher kennen gelernt, sodaß Alles, was uns besonders aus den Ritterromanen, die die längst vergangenen Zeiten unseres Vaderlandes zum Gegenstand haben, bekannt war, lebhaft wiederum vor die Seele trat.

Im ganzen Gebirge ist das Land von Off, wegen seiner Räubereien, am meisten gefürchtet und geflohen. Man schilderte uns früher, selbst noch

zu Bathum, seine Bewohner als wilde und grausame Menschen, die noch auf der tiefsten Stufe der menschlichen Cultur ständen. Es ist eigenthümlich, daß im Verlaufe unserer Reisen im Oriente es uns mehrmals vorgekommen ist, daß, je schlechter man uns die Bewohner einer Gegend geschildert hatte und jemehr diese im Rufe der Räuberei standen, wir stets, wenn es uns einmal gelungen war, bis zu ihnen zu kommen, eine um so bessere Aufnahme gefunden haben. Gerade solche Gegenden, die wenig oder gar nicht besucht werden, sind im Durchschnitte wohlhabender.

Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich einigermaßen. Eine Gegend, die verschrieen ist, wird geflohen und wenig oder gar nicht besucht. Selbst die türkischen Beamten, welche den Tribut oder die Abgaben erheben sollen, weigern sich, dahin zu gehen, zumal wenn sie schon einmal eine schlechte Aufnahme gefunden hatten. Es ist dieses gerade der Grund, warum die Bewohner bei ihrer daraus hervorgehenden Selbständigkeit den Boden auf eine Weise bebauen können, daß sie einen höheren Ertrag erhalten. Sie werden ferner nicht von den Beamten gedrückt und auf alle mögliche Weise geschoren, wie es sonst der Fall ist. Ebenso wenig haben sie nöthig, ihr Erworbenes ängstlich zu verbergen, damit es den habsüchtigen Beamten nicht bekannt wird. Es kommt noch dazu, daß sie im Gefühle ihrer Ueberlegenheit sich auch nicht scheuen, diese, besonders bei schwächeren Nachbarn und sonst, zur Geltung zu bringen, indem sie Ueberfälle machen und Reisende berauben. So sehr solche Räuber außerhalb ihres Landes auch in der That zu fürchten sind, so gastfreundlich zeigen sie sich, namentlich gegen Fremde, in ihrer Heimat.

Der Herr von Off war keineswegs ein Freund des Pascha's von Trebisond. Er hatte zwar sich zu einem Tribut verstanden, duldete aber durchaus nicht, daß irgend ein Türke in sein Land kam, und sprach dieses ganz offen gegen uns aus. Wir erfuhren von ihm, daß sein Gebiet hauptsächlich aus den Thälern des Kallapotamos — wieder ein griechischer Name, der sich erhalten hat — bestehe und sich bei ungefähr vier Stunden Breite, im Gebirge acht bis zehn Stunden aufwärts bis an dessen Rücken erstrecke. Mit der Angabe der Einwohnerzahl hielt er wohlweislich zurück, aus Furcht, Abdullah-Pascha möchte sie erfahren, und dann einen höheren Tribut beanspruchen. Jenseits des Gebirges, so berichtete er weiter, liege Sber oder Ispir, während östlich der Herr von Sürmeneh, westlich der von Risa mit ihren Besitzungen grenzen. Im Gebirge und zwar in der

Gegend des früher beschriebenen Khatschkhar-Dagh, der hier aber Warsambeg-Dagh genannt wurde, liege Hemschin (Hamamaschen der Armenier), ein sehr gefürchtetes Ländchen, bis zu dem noch nie ein Türke vorgedrungen sei. Dort seien mehrere Thalherren, die beständig mit denen Lasistans und überhaupt der Küste in Streite lägen. Es wären lauter kühne und tapfere Männer. Einer, Kumpus-Arowa-Agha, Herr von Dschimil, sei einmal auf dem Meere gefangen genommen, denn er hätte auch, trotz der Entfernung, Seeräubereien getrieben, und habe lange Zeit in einem der sieben Thürme zu Konstantinopel geschmachtet, bis es ihm endlich doch gelungen war, wieder zu entkommen. Nun treibe er nach wie vor sein Unwesen und trotze allen Nachstellungen der Türken.

Die Umgegend von Off war in der That reizend; Stechpalme (Ilex), Buchsbaum, Kirsch- und echter Lorbeer und die Pontische Alpenrose, die sämmtlich immergrünes Laub besitzen, duldeten kein anderes Gesträuch neben sich und bildeten prächtige Gruppen. Besonders waren sie weiter im Gebirge wunderschön, als wir in Begleitung unseres freundlichen Wirthes einen Spazierritt längs des Baches, an den Off liegt, machten. Anderes Gesträuch von Azaleen, Keuschlammstrauch, struppigen Oelbäumen, Christdorn (Paliurus aculeatus), Essigstrauch, Feigenstrauch und Strauchjasmin bedeckten mehr die freieren Stellen am Ufer.

So unbedeutend auch der Bach erschien, an dem wir aufwärts ritten, so romantisch und pitoresk erschienen seine beiden Seiten. Das rothe Porphyrgestein war nicht allenthalben mit verschieden gefärbten Flechten, mit Jungermannien und Moosen bedeckt, sondern zeigte oft seine natürliche Farbe. Hier und da sprudelten Quellen aus ihm hervor und verliefen sich in der dichten Decke von Moosen, Lykopodien, Farrn, Steinbrecharten, Sileneen, Draba's u. s. w., welche, von der mit Kohlensäure versehenen Feuchtigkeit reichlich ernährt, in üppiger Fülle wucherten. Hier und da blühten noch Alpenrosen und ihre braunrothen ziemlich dichten und großen Blumen erhöhten das prächtige Grün der Blätter, was aber auch andererseits durch die schwarzrothen Früchte weitrankender Brombeersträucher und die hochrothen Beeren zweier Simlaxarten unterbrochen wurde. Ueber diesen Felsenpartien, so wie am Saume des Baches erhoben sich Erlen, Ahornarten, Buchen, gute Kastanienbäume bis zu einer Höhe von 30—40 Fuß.

Vor einem freundlichen Hause inmitten der reizenden, wenn auch für

das Auge beschränkten Landschaft hielten wir an. Eine freundliche Frau, mit einem hübschen Säugling auf dem Arme, trat alsbald aus der offenen Thüre, um den Herrn mit seinen Gästen zu empfangen. Zwei größere Knaben liefen auf den Ruf der Mutter herbei, um uns die Pferde abzunehmen und zu halten. Der Mann war auf der Jagd im hohen Gebirge und würde erst am andern Tage heimkehren.

Nicht weit vom Hause entsprang eine Quelle dem Felsen und ein Becher stand zur Erde für den Reisenden, der diesen Pfad gehen sollte. Da ließen wir uns auf dem Teppiche, den die Hausfrau rasch ausgebreitet hatte, nieder und empfingen aus der Hand eines Dieners den Becher gefüllt mit dem reinsten und gesundesten Wasser. Bei uns weiß man dieses Urgetränk gar nicht hinlänglich zu würdigen; man hat Bier und Wein, die beide den Gaumen allerdings mehr reizen, aber doch nie das wohlthuende Gefühl zu hinterlassen vermögen, wie Wasser von der Vorzüglichkeit. Der Bewohner des Gebirges in Asien geht stundenweit nach einer Quelle, deren Inhalt sich eines besonderen Rufes erfreut, um sich an dem Getränke dort zu laben. Er schickt früh Morgens und spät am Abend den einen der Sclaven dahin und läßt sich in einem besonders dazu bestimmten Gefäße sein Lieblingswasser holen.

Unterdessen hatte auch der Kawehdshi den Kaffee bereitet und brachte uns das schwarze, bittere Getränk in der linken Hand, mit der rechten hingegen die gewöhnliche Verbeugung von der Stirn nach der Brust machend. Als auch dieses getrunken war, erschien die geschäftige Hausfrau, breitete ein buntes baumwollenes Tuch auf dem Teppiche aus und setzte eine hölzerne Schüssel mit in Butter gebratenem Käse darauf. Ein kleines wunderschönes Mädchen von zehn Jahren folgte mit einem Teller des trefflichsten Honigs. Von den beiden Knaben, die unterdessen die Pferde angebunden hatten, brachte der eine ein Wassergefäß und ein Waschbecken, das letztere der Reihe nach vor die mit übereinandergeschlagenen Beinen sitzenden Gäste stellend, und dann Wasser über die vorgestreckten Hände der letzteren gießend. Der andere Knabe folgte mit dem schmalen Handtuche.

Unterdeß hatte die Mutter auch die kleinen aus Maismehl in heißer Asche gebackenen Brote geholt und ausgelegt. Der Herr von Off zerkleinerte eins, nahm einen Brocken und that ihn in die Masse des gebratenen Käses, ein Stück desselben mitfassend. Hierauf tauchte er ihn von Neuem

in den ziemlich flüssigen Honig, um ihn nun so zubereitet zu verzehren. Wir folgten der Anweisung und sättigten uns an der uns zwar wohlschmeckenden, aber doch für einen Europäer sonderbaren Speise.

Der Zufall wollte, daß wir bei Gelegenheit des Honigs unsere Gedanken in eine Zeit von zweitausend und mehr Jahre versetzten, wo die berühmten Zehntausend von dem Pontischen Gebirge herabstiegen. Da wurde ihnen ebenfalls Honig vorgesetzt, von dessen Genuß (wie Xenophon erzählt) „sie die Besinnung verloren, anfangs Erbrechen, dann Durchfall bekamen und darnach, wie berauscht, sich nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochten". Aber auch einige Jahrhunderte später wird dasselbe und zwar ebenfalls wiederum im Pontischen Gebirge von einem Orte erzählt; damals wurden Soldaten des Pompejus vergiftet. Seitdem spricht man von Taumelhonig und giebt die Wirkung den narkotischen Eigenschaften der Azaleen, von deren Blüthen die Bienen den Honig sammeln sollen, Schuld. Kein Reisender, obwohl viele davon sprechen, hat jedoch in ganz Kolchis den Taumelhonig wieder beobachtet; der in diesen Ländern sehr vertraute Reisende Karl Koch möchte wohl Recht haben, wenn er ihn für einen verdorbenen, vielleicht schon in Gährung übergegangenen, durchaus aber nicht für einen wirklich giftigen Honig erklärt.

Es war ziemlich spät geworden, als wir nach der Burg des Herrn von Off zurückkehrten und für die Nacht ein freundliches Unterkommen fanden. Auf demselben Segelboote setzten wir am andern Morgen unsere Reise nach dem ungefähr zehn Stunden entfernten Trebisond fort. Das romantische Ufer bot immer neue Ansichten dar. Wir kamen bald in die Nähe des schon früher genannten Sürmeneh, wo man ein Thal weit hinauf in das Gebirge verfolgen kann. Auf einem mit Matten bedeckten Vorhügel lag die Burg des Herrn, auf einem andern bot das Kaffeehaus wiederum einen freundlichen Blick.

Rasch ging es bei gutem Winde vorwärts. Es war noch nicht Mittag, als wir die zahlreichen Thürme des auf einer Plattform liegenden Trebisond's ansichtig wurden und auch bald in dem offenen Hafen einliefen. Der österreichische Consul, an den wir empfohlen waren, empfing uns und sorgte schnell dafür, daß wir in der Familie eines verdorbenen italienischen Schauspielers ein leidliches Unterkommen fanden. Unser Aufenthalt in dieser Komnenenstadt dauerte gegen vierzehn Tagen.

Reise
von
Trebisond nach Erserum

von

A. Curzon.

Erstes Kapitel.

Trebisond.

Trebisond von der Seeseite. — Die Basars. — Alte Gräber. — Die Sophienkirche. — Bewahrung alter Sitten und Gebräuche. — Toilette einer Standesperson. — Russische Verluste in der Türkei 1828 und 1829. — Varna. — Besuch bei Abdullah Pascha — Karawanen von Trebisond.

Trebisond gewährt von der See aus einen imposanten Anblick. Es liegt auf einem felsigen Plateau, von der Form eines Tisches, wovon es auch von den alten Griechen seinen Namen Trapezus, jetzt Trapezunt oder Trebisond*), erhalten hat, denn Τράπεζα bedeutet bei den Griechen einen Tisch. Da die Küste weder einen Hafen, noch sonst eine einigermaßen sichere Bucht besitzt, und die tobende Welle oft gewaltig gegen das Ufer schlägt, so sah ich bald ein, daß es hier gefährlich sein möchte, Anker zu werfen. Das Einzige, was ich Gutes vom Schwarzen Meere kenne, ist ein Fisch, **Kalkan-Balük**, auf Deutsch: Schildfisch, eine Art Steinbutte mit schwarzen Stacheln auf dem Rücken. Ist er auch gerade nicht einer Reise nach Trebisond werth, so ist es doch jedem Feinschmecker zu empfehlen, ihn zu kosten, wenn er einmal gelegentlich hierher kommen sollte. Auch die rothe Seebarbe ist nicht übel und wird hier in großen Mengen gefangen.

Nachdem wir gelandet waren, verschwand allmälig die Schönheit des Bildes, das wir von der See aus hatten. Wie in vielen orientalischen Städten sind die Straßen nur enge Gassen zwischen kahlen Mauern, über welche hin und wieder Dachgiebel und dazwischen einmal Zweige von Feigen und Limonen (?) hervorragen, so daß es, wenn man sie entlang reitet,

---

*) Die französische Schreibart Trebizond ist für uns Deutsche eben so unrichtig als die Schreibart Erzerum, daher hier allenthalben die beiden Namen, wie sie ausgesprochen werden, nämlich Trebisond und Erserum, geschrieben sind. Anmerk. des Uebers.

nicht immer zu entscheiden ist, ob auf beiden Seiten Häuser oder Gärten sind. Dagegen bieten die Basars einen großen Contrast gegen die engen Straßen, durch welche man zu ihnen gelangt. Was für ein Leben herrscht überall, und was für ein Geschrei betäubt hier die Ohren! Man erblickt Scharen altmodischer Türken mit Turbanen, Kürbissen ähnlich, in allen Farben und Formen, die wiederum eben so verschiedene Arten von Pfeifen rauchen. Ich kann nicht begreifen, wie die Europäer auf den Gedanken gekommen sind, die orientalischen Märkte Basar zu nennen, da Scharsch die türkische Bezeichnung ist; Besestan hingegen nennt man einen eingehegten und bedeckten Platz, welcher verschiedene Buden enthält. Auf den Basars findet man allerhand bunt durcheinander zusammengewürfelten Kram: Stühle, Sättel, neue und alte, allerhand gefährliche Waffen, verschiedene kurze Waaren, Victualien u. s. w.

Nach Osten zu tritt das Gebirge vom Ufer etwas zurück und man sieht dort auf einer unbedeutenden Ebene mehre in Trümmern liegende Gebäude byzantinischer Bauart; einige von ihnen mögen offenbar sehr alt sein und wären wohl einer nähern Untersuchung werth. In der Vorhalle zweier alt-griechischen Kirchen sah ich einige gut erhaltene Frescogemälde aus dem zwölften Jahrhundert; das eine, Portraits byzantinischer Kaiser und Prinzen in ihren Prachtgewändern, zog meine besondere Aufmerksamkeit auf sich; das Mausoleum Salomo's, eines Sohnes Davids, Königs von Georgien und Imerien, das ich in dem Hofraum einer andern griechischen Kirche fand, war ein sonderbares Gebäude. Es steht unter einer Art steinernen Baldachins. In zwei andern Kirchen zeigte man uns silberne und stark vergoldete Kronen aus alter Zeit. Sie hatten acht bis zehn Fuß im Durchmesser und waren unbedingt die kostbarsten Metallarbeiten, die ich je aus früherer Zeit gesehen und die zu besitzen ich wohl wünschte. Beide waren mit Inschriften, und außerdem mit Bildern von Heiligen und Cherubims, letztere vom grimmigsten Aussehen, verziert. Ich habe lange nicht gewußt, woher eigentlich in England der Gebrauch stammt, in Kirchen der neueren Zeit angehörig, aber im alten Styl erbaut, Kronen aufzuhängen. In römisch-katholischen, ausgenommen zu Aachen, sieht man sie nie. Sie gehören aber, wie ich mich nun hier überzeugt habe, wesentlich zum griechischen Ritus und mögen also aus dem Oriente zu uns gekommen sein.

Auf der andern Seite der Stadt und dem schlechten Landungsplatz gegenüber befindet sich ungefähr eine (englische) Meile, also eine gute Viertelstunde, von der alten, noch aus der Zeit der byzantinischen Herrschaft stammenden Citadelle entfernt, ein anderes Plateau, von dem schönsten Rasen bedeckt und mit einigen seltenen Bäumen bepflanzt, was bei ungefähr hundertundfunfzig Fuß über dem Meere, eine der schönsten Aussichten darbietet. Zur rechten Hand breitet sich das offene blaue Meer in weite Ferne aus; mehr hinter uns lagen Mauern und die zum Theil eingefallenen Thürme der Citadelle, zur Linken hingegen erhoben sich die Höhen, an deren Fuß, im schönsten Grün versteckt, einige, ich weiß nicht ob christliche oder mohamedanische, alte Grabmäler lagen. Es sind runde, niedrige Thürmchen mit kegelförmigen Dächern, ähnlich manchen englischen altmodischen Taubenhäusern, nur mit dem Unterschiede, daß sie aus Marmor und aus verschieden gefärbten und zum Theil glasirten Backsteinen erbaut sind. Aus Spalten und Ritzen, wie sie der Zahn der Zeit wohl macht, wucherten allerhand Pflanzen freudig empor, ohne in ihrem weiteren üppigen Wachsthume nur im geringsten von den Türken gestört zu werden. Die Mohamedaner sind die besten Conservatoren der Alterthümer, denn sie überlassen Alles sich selbst. In der Türkei giebt es keine weisen Diener der Kirche und keine überklugen Baumeister, die bei oft crasser Unwissenheit meinen, daß sie die Baukunst weit mehr als das classische Alterthum verständen und einen gediegenern Geschmack besäßen. Da kommen nun freilich lächerliche Misgeburten, durch die sie die Behörden zu gewinnen suchen, zum Vorschein. Leider werden reiche Grundbesitzer, welche Nichts von der Sache verstehen, oft genug von solchen Leuten betrogen; sie sind thöricht genug, zu glauben, daß sie auch gut bedient werden, wenn sie nur gut bezahlen. Man sehe nur in den Spalten des British Museum, der National-Gallery nach, um das, was ich eben ausgesprochen, bekräftigt zu finden.

Weiterhin erblickte man am andern Ende der erwähnten Ebene die Trümmer eines byzantinischen Gebäudes. Der tiefe Graben, welcher es einschließt, besitzt eine ansehnliche Ausdehnung; aber auch die Reste und der Umfang der Mauren geben Zeugniß, daß hier einst ein stattlicher Palast oder auch ein großes Kloster stand. Für das letztere spricht die Gegenwart einer Kirche in der Nähe. Es ist dieses die auch von andern

Reisenden bereits erwähnte, selbst als Ruine noch wunderschöne Sophienkirche, welche aber nicht der heiligen Sophie gewidmet ist, sondern der Weisheit, deren Namen auch die große Kathedrale in Konstantionpel führt. Sophia bedeutet im Griechischen die Weisheit. Unter allen Kirchen griechisch-byzantinischer Baukünste ist sie am reichsten an Eigenthümlichkeiten. Innerhalb der Kirche findet man in der That vollendete Ueberreste von Frescogemälden, und zwar in einem Style, wie ich ihn sonst bei dieser Art von Malereien nie sah. Das Einzige, was ich ihm etwa gleichsetzen könnte, das sind die Bilder in einem sehr seltenen Buche über Menologie, welches sich in der vatikanischen Bibliothek befindet. Die Farben sind hier so lebhaft und frisch, wie man sie bei bemaltem Glase nur irgendwo finden kann.

Die Schönheit, das Alterthum und der Ort dieser christlichen Reliquie mitten in einem mohamedanischen Lande giebt der Sophienkirche bei Trebisond ein eigenthümliches Interesse; sie wären einer gründlichen Erforschung gewiß nicht unwürdig. Vielleicht würde man noch dort das Portrait eines gewichtigen Komnenen finden. Welchen Werth müßte dieses nicht für einen begeisterten Alterthumsforscher haben.

Bei dieser Gelegenheit dürfte es nicht ohne Interesse sein, Einiges über die Art und Weise zu sagen, wie sich in der Moldau und Walachei die Sitten und Gebräuche des byzantinischen Hofes, welche dort bis zur Eroberung Konstantinopels durch Mohamed II. herrschten, erhalten haben. Gerade in der jetzigen Zeit haben die genannten Länder vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Jetzt sind freilich jene fruchtbaren Länder von den Nachkommen der Awaren und anderer Stämme wilder, nordischer Barbaren, welche so oft mit Feuer und Schwert verheerend bis vor die Mauern von Konstantinopel vordrangen, bewohnt.

Im Jahre 1838 reiste ich von Konstantinopel nach Wien. Ich kam nach Varna und fuhr dann, an der Donau angekommen, in einem elenden Dampfboot dieselbe aufwärts. Am Bord befand sich eine hochgestellter Mann von einem der beiden genannten Länder, der durch Kleidung sowohl, als durch Manieren mein Interesse in Anspruch nahm und dadurch mir eine angenehme Unterhaltung verschaffte. Er hatte im Aeußern im höchsten Grade den Anstand eines feinen Edelmannes; aber doch unterschieden ihn wiederum seine Tagesgewohnheiten gar sehr von denen, wie sie

die englischen Landedelleute besitzen. In seinem zahlreichen Gefolge schien er drei oder vier gewöhnliche Edelleute zu haben. Diese standen namentlich bereit, wenn er Abends sich zu Bett, was sonderbarer Weise auf dem Verdecke stand, begeben wollte. Während sie zuerst sechs bis sieben goldene Uhren aufzogen, entledigte sich der hohe Würdenträger seiner Stiefeln, seines Rockes und, ich weiß nicht, wie vieler goldener Ketten. Hierauf zog ihm einer der dienstthuenden Edelleute einen Pelz von unbedingt hohem Werthe, und zwar jede Nacht einen andern, an. Jeden Morgen erschienen die Edelleute wieder und legten alle Uhren vor ihren Herrn. Nun erst zogen sie ihm den Pelz wiederum aus und brachten ihm dagegen einen Morgenrock, aber ebenfalls jeden Tag einen andern. Sonderbarer Weise habe ich aber niemals bemerkt, daß sich der vornehme Herr gewaschen hätte oder gewaschen worden wäre; ebensowenig wurde mir es klar, ob er je einmal ein Hemd angezogen hat und ob überhaupt Hemden zu seiner Garderobe gehörten. Das war nun die Abend- und Morgen-Toilette eines hohen Würdenträgers in der Walachei.

Was noch Varna anbelangt, so liegt diese Festung inmitten großer Moräste, und zwar in geringer Entfernung von der Küste des Schwarzen Meeres und drei bis vier Meilen südlich von jener Gebirgskette, zwischen der und der Stadt das unglückliche russische Heer im Jahre 1829 campirte. Ich sage unglücklich, und Jedermann wird mir beistimmen, wenn man eine Thatsache, worüber ich eben authentische Nachrichten mittheilen kann, in Betracht zieht. Als nämlich im Jahre 1828 die Russen in die Türkei einbrachen, verloren sie allein durch Krankheiten und hauptsächlich aus Mangel an allen nothwendigen Lebensbedürfnissen in kurzer Zeit 50,000 Mann; man hatte eben jede Vorsorge russischer Seits versäumt. 50,000 Russen blieben also gleich in den ersten Ebenen der Türkei und hatten den Feind noch gar nicht gesehen. Es war zu keinem Kampfe gekommen, da die Türken dem Vordringen auch gar keinen Widerstand entgegensetzten.

Im nächsten Jahre verloren die Russen wiederum in der Türkei auf der allerdings weitern Strecke zwischen dem Pruth und Adrianopel 60,000 Mann, hier allerdings nicht wenige auf dem Schlachtfelde. Als die Truppen vor Adrianopel anlangten, befanden sie sich in einer so traurigen Verfassung, daß nicht mehr als 7,000 Mann fähig waren, die Waffen zu tragen. Wie viel Tausende von Pferden und Maulthieren in diesen zwei Jahren um-

gekommen sind, weiß ich nicht. Hätten die Türken nur eine Ahnung von dem traurigen Zustande des Feindes gehabt, so würde sicherlich nicht ein Russe seine Heimath wiedergesehen haben.

Die Befestigungswerke Varna's sind sehr unbedeutend, obschon man sie gewöhnlich als sehr stark angiebt. Die Stadt ist ebenfalls nur von Holz erbaut, und möchte daher weder von der See, noch vom Lande aus einer europäischen Kriegführung widerstehen.

Doch kehren wir nach Trebisond zurück, der alten Komnenen-Residenz, die in den Romanzen des Mittelalters so vielfach besungen wird. Gouverneur ist Abdullah Pascha. Er residirt in einem Schlosse der Citadelle; diese umfaßt einen ziemlich weiten Raum und schließt zahlreiche Gebäude, die aber wiederum mehr oder weniger Ruinen darstellen, ein. Starke Mauern und Thürme, aber ebenfalls im Verfall und in dem Style derer von Konstantinopel erbaut, umgeben sie. Man ist im Oriente, wo man viel auf Aeußerlichkeiten hält, stets gezwungen, dem Gouverneur in großem Aufzuge eine ceremonielle Visite zu machen. Der lange Zug unserer Begleitung bewegte sich langsam durch die engen Straßen. Ein breites dunkles Thor im byzantinischen Style, was durch seine Eigenthümlichkeit unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich zog, führte in einen weiten, mit Ruinen bedeckten Hof, in dem rings herum Häuser mit hölzernen Altanen und von Weinreben umrankt standen. Nirgends sah ich eine Art Schildwache oder Garde, welche bei einer solchen Gelegenheit doch gewöhnlich in langen Reihen aufgestellt werden, theils um die Fremden zu ehren, theils aber auch, um ihnen zu imponiren.

Von hier ritten wir durch ein zweites Thor, um in einen zweiten Hof zu gelangen. Da sahen wir endlich eine Anzahl von Beamten und Dienern, welche uns an einer offenen Thür erwartet hatten. Unter dem Beistande zahlreicher Diener stiegen wir von den Pferden ab und gelangten auf einer zwar breiten, aber sehr dunklen und elenden hölzernen Treppe an einen Vorhang. Dieser wurde zurückgeschoben und so traten wir in einen zweiten luftigen Saal, den sogenannten Selamlük, ein. Dort saß der Pascha auf einem Diwan am obern Ende. Es begannen die gewöhnlichen Höflichkeiten und Verbeugungen, worauf eine Menge Fragen nach unsrem und der Unsrigen Wohlbefinden, wie es im Oriente Sitte ist, er-

folgten. Wir rauchten die Pfeife und tranken Kaffee, wobei wir immer wieder dem Pascha kleine Verbeugungen machten; denn so verlangt es die türkische Höflichkeit. In der That davon, und zwar beiderseits, ermüdet, standen wir endlich wieder auf und begannen dieselben Förmlichkeiten. Solche formelle Besuche sind sehr ernsthafte Geschäfte, bei denen man beständig dem Begaffen einer neu- und geldgierigen Menge, besonders von den Tschibukdshi oder Dienern, die die Pfeife reichen, und den Kawassen oder Polizeidienern ausgesetzt ist.

Abdullah Pascha besaß einen dicken, unförmlichen Körper; er glich in der That einem grünen Stück Holz, dem man einen rothen Fes (französisch Fez) aufgesetzt hatte, so sehr war er in einen großen, mit grünem Zeug besetzten Mantel eingehüllt und so unbeweglich saß er auf einer und derselben Stelle. Wie es meistens hier zu Lande der Fall ist, hatte er eine lange Nase und einen schwarzen Bart, von dem man wirklich die Grenzen nicht genau bestimmen konnte, da seine Haare und die des Pelzes in einander gingen. Hin und wieder nies'te Se. Excellenz dazwischen, als hätte sie sich erkältet; mir schien es jedoch mehr eine Angewöhnung zu sein. Wenn er seinen Mund zum Sprechen öffnete, so war mir der tiefe und hohle Ton der Stimme jedesmal im hohen Grade bemerkenswerth. Mir ist übrigens berichtet worden, daß viele Türken absichtlich auf diese Weise sprechen, weil sie es für würdevoll erachten und sich einbilden, die Stimme des Sultans Mahmud nachzuahmen. Von diesem behauptete man nämlich, er spräche so, als wenn seine Stimme aus dem Magen, statt aus dem Munde käme.

Zu meiner großen Verwunderung fand ich, daß der Pascha meinen Namen und von meinen sonstigen Erlebnissen fast eben so viel, als ich selbst, wußte. Woher er dieses erfahren hat, ist mir völlig unklar. Die Sache gab mir aber den Muth, auch über seine Person und zwar bei ihm selbst Erkundigung einzuziehen. Damit änderte sich meine Ansicht über den Pascha; denn ich fand in ihm einen Mann, der nicht etwa blos in Folge seiner Stellung sich des höchsten Ansehens erfreute, und außerdem ein großes Vermögen besaß, sondern auch eine eigenthümliche philosophische Bildung besaß. Wenn er auch selbst nicht gerade Bücher geschrieben, so hat er doch viele gelesen, besonders solche, die über Medicin handeln, denn

diese interessirten ihn in hohem Grade*). Im Aeußern hatte Abdullah Pascha mit seiner Umgebung etwas Patriarchalisches. Man sah kein Militair, noch sonstige Soldaten; funfzehn oder sechzehn Kawassen waren seine Garde. Er rauchte in Ruhe auf seinem Throne die Pfeife und das ganze Paschalik von Trebisond wurde in der Zeit sanft regiert. Die öffentlichen Gebäude fielen gelegentlich ein, aber weder er, noch das Volk bekümmerte sich darum, sie wiederherzustellen. Der Staatssecretair schrieb zwei oder drei Mal im Jahre an die Pforte, um anzuzeigen, daß sich nichts Besonderes ereignet habe. Das Einzige, was ich hier gar nicht begreifen konnte, war, daß die Abgaben ruhig eingingen, und er demnach auch regelmäßig seinen Tribut nach Konstantinopel ablieferte. Bei dieser Gleichgiltigkeit gegen das Regieren erfreuten sich, namentlich die Häuptlinge in der Ferne, einer Art Selbstständigkeit, während die Umgebung oft unter den philosophischen Betrachtungen ihres Herrn zu leiden hatte. Dabei verstand er nichts weiter, als etwas Weniges von Physik. Als daher einst ein piemontesischer Arzt nach Trebisond kam, wollte er gleich die Gelegenheit benutzen, um seine medicinischen Kenntnisse zu vervollkommnen. Ohne Unterbrechung schwatzte er über medicinische Gegenstände das dümmste Zeug, so lange als der Arzt nur im Stande war, ihm zuzuhören.

Trebisond kann weder einem Angriff vom Lande aus, noch einem von der See widerstehen. Auf der Landseite ist es gar nicht zu befestigen, weil

*) Abdullah-Pascha gehörte zu den Truchmenen vom weißen Hammel, welche sich eine Zeit lang in Persien und Kleinasien festgesetzt hatten und erst hauptsächlich durch die Osmanen, den heutigen Türken, vertrieben wurden. Mehrere Häuptlinge jedoch bewahrten sich in den unzugänglicheren Thälern des Pontischen Gebirges, westlich von Trebisond, ihre Unabhängigkeit, und wurden erst später zinsbar. Näheres erfährt man über ihn in Karl Koch's Wanderungen nach dem Oriente und zwar im 1. Theil, der über Konstantinopel und Trebisond handelt. Nach diesem Reisenden gehörte er der alttürkischen Partei an und war trotz seines Fanatismus ein großer Schlemmer, in Folge dessen er an Unterleibsbeschwerden litt. Außerdem war er nahe daran, am grauen Staar zu erblinden. Sein körperliches Leiden bestimmte ihn, da er weder den mohamedanischen, noch christlichen Aerzten traute, selbst Studien in der Medicin zu machen. Mit Eifer las er alle türkischen und arabischen Werke über Medicin. Karl Koch hatte ihn drei Wochen in seiner Behandlung. Die Friedfertigkeit, Milde und Sanftmuth, welche der Verfasser an Abdullah Pascha rühmt, stehen übrigens geradezu im Widerspruch mit den Angaben Karl Koch's und anderer Reisenden. Wegen seiner Grausamkeit und Habsucht wurde er auch 1846 abgesetzt, worauf er in Folge seiner Schlemmereien alsbald starb.

es von einer Reihe Höhen, die unmittelbar dahinter liegen, beherrscht wird.

Gasthöfe sind in Trebisond so gut wie unbekannt. Es giebt nicht einmal eine Karawansarai (wie man hier sagt) von irgend einer bedeutenden Größe und Wichtigkeit. Man hat nur große Ställe für die Packpferde, welche die aus Konstantinopel gekommenen Waaren mit den persischen Karawanen weiter befördern. Diese gehen gewöhnlich hier aus den Händen der englischen Kaufleute in die der griechischen über. Der Transport von Konstantinopel geschieht fast ausschließlich durch die regelmäßig gehenden Dampfschiffe, die aber in der Regel gar nicht ausreichen. Er würde deshalb noch viel bedeutender sein, wenn man ihre Zahl vergrößerte.

In dem gastfreundlichen Hause des englischen Viceconsuls Stevens fanden wir ein gutes Unterkommen. Hier war der Sammelplatz aller englischen Waaren. Massen derselben lagen in dem Hofe bereit, um weiter gebracht zu werden. Fortwährend waren die Pferde- und Mauleseltreiber mit der Feststellung der Jugs, d. h. des für ein Thier bestimmten Gepäckes, beschäftigt und zankten sich mit einander, indem ein Jeder hinsichtlich des Gewichtes bevortheilt zu sein glaubte, trotzdem aber seinerseits bevortheilen wollte. Um eine Karawane in die nöthige Ordnung zu bringen, bedarf es immer einiger Tage. Auch unsere Zeit war durch allerhand Vorbereitungen für die Reise nach Erserum beansprucht.

Zweites Kapitel.

Die Trebisond-Erserumer Karawanenstraße.

Abreise von Trebisond. — Türkische Packpferde. — Werth des Thee's. — Die Pfeife im Morgenlande. — Schneegefilde. — Instinct der Pferde. — Baiburth. — Gümisch-Chaneh. — Eine verunglückte Karawane. — Der Choschabenarberg. — Ein Parforce-Ritt — Ehrenvoller Empfang. — Erserum.

Endlich waren wir fertig und reisten in langer Linie und in Begleitung eines russischen Commissars ab. Es ging aufwärts und zwar im Anfange auf einer Straße, wie sie nur in so einem Gebirge sein kann. Obgleich dieses Wunderwerk blos eine Meile (englische) lang ist und auf den Gipfel einer unbedeutenden Höhe führt, so soll sie doch auf dieser Strecke 19,000 Pfund Sterling gekostet haben. Die Straße geht so steil, daß man sie mehr erklimmen muß, als daß man sie besteigen kann, und daß sie eher einer Leiter gleicht. Den Reisenden belohnt, oben angekommen, eine herrliche Aussicht für die stattgehabten Mühen. Von nun an ist die Karawanenstraße nur ein Pfad, gerade breit genug für ein beladenes Pferd; sie führt durch Bäche und sumpfige Stellen, über Felsen und Berge hinweg, und an schroffen Abhängen vorbei, so daß man eher geglaubt haben würde, es sei höchstens ein Pfad für Ziegen. Hier zu reisen ist in der That kein Vergnügen, was man auf breiteren und bequemeren Wegen suchen muß; auf jedem Schritt begegnet man Gefahren und Mühen. Dessen ungeachtet sind die Saumthiere so gut geschult, daß sie bald klimmend und bald springend nach und nach alle Hindernisse überwinden. Blickt man gelegentlich rückwärts, so begreift man gar nicht, wie in aller Welt man nur heraufgekommen ist. Der sichere Schritt der Pferde ist hier in der That wunderbar. Oft galoppirten wir eine halbe Stunde lang in dem ausgetrockneten Bette eines Gebirgsbaches, das eigentlich immer als der beste Theil der Karawanenstraße erscheint, über Gerölle und Gestein von der Größe eines Menschenkopfes; und trotzdem stolperten die Reitpferde niemals. Die Lastpferde brachen jedoch, aber nur in Folge ihrer schweren Last, bisweilen zusammen. Diese armen Geschöpfe wurden immer von ihren geizigen und hartherzigen Herren vorwärts gestoßen. Man spricht in London mit Abscheu von der schlechten

Behandlung, welche die dortigen gewöhnlichen Droschkenpferde erfahren; mögen diese ihrem glücklichen Sterne danken, daß sie keine türkischen Packpferde geworden sind, verdammt, eine Last so schwer, wie in London die ganze Droschke, und noch dazu bergauf und bergab, zu schleppen. Wer jetzt in leichten Carossen die große Straße, welche auf den Simplon führt, passirt, kann sich einigermaßen vorstellen, was es früher hieß, über die Alpen zu reisen, bevor Straßen gebaut waren. Ihre Ausführung hat nicht nur unglaubliche Summen Geldes, sondern auch nicht weniger das Genie der Menschen bedurft.

Diese Straße nun, die ich jetzt eben beschreibe, ist, man sollte es kaum glauben, die einzige Verbindung zwischen Konstantinopel und Persien. Durch die jähesten Schluchten und über die steilsten Abhänge transportirt man fortwährend alle Waaren, welche zwischen den Hauptstädten der Türkei und Persiens ausgetauscht werden. Die feinen Stoffe aus Manchester, die man sonst auf breiträdrigen Wagen der Eisenbahnen oder auf Dampfschiffen fast durch ganz Europa verführt, werden nur wie gemeines Gut, aus groben Zeugen angefertigt, behandelt, sobald sie in diese unwirthbaren Gegenden gelangen. Die Leute, welche die Saumthiere führen, besitzen keineswegs feine Manieren und behandeln auch die ihnen anvertrauten Sachen gerade nicht sehr gut. Sowie man des Abends an den Halteplatz ankommt, wird der künstliche Knoten des festen Strickes, an dessen beiden Enden die sogenannten Jugs, d. h. die beiden Hälften einer Ladung, hängen, gelöst; damit fallen die Gepäcke, welche an beiden Seiten des Saumthieres hängen, ohne Weiteres auf die Erde herab, so daß, wenn Glaswaaren darin wären, diese in tausend Stücke zerbrechen würden. Ueber Stock und Stein werden sie nun in die Khans weiter gerollt, um daselbst unter einem Dach und umschlossen von vier leeren Mauern gegen Wetter und Wind geschützt zu sein. Ist es ziemlich gutes Wetter, so schläft die ganze Gesellschaft im Freien; sonst ist sie leider gezwungen, die Nacht in dem eingeschlossenen Raume zuzubringen und sich dem unzähligen Ungeziefer auszusetzen.

Schon am ersten Tage lernte ich den wahren Werth des Thee's kennen. Einer der Diener des russischen Commissars besaß ein eigenthümliches kleines Kästchen, das mit einem Seehundfell überzogen war und auf dem Zuge hinter dem Sattel seines Pferdes hing. Kaum waren wir

am Halteplatz angekommen, so ergriff der bezeichnete Diener das Kästchen und lief wie toll davon, ohne daß wir nur im Geringsten wußten, wohin. Nach einer halben Stunde bemerkten wir erst, daß einige kleine Buben sein keuchendes Pferd vor einer Hütte auf- und abführten. Um zu sehen, was darin gemacht wurde, traten wir sofort in diese ein und fanden den Diener auf den Knieen, mit dem Anblasen eines Feuers beschäftigt, während das oben erwähnte Kästchen sich geöffnet an seiner Seite befand. Auf dem Feuer stand ein kupfernes Gefäß mit Wasser, dessen Inhalt, als es kochte, nebst etwas Thee, in eine Kanne gethan wurde. So hatten wir bald das labendste Getränk, versüßt mit Candiszucker, was man sich auf einer so beschwerlichen Reise nur denken kann. Ein paar dünne Citronenscheibchen erhöhten den Geschmack. Leider ist der Karawanenthee etwas theuer, denn unter einer Guinee (gegen sieben Thaler) erhält man das Pfund nicht. Nächst dem Thee thut aber auch auf solchem langen und ermüdenden Marsche eine Pfeife gute Dienste, namentlich zur Beruhigung der ermüdeten und mehr als gewöhnlich angespannten Glieder. Ich habe zwar keineswegs eine besondere Vorliebe für das Rauchen, aber bei solchen Gelegenheiten war mir die lange türkische Pfeife, der Tschibuk, stets angenehm. Die echten Türken von altem Schrot und Korn in Aegypten und auch sonst in heißen Ländern thun jedesmal einen herzhaften Zug aus ihrer Pfeife, sobald die Sonne untergeht. Das Abendessen selbst wird nicht mit einer solchen Ungeduld erwartet, wie der erste Zug aus der Pfeife. Aber trotzdem vermag diese doch keineswegs mit einer Tasse heißen und guten Thee's, wenigstens auf so einer Reise, zu rivalisiren. Es giebt auch außerdem wirklich kein Getränk oder sonst etwas anderes, was eine so wohlthätige Einwirkung auf den menschlichen Körper, und zwar in so kurzer Zeit, besäße. Ebenso rasch als der Thee angefertigt war, ebenso schnell wurden Gläser, Theekanne, Theekessel, Thee und Zuckerbüchse wieder in das Lederkästchen gesteckt.

Die armen Pferde, welche leider sich an keinem Thee stärken konnten, wurden wiederum bestiegen; über Felsen und Gesteine ging es, der Eine ruhig hinter dem Anderen in langer Reihe reitend, weiter. Das gleichmäßige Tramp, Tramp, Tramp wurde hin und wieder durch das Anprallen einer unserer Kisten gegen einen Felsen unterbrochen. Bisweilen erhoben auch unsere Diener ein helles Geschrei, wenn zu schwere Kisten

abrissen und den Abhang hinunterrollten. Es schien manchmal, als wenn es unmöglich wäre, dieselben wiederum ganz heraufzubringen. Es ging aber immer mit etwas Geduld, so daß ich zuletzt gar nicht mehr auf solche Zufälle achtete. Im Durchschnitt machten wir trotzdem täglich dreißig englische oder sechs deutsche Meilen.

Am zweiten Tage nach der Abreise von Trebisond sahen wir zum ersten Male Schnee und zogen, um nicht geblendet zu werden, Gaze-Kappen, mit welchen wir uns versehen hatten, über den Kopf. Es war kalt, und so band ich den Zügel meines Pferdes an den Sattelknopf, steckte die Hände in die Taschen und trabte ruhig weiter; ohne Ausnahme hatten es alle meine Gefährten auch gethan. Für Gebirgsreisende in Asien ist es vielleicht die nothwendigste Regel zum Reiten, das Pferd sich selbst zu überlassen und nicht am Zügel zu ziehen, außer wenn das Pferd vielleicht stolpert, was jedoch sehr selten geschieht. Unter den schwierigsten Umständen geht ein Pferd oder Maulthier immer viel sicherer im Gebirge, wenn man es vollständig seinem eigenen Instincte überläßt. An einigen gefährlichen Stellen habe ich gesehen, wie das Pferd selbst den Boden beschnüffelt und dann einen Fuß vorstreckte, gleich einem Finger, um behutsam den Weg zu sondiren. Die Pferde haben eine in der That wunderbare Sicherheit und es ist, als wenn sie sich selbst der Folgen eines falschen Trittes bewußt wären, als wüßten sie die Gefahren, welchen sie stets auf solchen Märschen, besonders an steinigen Abhängen und auf mit Geröllen bedeckten Bergen, anheimgegeben sind.

In Baiburt wurden wir von dem Kreishauptmann (Mutesselim), einem einheimischen Fürsten oder Bey, empfangen. Wir erhielten ein außerordentlich gutes Abendbrot, an dem wir uns für alle die vielen Beschwerden und Mühen erholten. Nicht minder vorzüglich war am andern Morgen das Frühstück, an dem wir wiederum uns für die Mühen des Tages entschädigen sollten. Zu Gümüsh-Chaneh (zu Deutsch Silberhaus), wo sich Silberbergwerke befinden, erhielt ich von einem gutmüthigen alten Manne, welcher an der Straße saß, die delicatesten Birnen, die ich jemals gegessen habe. Die Gegend ist übrigens wegen ihrer Birnen weit und breit berühmt. Der Ort liegt in einem tiefen Kessel und besitzt ein Klima, was bedeutend besser und milder ist, als sonst in allen Gauen, durch die die Karawanenstraße geht.

Hier übernachteten wir wiederum und zwar in einem ordentlichen Hause und schliefen so gut, daß wir gehörig gestärkt am nächsten Morgen weiter reisen konnten. Ich habe noch nachzuholen, daß wir kurz vor Baiburt den Sigana-Dagh passirten und an die Stelle kamen, wo vor einigen Jahren eine ganze Karawane, welche zum Theil aus den Frauen des Pascha's von Musch bestand, urplötzlich von einer Lawine erfaßt wurde und in dem Schnee begraben worden war. So enthielten die Eisblöcke, über welche uns jetzt der Weg hinwegführte, noch die Gebeine der armen unglücklichen Frauen des Harem.*)

In der Nähe von Gümüsh-Chaneh erhebt sich der Choschaburun-Dagh. Er gehört bereits zu der großen Gebirgskette, die das armenische Hochland und zwar zunächst die Ebene von Erserum durchschneidet. Hier befand sich der schlechteste Theil der ganzen Straße. Wir ritten über eine ungeheuere Schneefläche, auf welcher unser Pfad wie eine schmale, schwarze Linie erschien. Diese Schneeflächen erscheinen dem Auge ganz eben, sind es aber nicht überall, da nur die vielen Vertiefungen und sonstigen Unebenheiten mit Schnee überdeckt sind, sodaß man, wie man darüber kommt, oft einbricht und sehr leicht Schaden nehmen, ja selbst rettungslos verloren sein kann. Man muß sich demnach hüten, vom Saumpfade abzuweichen. Dieser hingegen ist allmälig durch die Tritte der Karawanen so fest geworden, daß er mit einer Eisdecke überzogen zu sein scheint. Wie gesagt, dieser Saumpfad ist gerade breit genug für eine einzige Reihe von Pferden. Es ist oft gut, daß man gar nicht weiß, über welche Abgründe und Schluchten auf dieser Schneefläche man unbemerkt hinweg kommt.

Auf dem Gipfel des genannten Berges angekommen, begegneten wir dreißig Pferden, welche uns der Pascha von Erserum zu unserer Verfügung anheim gestellt und zu diesem Zwecke entgegengeschickt hatte. Da

*) Diese Geschichte klingt etwas zu abenteuerlich, als daß man ihr Glauben schenken könnte. Abgesehen, daß man wohl auch türkischen Behörden so viel Menschlichkeit zutrauen könnte, daß wenigstens die Leichen herausgegraben worden wären, so würde wenigstens die Habsucht dortiger Bewohner die nöthige Sorge für die Ausgrabung gehabt haben, da auf jeden Fall außer den Frauen allerhand Kostbarkeiten zu finden waren. Uebrigens scheint der Verfasser gar nicht zu wissen, daß im Schnee und Eis gar keine Verwesung möglich ist und demnach von Gebeinen ohne Fleisch auch nicht die Rede sein kann. Anmerk. des Uebers.

wir ebenfalls dreißig Stück besaßen, so bestand jetzt unser Zug aus sechzig Pferden.

Dem russischen Commissair und mir ging die Karawane zu langsam; so verließen wir unsere übrige Begleitung und eilten zusammen, nur von zwei oder drei Dienern und dem Häuptling des Dorfes, in welchem wir übernachtet hatten, begleitet, voraus. Endlich erreichten wir den Gipfel; aber leider vermochten wir, wegen des frisch fallenden Schnee's, nicht in das Thal hinabzusehen. Die ungefähr sechzehn Zoll breite Straße war hier sehr uneben, ohne Zweifel in Folge der vielen Benutzung durch die Saumthiere. Trotzdem ritt der vorhin erwähnte Häuptling, ein schöner Mann in langem Scharlachkleide, zu meiner Ueberraschung den Weg in gestrecktem Galopp dahin und der russische Commissair that desgleichen. Da dachte ich, soll da ein Engländer zurückbleiben und einem Russen und Türken nachstehen? Rasch ließ auch ich meinem Pferde die Zügel schießen und jagte hinterher. Nie in meinem Leben habe ich einen solchen Weg zum Reiten gehabt. Aber auch drüben ging es immer weiter bergab, bald mehr stürzend, oder gleitend, bald mehr klimmend, während der Schnee um uns aufflog wie Spreu. Mir war es unbegreiflich, wie die Pferde sich auf den Füßen erhielten. Sie schwitzten, als wenn es Sommer wäre; ich selbst war heiß von der Anstrengung. Noch ging es eine Strecke bergab, bis ich mich plötzlich auf ebenem Boden befand und über mehrere Pferde, welche an einem offenen Platze standen, dahinstürzte. Jetzt sah ich erst, daß ich mich mitten in einem Dorfe befand. Augenblicklich wurde ich von einem Manne, in einen rothen Pelz gehüllt, vom Pferde gehoben und in einen Kuhstall, das gewöhnliche Nachtquartier für uns und unsere Pferde, geführt. So endete dieser Parforce-Ritt, der kühnste, an welchem ich je Theil genommen. Den folgenden Tag erreichten wir Erserum, nachdem wir in einem Dorfe, ungefähr zwei Stunden davon entfernt, von allen Autoritäten der Stadt zu Pferde empfangen worden waren. Der Pascha hatte einige Pferde mit prächtigen Schabracken für die Vornehmern unserer Begleitung geschickt; so zogen wir in einer Art feierlichen Aufzuges in die Stadt ein, begleitet von vielleicht zweihundert wohlberittenen Männern, welche nach allen Seiten hin schwenkten und voltigirten.

Drittes Kapitel.

Erserum.

Das englische Consulat zu Erserum. — Die unterirdischen Wohnungen. — Erblindung durch Schnee; starke Kälte. — Folgen des rauhen Klima's. — Die Stadt, ihre Lage, ihre Bevölkerung und ihre wichtigsten Bauwerke. — Die Citadelle. — Empfang bei dem Pascha. — Tschifteh-Minareh. — Die neue Kirche. — Schlauheit der Priester. — Unser Haus und Haushalt. — Bauart der Häuser. — Einrichtung derselben. — Der Viehstall. — Der Selamlük oder das Empfangzimmer.

Wir wurden vom britischen Consulat gastfreundlich aufgenommen, so lange bis der Pascha ein Haus, das für uns eingerichtet wurde, erhalten konnte.*) Unterdeß war es plötzlich voller Winter geworden. Aber was für ein Aufenthalt ist so ein Haus im Erserum. Ein Gebäude der Art, was Menschen zur Wohnung dienen soll, ist mir noch nie vorgekommen. Wohin wir nur blickten, war die Gegend rings herum mit unendlichem Schnee bedeckt. Von der eigenthümlich hohen Lage Erserums und Armeniens hatten wir anfangs gar keine bestimmte Vorstellung gehabt, vermochten demnach erst nur nach und nach uns an das kalte Klima zu gewöhnen, wo Schnee den größten Theil des Jahres hindurch wenigstens fallen kann, wenn auch nicht immer geradezu den Boden bedeckt. Da die Dächer der Häuser, wie fast allenthalben im Oriente, flach sind, so hatte die überall gleichmäßig, wie eine Fläche, mit schneebedeckte Stadt ein eigenthümliches Ansehen, was gar nicht zu einer Stadt, wie wir sie in Europa bei uns gewöhnt sind, paßte. Es kommt noch dazu, daß viele Häuser ganz oder wenigstens theilweise mehr unterirdisch sind. Man hätte in

*) Zur Regelung der Grenzstreitigkeiten zwischen der Türkei und Persien hatten sich die Regierungen beider Reiche einem Schiedsgericht unterworfen, das aus einem Engländer und aus einem Russen bestand. Zu diesem Zwecke wurde in London der Obrist Williams, in Petersburg aber Obrist Fürst Dainese ernannt, um in Erserum zusammenzutreten und sich zunächst mit den Oertlichkeiten und der Lage der Dinge vertraut zu machen. Sie haben mehrere Jahre dort zugebracht, ohne daß eigentlich was Erhebliches bekannt geworden wäre. Englischer Seits wurde dem Obrist Williams Herr Curzon, der Verfasser dieser Reiseberichte, russischer Seits hingegen Herr Muchin, den wir später, und zwar kurz vor Eröffnung der Feindseligkeiten als russischen Consul in Serbien durch die Zeitungen wiederum kennen gelernt haben, beigegeben. Der russische Commissair, von dem der Verfasser spricht, ist ohne Zweifel Fürst Dainese.
Anmerk. d. Uebers.

der That bei einem kleineren Umfange eher die Wohnungen von Thieren als von Menschen gesucht. Dicht am Consulatsgebäude befand sich ein geräumiger Hof, in dem ein paar große Erdhaufen mit einigen Oeffnungen, die aber mehr in die Erde als über dieselbe führten, waren; für einen Uneingeweihten war es in der That schwer, zu entscheiden, ob man ein Haus oder irgend einen zufällig zusammengeworfenen Erd- oder Steinhaufen vor sich batte. Eigentliche Straßen und Häuser mit Fensterscheiben, einigermaßen hübschen Thüren, Schornsteinen 2c. und schöne freie Plätze waren Sachen, die man wohl aus den Erzählungen der Reisenden kannte, welche man aber hier schwierig auffinden oder wenigstens nachweisen konnte. Es kam noch dazu, daß man auch sehr wenig Menschen zu sehen bekam. Wer nicht heraus mußte, blieb in seiner Wohnung. Die Masse der Bevölkerung überwinterte wie in Schlaf versunkene Thiere während der langen Zeit in ihren seltsamen Höhlen und Löchern. Die sonst auffallenden Farben der orientalischen Kleidung bildeten einen seltsamen Contrast zu der kalten Winterzeit, wo bald unendlicher Schmuz, bald haushoher Schnee den Boden bedeckte; die scharlachrothen Jacken mit den Gold- und Silbertressen, die reichen, oft mit funkelnden Edelsteinen besetzten Waffen der Vornehmen, der weite weiße Mantel konnten in meiner Vorstellung bisher nur mit einer glühenden Sonne, einem reinen klaren Himmel und mit einem milden Klima sich vereinen. Ein schöner, blauer Himmel war freilich vorhanden, auch die Sonne schien rein und klar; aber ihre Strahlen hatten keine Wärme und brachten sogar in unsern Augen durch den schimmernden Wiederschein des Schnee's ein unangenehmes Gefühl hervor. Dieser Glanz ist oft so stark und wirkt so mächtig ein, daß er zuweilen die Augen in solch einem Grade blendet, daß zuweilen Blindheit, die sogenannte Schneeblindheit, die Folge ist. Die Kälte ist so streng und die Luft so scharf, daß sie häufig Blasen im Gesicht erzeugt, die denen ganz gleich sind, welche durch große Hitze hervorgerufen werden. Für diejenigen, welche einen Bart haben, kommt noch die große Unannehmlichkeit dazu, daß der Athem gefriert und sich deshalb rings um den Mund eine Art kleiner Eiszapfen bilden, welche oft mit ihren Spitzen rasch zusammen frieren und dann es schwierig machen, wenn man den Mund öffnen will. Bei mir entstanden in der Regel in meinem Schnurbarte zwei solcher Eiszapfen, die, wenn ich mich lange außerhalb

der Wohnung befand, auch ansehnlich wurden. Wenn ich zufällig oder absichtlich daran stieß, zerbrachen sie eben so leicht, als die an Rinnen, und machten ein ordentliches Geklapper. Wer einen langen Bart trug, war sogar genöthigt, die lange Reihe türkischer Begrüßungen mit stummen Geberden aufzunehmen; denn auch die Gesichtszüge schienen fest gefroren und es wurde schwer, den Mund zu öffnen, um nur ein Wort des Dankes oder der Erwiderung zu sprechen. Man mußte ohne Uebertreibung warten, bis der Bart aufgethauet war.

Eine in der That sonderbare Erscheinung war, daß, sobald die Thür einer unterirdischen Wohnung geöffnet wurde, die eindringende Kälte im Innern derselben eine Art kleinen Schneefalls verursachte, obgleich draußen der Himmel rein und klar war. Wahrscheinlich geschah es dadurch, daß die feuchte und warme Luft dieser Keller in der Nähe der Thüre plötzlich erkaltete und ihre Feuchtigkeit gefror, die dann in kleinen Schneeflocken niederfiel. Wir konnten selbst in unserer Wohnung diese Erscheinung jeden Morgen beobachten, sobald die äußere Thür, die allabendlich geschlossen wurde, sich zum ersten Mal aufthat.

Erserum liegt auf einer ausgedehnten Hochebene, von ungefähr dreißig englischen Meilen Länge und zwanzig Meilen Breite, sechs- bis achttausend*) Fuß über dem Meere. Es ist rings von hohen Bergen umgeben, deren viele mit ewigem Schnee bedeckt sind. Die Stadt soll dreißig- bis vierzigtausend Einwohner besitzen; ich glaube jedoch, daß sie nicht mehr als zwanzigtausend hat. Ohne Zweifel war vor den Verwüstungen im letzten russischen Kriege die Bevölkerung größer.

---

*) Der Verfasser liebt die klimatischen Zustände Erserums etwas zu übertreiben. Schon Tournefort, der berühmte Botaniker und Lehrer Linné's, war übrigens erstaunt über das rauhe Klima Erserum's und Armenien's. Hätte er die Höhe über dem Meere gekannt, so möchte es selbst ihm, der zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts den Orient besuchte, nicht aufgefallen sein, daß Erserum trotz seiner südlichen Lage, aber bei einer Höhe von nahe sechstausend preußischen Fuß über dem Meere, mit Königsberg in Preußen, was sechzehn Grad nördlicher liegt, ziemlich einerlei Klima besitzt. Von den Höhenzügen, die übrigens die Ebene von Erserum einschließen, reicht keiner bis zur Schneelinie, weshalb die Behauptung des Verfassers dahin berichtigt werden muß. Nur der Bingöl-Dagh, das ist Berg der tausend Seen, im Süden und hinter den Erserumer Bergen hat einige Stellen, welche zwar unter der Schneelinie liegen, aber ewigen Schnee besitzen.

Anmerk. des Uebers.

Erserum liegt auf einem wenig schiefen Abhange und am Fuße eines zweigipfeligen Berges, der deshalb den Namen Deweh-Dagh, d. h. Kameelberg führt. Die eigentliche Stadt bildet fast ein Quadrat, und wird von einer doppelten Mauer, welche sich durch eigenthümliche Thürme, in bestimmten Entfernungen von einander gebaut, auszeichnet, umgeben; diese letztern bilden eine Art Fünfeck und es sind auf jeder Seite zwanzig vorhanden. Nur die Südseite, wo die Stadt sich dem Deweh-Dagh zuwendet und jetzt ein großer Theil der Mauern eingefallen ist, scheint keine Thürme gehabt zu haben.

Mitten in der Stadt und auf einer unbedeutenden Erhöhung steht die Citadelle und stellt ebenfalls ein Quadrat dar. In ihr befinden sich einige seltsame alte Gebäude von origineller Bauart und ein Gefängniß, welches ich später beschreiben werde. Ein ziemlich tiefer Graben zieht sich rings um die Mauern herum, insofern er nicht nach und nach mit allerhand Schutt ausgefüllt wurde. Nun folgt die eigentliche Stadt von bedeutendem Umfange, in der der größte Theil der Bevölkerung wohnt.

Innerhalb der Stadt befindet sich noch eine sehr große Schanze, welche zur Vertheidigung gegen die russischen Einfälle aufgeworfen wurde. Sie besteht eigentlich nur aus einem langen breiten und tiefen Graben, der deshalb einer großen Thal-Schlucht ähnlicher erscheint. Ich bedurfte eine lange Zeit, ehe ich begriff, daß die Schanze ein künstliches Werk sei, weil ich außerdem auch gar keine Maßregeln zur weitern Vertheidigung, noch irgend Außenwerke zu sehen im Stande war. Meiner Meinung nach wäre es viel vortheilhafter für die Vertheidigung der Stadt selbst, wenn sie gar nicht vorhanden gewesen, denn ich glaube, daß sie nicht fünf Minuten auch, nur wenige, Russen aufhalten könnte. Meiner Meinung dürfte es eher eine freundliche Anlage sein, die bei schönem Wetter als Spaziergang zu benutzen wäre. Die Mühe, welche angewendet ist, um so eine Art Befestigung durchzuführen, ist jedenfalls ganz umsonst gewesen.

Die Paläste des Pascha, des Kadi und anderer hohen Beamten liegen innerhalb der Citadelle. Die Thore sind die einzigen Theile an den Gebäuden, an welchen sich einige architektonische Verzierungen in Stein gehauen und mit Inschriften versehen befinden. Von den siebzehn Bädern, die hier sein sollen, war keines besonders schön, obschon alle von außen hübsche Kuppeln hatten, wie man sie auch sonst in schönern Städten sieht.

Die Zahl der Moscheen soll fünfundvierzig betragen; trotz meines längeren Aufenthaltes habe ich aber nicht halb soviel gesehen. Es ist nicht zu leugnen, daß einige derselben ausgezeichnete Gebäude darstellen. Die größte, welche also den Kathedralen unserer Häuptstädte entspricht, hat einen sehr bedeutenden Umfang; mächtige Pfeiler tragen die innen bemalten Gewölbe.

Die schönsten Bauwerke waren für mich einige alte Mausoleen. Sie bestanden aus runden Thürmen von zwanzig bis dreißig Fuß im Durchmesser, die sich in kegelförmige steinerne Dächer verliefen. Sie schienen sehr gut gebaut zu sein nnd waren reich verziert. Es mögen ungefähr zwanzig bis dreißig vorhanden sein. Die Zeit ihrer Erbauung kennt man nicht, so viel ich mir auch Mühe gab, sie zu erfahren; die wahrscheinlichste Annahme ist, daß sie zwischen dem zwölften und sechzehnten Jahrhundert erbaut wurden. Die Vergleichung mit anderen Gebäuden sarazenischen Ursprunges in anderen Ländern spricht dafür.

Unter den übrigen Gebäuden der Stadt zeichnen sich zwei Medressehs, eine Art Akademie oder Collegien, aus. Man kann sie vielleicht auch als eine Art Klöster oder Armenhäuser betrachten. Eine bestimmte Anzahl von Mollahs oder Priester müssen täglich an den Gräbern der Erbauer beten. Das berühmteste Gebäude der Art liegt auf der linken Seite des Haupteinganges zur Citadelle. Ueber dem großen Portale, was die herrlichsten Arabesken und sonstige Sculpturen besitzt, erheben sich zwei prächtige Minarehs, bekannt unter dem Namen Iki-Tschifteh. Sie sind aus vorzüglich gebrannten Backsteinen erbaut und cannelirt, wie ionische Säulen; türkißblaue glasirte Backsteine schließen stets die Vertiefungen ein. Von besonderer Schönheit sieht man sie an den Capitälern, sowie sonst an den Säulen, wo die schöne blaue Farbe gegen den übrigen dunkeln Grund in der That einen magischen Einfluß ausübt. Leider ist das Dach dieses in der That wunderschönen Gebäudes eingestürzt. Die herrlichen Arabesken, welche in einen sehr harten Stein gearbeitet und deshalb unverwüstlich sind, würden den besten Arbeiten der Art, wie sie sich namentlich noch in Spanien vorfinden, an die Seite gesetzt werden können *).

---

*) Dieses Gebäude, was wegen der beiden Minarehs den Namen Tschifteh-Minareh, d. h. Doppelthum, erhalten hat, ist eins der merkwürdigsten Alterthümer im ganzen Oriente. Leider ist es in Folge eines

Die andere Medresseh befindet sich jetzt in dem traurigsten Zustande, indem man eine Kanonengießerei daraus gemacht hat. Das ganze Gebäude liegt sonst zum großen Theil in Trümmern, und was sich einigermaßen erhalten hat, ist verräuchert und beschmuzt. Trotzdem sieht man aber noch deutlich, wie schön das Gebäude dereinst gewesen sein muß.

Erserum besitzt zwei griechische und zwei armenische Kirchen, die aber beide sehr klein und im Innern außerordentlich dunkel sind, zumal ihr Raum außerdem beengt ist. Ihre Mauern sind außerordentlich dick und von Stein erbaut. Dem Anscheine nach sind sie sehr alt; weiter hatten sie aber keinen Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit. In der größesten befindet sich ein berühmtes Wunderbild des heiligen Georg. Neben ihr erbaute man eben eine neue hübsche Kirche von ziemlichem Umfange, welche

---

Erdbebens im Spätjahre 1843 zum großen Theil eingestürzt. Zum Glück besitzen wir von ihm durch den Franzosen Texier und unseren Landsmann Karl Koch sehr genaue Beschreibungen; der Erstere hat uns sogar in seinem großen Werke ausführliche Zeichnungen überliefert. Dem Letzteren verdanken wir aber die erste Kunde über seine Erbauung, indem er hoch oben an dem einen Minareh eine Inschrift entdeckte, die Professor Stickel in Jena entziffert hat; darnach geschah die Erbauung im Jahre 351 der Hedschra, also 935 der christlichen Zeitrechnung. Die eine Inschrift heißt: „Der Gottesdiener-Sitz ist dies zu schauen. — Vernimm unsere Auskunft: In der Zeit des Chalifats des Sultans Malek-Khan, dessen Geburt Gott ewig dauernd mache! war es, während ich aus Choresmien einen Zug nach der Stadt Rum (d. i. Rom, daher Arsrum oder Erserum) machte, daß in der Zeit, als ich diese Gegend erreichte, ich den allergenehmsten Ruheort hatte; daraus kam mir die Lust, irgend ein Gebäude einzurichten, welches in alle Zeiten unsere guten und frommen Thaten verewigte. Eine Moschee und einige Zellen gründe ich, damit die Wissenschafts-Beflissenen darin Wohnung haben; und dieses Gebäude verlasse ich also, daß, wenn es verfällt, man Eifer und Kunst auf den Bau verwende. Der Genuß von sieben Werkstätten und Ländereien, die in meinem Bereiche sind, der Genuß hiervon und zehn Malter Körner sind die Vermächtnisse des Sultan Malek-Khan, die in bester Beschaffenheit jedes Jahr als Steuer zur Einnahme kommen sollen.“ Das Tschifteh-Minareh besteht aus zwei von Nord nach Süd sich hinziehenden Flügeln von 144 Fuß Länge und 40 Fuß Breite, die einen 43 Fuß breiten Hof umschließen. Nach vorn trägt der letztere den Ueberbau von 40 Fuß Länge, durch den der Eingang führt, und der vorn das schönste Portal im sarazenischen Style besitzt. Auf beiden Seiten sind die beiden ebenfalls schon erwähnten Minarehs. Nach hinten wird der Hof durch ein Mausoleum, zum Theil aus dem schönsten weißen Marmor in großartigem Style aufgeführt, das leider ganz verfallen war, begrenzt.

Anmerk. des Uebers. aus Karl Koch's Wanderungen aus dem Orient, 2. Band, Seite 283.

wohl jetzt vollendet sein mag; sie hat die Form einer Basilika und ist mit einer gewölbten Kuppel versehen.

Da gut behauene Steine wegen des Mangels an geschickten Steinmetzen sehr kostspielig sind und daher auch nur mit großem Aufwande für die Kirche zu beschaffen waren, so mußten die schlauen Priester darauf denken, auf eine geschickte Art auch die Mittel dazu zu erhalten, um sie wenigstens für die nothwendigsten Theile, also für Ecken, Pfosten und Fensterbrüstungen benutzen zu können. Bei aller Frömmigkeit spiegelten sie daher den Gläubigen vor, wie unnütz doch den Verstorbenen die Grabsteine wären, und daß es dagegen eine verdienstvolle Handlung gegen Gott und die Mitbrüder sei, wenn man diese sämmtlich, vorausgesetzt, daß man gar nicht mehr wüßte, wessen Grab sie bedeckten, zum Weiterbau der Kirche zur Verfügung stelle. Sie wußten es ihren Beichtkindern so einleuchtend zu machen, daß man sich wahrhaft beeilte, einen Stein nach dem anderen von den Gräbern auf dem Gottesacker, ja sogar der Seinigen, zu nehmen, und ihn, oft auf eigenem Rücken, zur Kirche zu bringen. So schritt der Bau schnell vorwärts. Allem Anschein nach muß es eine hübsche Kirche geworden sein, die auch fest und stark genug sein mag, um dem rauhen Klima und vor allen den Schneemassen, welche alle Jahre mehrere Monate darauf liegen, Trotz zu bieten.

Endlich erhielten wir ein besonderes Haus zu unserer Aufnahme; obschon gerade nicht so groß als einige andere hoher Beamten, war es doch eins der besseren in Erserum. Seine Beschreibung möchte wohl am Besten im Stande sein, einen Begriff von den Wohnhäusern überhaupt zu geben. Es hatte eine freundliche Lage auf der Höhe eines Hügels und in der Nähe der Wohnung des russischen Commissairs; anderen Theils war es aber auch nicht weit entfernt von den englischen und russischen Consulatsgebäuden. Durch schmale Fenster sahen wir längs eines kleinen mit Häusern auf beiden Seiten besetzten Thales auf die Mauern und Thürme der Citadelle, welche dem Hügel, worauf wir wohnten, gerade gegenüber lag. Die Mauern mit den Thürmen und das Hauptthor mit seinen beiden hübschen Minarehs hatten wir zur Linken. Weiter hin breitete sich die große Ebene mit dem Euphrat in der Mitte aus; zur Rechten erhoben sich die Höhen, über die wir hergekommen waren. Aus dem Ebengesagten kann man auf die Aussicht schließen, die wir hatten und die vielleicht zu den besten gehörte, die man haben konnte.

Die Wohnung selbst erschien, wie die meisten Häuser der Angesehenern, solid gebaut, und zwar aus rohen Steinen mit ganz besonders großen Blöcken auf den Ecken. Das Dach war flach und mit grünem Rasen gedeckt. Die Fenster ähnelten mehr den Schießscharten, die Thür hingegen einem großen Bogen, durch welchen man zunächst in eine dunkle Halle, vom Ansehen eines Grabgewölbes, gelangte. Zur Rechten befanden sich die Ställe, zur Linken hingegen die Küche, die Bedientenstuben und einige andere Zimmer, während vorn eine dunkle steinerne Treppe auf die obere Terrasse führte. Dort war ein kleiner Garten oder eine Art Hof, wo wir auf der einen Seite einen Blumengarten anlegten, während auf der anderen Seite ein Verschlag zum Aufenthalte einiger englischen Doggen, zweier persischen Windspiele und eines armenischen Dachshundes diente. Außerdem besaßen wir neunzehn Lämmer, welche auf dem mit Rasen belegten Dache, also auf dem höchsten Theile des Hauses gras'ten; dorthin wurden sie an jeden Morgen gebracht, ausgenommen, wenn etwa der Wind so heftig war, daß die Thiere in Gefahr geriethen, heruntergeblasen zu werden. Ferner hatten wir eine Anzahl Schafe mit breiten Fettschwänzen, die alle Morgen von einem Hirten, welcher alles Vieh aus diesem Stadttheil auf die Weide trieb, ausgeführt wurden. Im Durchschnitt besaß jede Familie einige Stück.

Was nun unsern Hausstand anbelangte, so bestand dieser noch, außer uns und unseren Dienern, aus einer wunderschönen persischen Katze, mit einem dunkeln Fleck auf dem Rücken und einem anderen auf dem Schwanze. Diese Art Katzen haben langes, fast bis zum Boden reichendes und seidenweiches Haar und sollen aus der Gegend von Wan stammen. Endlich lebten bei uns noch fünf Tauben, eine Henne, die letzte einer ganzen Schaar, die eben sämmtlich bis auf die eine, als Opfer unseres Hungers gefallen waren, und aus einer Haselmaus, welche in einem besonderen Käfig von Messing lebte und mit allerhand Gebäck ernährt wurde.

Sämmtliche uns zur Verfügung gestellte Gebäude, mit Ausnahme des überbauten Vorhofes und des Stalles, besaßen eine Art Garten auf dem ein Stockwerk hohen und terrassenartigen Dache, welches, wie schon gesagt, mit Rasen belegt war. Die Küche und einige andere Räume wurden von oben durch ein Fenster im Dache erhellt. Unsere Wohnungen, welche sich im Stockwerke befanden, hatten zwei Reihen kleiner Fenster

übereinander, der Speisesaal und das Vorzimmer jedoch nur eine einzige Reihe, die aber stets viel zu hoch waren, um hinaussehen zu können. Dagegen konnte man aus dem Garten oder von der Terrasse des nächsten Hauses ganz bequem hereinschauen. Alle Wände waren nur geweißt, während die Decke aus ziemlich flachem und hölzernem Tafelwerk, was zum Theil seltsam geschnitzt und bemalt war, bestand. Blaues Tuch bedeckte anstatt der Teppiche den Boden, und an den Seiten standen Diwans mit rothem Tuch überzogen. Ein Dutzend Stühle und einige Tische, welche mit Decken versehen waren, gehörten ebenfalls zu unserer ziemlich einfachen Einrichtung.

Eine große Schwierigkeit, wie man sie sich bei uns gar nicht denken kann, machte uns das liebe tägliche Essen und Trinken. Wir waren gezwungen, mit Ausnahme des Brotes und Fleisches, Alles auf Pferden von Konstantinopel kommen zu lassen; dabei hatten wir auch noch den Aerger, daß ein Drittheil von den Eßwaaren gewöhnlich verdorben ankam, oder daß die Gefäße zerbrochen waren. Zu den theuren Luxusartikeln gehörte auch das Glas zu den Fenstern, das gemeiniglich durch geöltes Papier ersetzt wurde. Um doch aber die Möglichkeit zu geben, irgend einmal zu sehen, was draußen vorging, wurde hier und da ein Stückchen Glas mitten in das geölte Papier gesetzt. Um es allenthalben anzubringen, gehörte aber ein voller Beutel dazu.

Das Holz war leider ebenfalls ein sehr theurer Artikel, wie man sich wohl denken kann, weil es dreißig Stunden im Umkreise gar keine Wälder gab. Ich glaube aber keineswegs, daß das Klima etwa für unsere Waldbäume in Armenien zu rauh ist, denn im Hofe eines Nachbars standen einige Pappeln von gutem Ansehen. Das gemeine Volk denkt aber nicht daran, Bäume anzupflanzen *); daß demnach auch der Gartenbau auf niederer Stufe steht, leuchtet wohl von selbst ein. In der Nähe sah ich jedoch einige Felder mit ungeheuren Kohlköpfen bepflanzt.

Die Häuser in den Dörfern sind in Armenien von denen in den Städten wenig verschieden; in der Regel nur noch erbärmlicher. Die Art

*) Die Holzlosigkeit zeichnet ganz Armenien aus. Man erzählt sich übrigens, daß früher in Erserum in allen Höfen Bäume, besonders Weiden, gestanden haben. Als die Russen jedoch im letzten Kriege mit der Türkei Erserum erobert hatten, brauchten sie Brennmaterial und schlugen deshalb die schönen Bäume um. Seitdem hat Niemand wieder einen Baum gepflanzt, damit den Russen nicht später von Neuem Brennmaterial geboten würde. Anmerk. d. Uebers.

und Weise, wie ein Haus gebaut wird, ist folgende: Zuerst wird der Umfang, der im Durchschnitt einen englischen Morgen beträgt, umstochen und dann der ganze eingeschlossene Raum, ungefähr bis zu einer Tiefe von fünf Fuß, ausgegraben. Ein Theil von funfzig bis hundert Fuß Länge und Breite wird gleich für den Viehstall, den wichtigsten Theil der ganzen Wohnung, abgeschieden. Nun hat man sich schon früher aus weiter Ferne einige Bäume angeschafft, und die Stämme in Stücke von acht bis neun Fuß, der gewöhnlichen Höhe der Zimmer, geschnitten. Diese Stücke dienen dazu, um das Dach des Stalles zu tragen, und werden zu diesem Zwecke in zwei oder vier Reihen eingeschlagen. Die stärkeren Aeste legt man, wie sie sind und ohne irgend nur vorher im geringsten behauen zu sein, kreuzweise als Balken von Pfeiler zu Pfeiler, darüber breitet man nun wiederum die dünnern Aeste und endlich darüber das Reisicht, bis sonach also der ganze Baum verbraucht ist. Das Reisicht wird zuweilen vorher in Bündel gebunden und so benutzt. Auf dieses streut man nun Erde und tritt sie möglichst fest, zuletzt legt man die Rasenstücke darüber.

Rund um den Stall werden ohne bestimmte Ordnung kleinere Räume angelegt, die ebenfalls, wenn sie irgend einen Umfang von Bedeutung besitzen, ebenso wie der Stall mit Pfeilern gestützt werden. In größern Häusern hat man oft zwei Ställe. Der Raum, welchen das Haus eines Reichen einnimmt, ist daher in der Regel sehr bedeutend. Die kleineren Zimmer werden durch Mauern aus rohen Steinen von einander und von dem Stalle geschieden und ganz einfach mit Lehm oder Schlamm ausgekleidet. Die Decke besteht hier aus kreuzweise liegenden Balken, wodurch sich eine Art von niedriger, viereckiger Kuppel bildet.

Diese Räume dienen zum Theil als Vorrathskammern und zum Theil aber auch als Wohnzimmer, namentlich für die Frauen. Ein jeder hat der Thür gegenüber einen steinernen Feuerherd, im Dache hingegen und zwar meist über der Thür, ein Fenster von ungefähr achtzehn Zoll ins Geviert. Statt der Scheiben dient auch hier geöltes Papier. Von Außen sieht eine solche Fensteröffnung einem Maulwurfshaufen ähnlich, während sie von innen aus betrachtet einen Trichter, der sich allmälig erweitert, darstellt. Sie hat stets die Einrichtung, daß das Licht nach der Mitte des Zimmers zufällt. Auf dem Herde unterhält man fortwährend ein Feuer von getrocknetem Kuhmist oder kleingeschnittenem Stroh. Ueber

ihm hängt meist eine eiserne Lampe von einfacher Construction, welche, obwohl schon durch das Herdfeuer etwas Helligkeit hervorgerufen wird, doch nur während der langen Winterabende eine sehr trübe Erleuchtung erzeugt. Auf jeder Seite des Herdes steht ein Diwan, der gewöhnlich mit den schönsten kurdischen, fast unverwüstlichen Teppichen bedeckt ist. An Pflöcken in der Mauer hängen die Flinten und Pistolen, aber auch verschiedene Kleidungsstücke und dergleichen mehr. Einige Zimmer haben immer eine bessere Einrichtung. Zunächst ist der Boden mit dem Tekkeh, einem dicken, grauen Filze bedeckt, worauf wiederum bei reichern Leuten persische Teppiche, mit den schönsten Farben geschmückt, ausgebreitet sind. Ungefähr in der Mitte des Rauchfanges befindet sich eine hölzerne Klappe, welche vermittelst einer Schnur willkürlich geöffnet und geschlossen werden kann, im letztern Falle namentlich, um keine Kälte hereinzulassen. Dann entweicht aber auch der Rauch nicht, der alsbald das ganze Zimmer ausfüllt. Der Rauchfang ist außerhalb nur wenig über dem Boden erhaben und kann mit einem breiten, flachen Steine bedeckt werden, damit kein Schnee oder Regen herein fällt. Es kommt bisweilen vor, daß auf dem Dache spielende Kinder und die dort grasenden Lämmer durch den Rauchfang fallen.

Diese mehr unterirdischen Wohnungen lehnt man am liebsten an einen Abhang und benutzt dann sogleich die Erde, um sie auf den Seiten aufzuwerfen. Bei dieser Art Häuser zu bauen, darf es auch nicht auffallen, daß man von außen oft gar keine Spur einer Wohnung entdecken kann. Der Eingang befindet sich vorn. In diesem Falle liegt gewöhnlich das Dach mit dem Boden des Abhanges in gleichem Niveau. In der Regel erkennt man die Wohnungen nur an den den Thüren gegenüberliegenden Haufen zum Brennen getrockneter Kothstücke, sowie an dem herumstehenden Vieh. Während der acht Wintermonate ist es noch schwieriger, die menschlichen Wohnungen aufzufinden.

Ein zum Theil eingestürztes und verlassenes Haus ist für Fremde, die es gar nicht ahnen, selbst gefährlich, indem sie mit den Pferden sehr leicht durchbrechen und Schaden nehmen können.

Wie man schon aus der Beschreibung des Hauses ersehen konnte, ist der bemerkenswertheste und wichtigste Theil der Viehstall, welcher oft gegen sechszig Stück verschiedener Hausthiere fassen kann. Während des

ganzen langen Winters verlassen oft die Bewohner ihren Stall nicht ein Mal. Durch deren Ausdünstungen wird in der Regel das ganze Haus ziemlich warm erhalten. Außerdem liefert das Vieh auch durch seinen Koth das sonst noch nöthige Brennmaterial für den ganzen Haushalt. Seine Hauptnahrung ist Stroh, was zu Häcksel geschnitten wird. In einem Winkel dieses dumpfen Stalles, und zwar meistens in der Nähe der Thür, befindet sich ein erhöhter und viereckiger Verschlag, meist drei Fuß über dem Boden. Auf zwei Seiten wird er von der Wand begrenzt, während an der dritten sich gewöhnlich der Feuerherd befindet, und die vierte den Eingang besitzt. Dieser abgeschlossene und wärmste Theil des Stalles ist der Selamlük oder das Empfangszimmer. Dort sitzt meist der Herr des Hauses und empfängt seine Gäste, die, wenn sie an dergleichen Wohnungen sich noch nicht gewöhnt haben, nicht ohne Mühe sich zurecht finden. Es kommt noch dazu, daß der ganze labyrinthartige Raum sehr schwach beleuchtet ist; wenn man aus dem hellen Tageslichte eintritt, ist die Dunkelheit deshalb noch größer. Unter dem Verschlage liegen die Hunde, welche jeden Fremden mit lautem Gebell empfangen. Der Selamlük ist mit Diwans und Teppichen reichlich versehen; Waffen und Pferdesättel hängen an der Wand. Neben ihm sind zunächst die Pferde des Herrn angebunden, worauf die Kühe und das übrige Vieh folgen. Häufig sieht man zwischen den Pferden ein großes, fettes Schaf; in der That eine eigenthümliche Sitte. Bei einigen kurdischen Stämmen soll sogar ein junges Schwein in den Pferdeställen unterhalten werden, eine Gewohnheit, die sonst zu den Mohamedanern, welche die Schweine als unrein betrachten, gar nicht paßt. Die Schafe treiben sich gewöhnlich zwischen den Kühen frei herum, während außerdem aber noch zahlreiches Federvieh den geräumigen Stall bewohnt. Einige graue Katzen gehören in Armenien ebenfalls zum Hausstand; sie haben ihren bestimmten Platz auf den Diwans sowohl neben dem Herrn, als auch neben der Frau und den übrigen Gliedern einer Familie. Zwischen der Thür und den erhöhten Selamlük ist noch ein freier Raum übrig gelassen, der eine Art Vorzimmer von ungefähr sechs Fuß Breite bildet. Wer auch kommen mag, ein Mensch oder ein Stück Vieh, passirt vor den Augen des Herrn.

Der Haupteingang, der von außerhalb führt, hat eine äußere und innere Thür. Die erstere ist gewöhnlich aus dicken Brettern verfertigt, die

innere hingegen in den verschiedenen Häusern auch sehr verschieden. Der Eingang ist nothwendigerweise stets so groß, daß die Pferde und das Vieh bequem ein- und ausgehen können. Im Winter werden die Thüren immer verschlossen gehalten, weil die Kälte, wie oben schon gesagt, in Armenien so bedeutend ist, daß Menschen, wenn sie nicht sehr warm angezogen sind und die sich nur einige Zeit draußen aufhalten müssen, leicht erfrieren.

Fünftes Kapitel.

Die Grenzfrage. — Kurdische Häuptlinge. — Tortur des Armeniers Artin. — Zustand der Gesellschaft in der Türkei. — Hinrichtung eines Kurden.

Eins der wichtigsten Geschäfte in Erserum für uns war, die Grenzen zwischen der Türkei und Persien zu regeln und dabei den beständigen Räubereien der hier wohnenden Kurden ein Ende zu machen. Zu diesem Zwecke wurden die betreffenden Häuptlinge vor eine Commission, die aus einem türkischen, einem persischen, einem russischen und einem englischen Bevollmächtigten bestand, geladen und vernommen. Ueber die Unterhandlungen wird später gesprochen.

Bald nach meiner Ankunft wurde ich zum Pascha eingeladen; ich fand mich daher um die Visitenstunde, nämlich gegen ein Uhr, in dessen Schlosse ein. An dem Thore wurde ein schönes Pferd von einem Neger gehalten, während ein Beduine daneben auf der Erde saß. Der Zaum bestand aus einer rothseidenen dicken Schnur, während der Sattel zwar ein ganz gewöhnlicher war, wie man sie unter dem Namen der arabischen kennt, aber auf einer prächtigen Schabracke lag, die, aus rother Seide verfertigt, mit zwei Zipfeln, so lang als das Pferd selbst, endete. Die Steigbügel erschienen besonders schön gearbeitet und mit Silber ausgelegt. Unter der einen Sattelklappe, und zwar auf der rechten Seite, hing eine große Keule. Das Pferd gehörte dem Scheich Thamir, dem Häuptling des Chaabstammes. So lange ich mir das Pferd ansah, präsentirte der türkische Posten sein Gewehr; er war wohl froh, als ich endlich eintrat.

Die Treppe in dem Schlosse des Gouverneurs glich in der That mehr einer Hühnerstiege, während das geräumige Vorzimmer, wo sich die Diener aufhielten, eher einer Scheune in England ähnelte. Hier wurde ich schon von dem neu ernannten Pascha Everi Effendi empfangen und alsbald auch in das Zimmer geführt, wo die erste Berathung vor sich gehen sollte. Ich fand eine so interessante Gesellschaft, wie ich sie jemals zusammen sah. Außer dem Pascha selbst hatten sich von den wichtigeren Personen eingefunden: Osman Pascha, Gouverneur von Sohab, der oben bereits erwähnte Scheich Thamir und Abdel-Kader Effendi, Chef-Secretair der Regierung zu Bassorah. Diese Drei hatten ernste und gewichtige Mienen angenommen und trugen lange Bärte. Ihre alttürkische Kleidung besaß die grellsten Farben und ungeheure Turbane aus Kashmir-Shawls angefertigt, bedeckten die Häupter. Außer uns waren noch fünf Türken in moderner Staatskleidung gegenwärtig. Die drei Commissaire saßen nebst zwei Dolmetschern oder Uebersetzern auf den Diwans unter den Fenstern. Der Pascha Everi Effendi selbst hatte ein Kissen am Boden eingenommen, während alle Uebrigen zwei Reihen längs der Wände des geräumigen Zimmers bildeten. Wir vierzehn Personen wurden auch von vierzehn Dienern mit Pfeifen und Kaffee bedient. Everi Effendi und die drei Commissaire erhielten vergoldete, die übrigen Personen aber nur versilberte Tassen. Nachdem wir den Kaffee zu uns genommen hatten, wurden die Diener entlassen; bei geschlossener Thür hielten außerdem zwei Soldaten mit Flinten Wache. Zuerst erhob Everi Effendi seine schwache Stimme und setzte auseinander, daß sowohl die an der Grenze wohnenden Häuptlinge, sowie die übrigen Herren, welche zur Berathung gezogen seien, alle Firmans und sonstigen Schriftstücke, die irgend einmal in Bezug auf die Gegenden zwischen Sohab und dem persischen Meerbusen angefertigt worden wären, geprüft hätten und daß die Herren Commissaire zum bessern Verständniß einiger dunklen Stellen noch einige Fragen an die betreffenden Häuptlinge zu richten wünschten.

Die Blicke Aller waren auf mich gerichtet; so wendete ich mich zuerst durch den Uebersetzer oder Dolmetscher an den Herrn von Sohab, Osman Pascha, und legte ihm einige Fragen, welche ich mir schon früher aufgezeichnet hatte, vor. Nach ihm herrscht seine Familie bereits seit sieben Generationen erblich in Sohab. Ich hielt es für nothwendig, das Wich-

tigste aus den erhaltenen Antworten mir aufzuschreiben, erregte aber eben dadurch gerade nicht den Beifall Osman's.

Hierauf wendete ich mich an Scheich Thamir und frug ihn zunächst nach seinem Namen. Er schlug die Augen, welche er bis dahin gesenkt hatte, auf, öffnete hierauf den Mund, indem er zugleich auf Abdel-Kader blickte, und schloß ihn alsbald wieder, ohne nur ein Wort zu sprechen. So wiederholte ich meine Frage über seine Person. Aber immer blieb er stumm, bis endlich Abdel-Kader sich zu ihm setzte und sagte: „Es ist Scheich Thamir." Da wiederholte er mit erhobener Stimme: „Jawohl, ich bin Scheich Thamir, der Sohn Gasbban's, welcher ist der Sohn Osman's, des Sohnes —" „Ich danke Ihnen, für Ihre Familientafel," unterbrach ich ihn, „denn ich wünschte nur Ihren vollständigen Namen zu wissen." Aber Thamir war von nun an in seinem Redefluß nicht mehr aufzuhalten, sondern er fuhr fort, eine lange Reihe von Namen mehr her zu murmeln, als deutlich zu nennen. Endlich schloß er mit den Worten: „Ich bin der Scheich der Scheichs, aus dem großen Stamme der Chaab, Herr des Landes von Ghoban, das meine Vorfahren seit zwei Jahrhunderten besitzen." Als ich ihm noch einige andere Fragen, welche Abdel Kader immer mit einigen Anmerkungen begleitete, vorlegte, sagte er: „Ich habe kein Papier; wir kennen dergleichen nicht. Was weiß ich? Ich bin ein Mann von fünfundvierzig Jahren; laßt mich zufrieden." Man sieht hieraus, wie schwer es war, von diesen wilden Häuptlingen etwas Bestimmtes zu erfahren. Nachdem ich noch an die übrigen verschiedene Fragen gestellt hatte, wurde die Versammlung aufgehoben.

Gegen Abend machten wir einen Spazierritt und kamen zu einigen Zelten, welche der Pascha auf der anderen Seite der Stadt, und zwar an der einzigen Stelle in und bei Erserum, wo einige Bäume und zwar Pappeln standen, hatte aufstellen lassen. Ich fand hier eine Gesellschaft türkischer Großen, als Sabri Pascha, den Befehlshaber der Truppen, einen ägyptischen Pascha, der für Mehemed Ali Pferde aufkaufen wollte, Bekir Pascha, Namik Effendi und einige Andere; zwei kleine Söhne Sabri Pascha's hatten in ihrer bunten alttürkischen Kleidung ein sonderbares Ansehen. Die Zelte waren übrigens prachtvoll; das größte hatte eine Länge von hundert Fuß und war innen ganz mit Seide ausgeschlagen; reiche persische Teppiche lagen auf dem Boden.

Einmal wurde mir hinterbracht, daß ein christlicher Oda Baschi (Wirth eines Karawansarai) von den türkischen Behörden ungerechterweise gefoltert würde, und ich zugleich ersucht, mich des armen Teufels anzunehmen. Die Sache ist interessant und giebt ungefähr einen Begriff von der Gerechtigkeitspflege in der Türkei.

Ein Kaufmann, Namens Mehemed, brachte seine Waaren in ein Karawansarai, Ghenge Aga Chan, und brachte daselbst die Nacht zu. Zwei Soldaten schliefen neben ihm. Am Morgen waren seine Waaren gestohlen; und er klagte deshalb die Soldaten, die allein mit ihm dort übernachtet hatten, des Diebstahls an. Diese leugneten und wurden ohne Weiteres vom Richter entlassen. Eine Türkin, Namens Zeilha, hatte jedoch gesehen, wie beide Soldaten etwas vergruben, und theilte dem Kaufmanne mit, daß wahrscheinlich seine Waaren dort versteckt worden wären. Er begab sich alsbald an Ort und Stelle und fand diese in der That, wenigstens zur Hälfte. Darauf wurden die Soldaten wieder eingezogen und sie gestanden auch, daß sie die Hälfte der Waaren gestohlen hätten, die andere habe der Oda Baschi, ein Armenier, Namens Artin. Diesen schleppte man sogleich vor das Gericht des Kiaja und, da er erklärte, nichts von dem Diebstahl zu wissen, folterte man ihn auf Befehl des Pascha's. Zuerst wurde über den Kopf ein heißes Gefäß von Messing wahrhaft gepreßt, worauf man auf jede Schläfe einen platten Knochen band und diese so lange zusammenschnürte, daß die Augen aus dem Kopf zu treten schienen. Als er noch nicht gestehen wollte, wurden ihm die Vorderzähne, einer nach dem anderen, ausgezogen. Noch nicht zufrieden mit solchen Martern, brachte man noch eine ganze Reihe von Torturen in Anwendung. Endlich hing man ihn an den Händen auf, um ihn in dieser Lage so lange hin und her zu schaukeln, bis er es gestanden haben würde oder gestorben wäre. Während dieses nun geschah, kam seine Frau zu mir und bat mich auf den Knieen, ihren Mann zu retten. Sie schwor hoch und theuer, daß er in der Nacht, wo der Diebstahl stattfand, zu Hause gewesen wäre und gar nicht in dem Karawansarai geschlafen habe.

Nach dem türkischen Gesetze sind zwei unbescholtene Witwen genügend, um Jemand eines Verbrechens zu überführen; nur wo ein Ehebruch stattgefunden hat, bedarf es deren vier. Eine Ehefrau wird nicht als Zeuge angenommen; ebenso ist das Zeugniß eines Christen oder eines

Giaurs überhaupt gegen einen Mohamedaner ungiltig. Aber ebensowohl hatte das Zeugniß jener beiden des Diebstahls überführten Soldaten nach dem mohamedanischen Gesetz ebenfalls keine Giltigkeit. Es unterlag mir daher keinem Zweifel, daß der Oda Baschi ganz willkürlich und auf ungerechte Weise gefoltert sei. Ich ging daher zum Pascha, um ihm die Sache vorzustellen. Er erwiderte jedoch, daß man mich falsch unterrichtet hätte, denn der Mann sei nicht gefoltert worden. „Außerdem," fügte er hinzu, „habe ich Beweise in der Hand, daß der Armenier die Nacht über in dem Karawansarai war. Aus dieser Ursache und auf giltiges Zeugniß hin ist er vom Richter für schuldig befunden worden und mir zur Bestrafung übergeben. Mein gewiß gerechter Wunsch war, daß der Kaufmann Mehemed seine Waaren wieder zurückerhielt. Da aber der Oda Baschi fortwährend leugnete, so erklärte ich ihm, daß mir nichts weiter übrig bleibe, als ihn foltern zu lassen, insofern er nicht gestände, was er mit seinem Antheil am Diebstahl angefangen habe. Auf diese Erklärung wünschte er nun mit den beiden Soldaten, welche die andere Hälfte zu sich genommen hatten, zu sprechen. Ich bewilligte sein Verlangen und schickte ihn in das Gefängniß, was sich in Selim Pascha's Schlosse befindet. Ich traute jedoch keineswegs schon vorher den dortigen Leuten und gab daher heimlich einem meiner Vertrauten den Befehl, sich an einen bestimmten Ort in der Nähe der beiden Soldaten, wo man die ganze Unterredung hören könnte, zu begeben. Dort suchte der Oda Baschi die beiden Soldaten, indem er seinen Antheil an den gestohlenen Sachen nochmals mit ihnen theilen wollte, zu überreden, daß sie ihn für unschuldig erklärten. Zu mir zurückgebracht, fragte ich ihn, was er mit den Soldaten gesprochen habe, und erfuhr natürlicherweise ganz andere Dinge. Nun wiederholte ich ihm seine eigenen Worte. Darüber bestürzt, wagte er kein Wort mehr zu entgegnen. So wurde er in sein Gefängniß zurückgebracht und ich überlege eben, was ich mit ihm anfangen soll. Gefoltert ist er nicht. Uebrigens," so schloß der Pascha, „bin ich bereit, wenn Sie sich für diesen Armenier interessiren, ihn ohne Weiteres frei zu geben. Dieses geschieht aber nur, um Ihnen meine Freundschaft an den Tag zu legen."

Diese Auseinandersetzung änderte allerdings die Sachlage. Ich gestand offen, daß mich hauptsächlich die Folter, diese scheußliche Art, Verbrecher zum Bekenntniß zu bringen, empört hätte. Nach diesen That-

beständen unterliege es auch mir keinem Zweifel, daß der Mann schuldig sei. Ich hätte nur Gerechtigkeit gefordert und bestände jetzt ebenfalls auf der Bestrafung des Verbrechers; nur solle man ihn nicht foltern lassen. Beruhigt ging ich nach Hause. Als ich am andern Morgen erwachte und zufällig zum Fenster hinaus sah, bemerkte ich einen Kurden, den man aufgehängt hatte. Er war ein Mörder, und die Strafe deshalb durchaus nöthig. In einem solchen Lande kann nicht anders Ordnung gehalten werden.

„Es thut mir leid," sagte der Pascha, als ich den Nachmittag wieder zu ihm kam, um über den Ausgang der Angelegenheit des Oda Baschi etwas Näheres zu erfahren, „daß man einen Kurden vor Ihren Fenstern aufgehängt hat; ich hatte allerdings befohlen, daß dieses vor dem Hause des persischen Bevollmächtigten, wo sich der Galgen befindet, geschehen solle; da man ihn jedoch in einem Kaffeehause in Ihrer Nachbarschaft ergriff, so mußte die Hinrichtung auch dort geschehen. Der Kurde ist übrigens ein merkwürdiger Räuber. Ich verfolgte ihn schon" — so erzählte mir der Pascha weiter — „vor drei Jahren, da er viel gestohlen und auch gemordet hatte; aber leider entkam er immer meinen Leuten. Zuletzt stahl er in einem nahegelegenen Thale, wo er arbeitete, ein Pferd und schlug seinen Herrn so über den Kopf, daß er ihn für todt hielt. Ruhig brachte er nun das Pferd nach Erserum, um es zu verkaufen. Sein Besitzer jedoch war von dem Schlage nur betäubt gewesen und erholte sich alsbald. Zufällig kam auch er nach Erserum, sah sein Pferd und ließ den Dieb sogleich verhaften. Als dieser vor das Gericht gebracht wurde, fragte ich ihn, wie er heiße. Nach einigem Schweigen sagte er: das Fatum habe ihn erreicht, er könne und wolle es auch nicht leugnen, daß er derjenige sei, den ich schon seit drei Jahren verfolgt hätte; sein Geschick habe ihn bestimmt, das Pferd zu stehlen und nach Erserum zu gehen. Da sagte ihm aber schon eine innere Stimme, daß er dafür sterben würde, denn seine Zeit sei gekommen."

Auf diese Erzählung des Pascha's erklärte ich, daß Andere hoffentlich eine Warnung darin finden würden. Leider wurde mir aber entgegnet, daß man nicht darauf rechnen könne, indem von zwei Kurden immer einer schon gestohlen habe, also ein Dieb sei. Wenn man hier zwei Menschen beisammen sieht, so denkt gewiß ein Jeder daran, den Andern zu bestehlen.

Ich erwiderte dem Pascha, daß es doch nicht so schlecht mit der Menschheit stehe, denn er und sein College seien doch auch zwei Menschen, die, wenn sie Erserum verlassen würden, hoffentlich Nichts weiter gestohlen hätten, als sein Wohlwollen.

Gegen Abend kam die Frau des Oda Baschi in meine Behausung, um über ihren Mann Erkundigungen einzuziehen; ich erklärte jedoch meinem Diener Paolo Cadelli alsbald, daß ich für ihren Mann nichts thun könnte, da er wirklich der Dieb sei. Paolo war jedoch anderer Meinung und versicherte mir heilig und theuer, daß der Armenier Artin, den er näher kenne, unschuldig wäre. Als Diener des englischen Commissairs habe er Zutritt zu dem Gefängnisse erhalten, und den Oda Baschi von den Folgen der Folter bereits halbtodt gefunden. Kaum wäre er noch im Stande gewesen, noch einmal seine Unschuld heilig zu versichern; man möge ihn tödten, schrie er, denn er könne die Waaren nicht ersetzen, die er nicht habe. „Er ist ein Christ," fügte mein Diener hinzu, „und noch dazu ein Armenier, mit dem die Türken machen dürfen, was sie wollen. Die Soldaten, welche gestohlen und es eingestanden haben, sind nicht gefoltert, aber dieser Mann hat seines Glaubens halber für die eigentlichen Verbrecher büßen müssen."

Ich war von dem, was ich nun wiederum hier vernahm, überrascht und ging von Neuem zu Everi Effendi. Dieser blieb aber bei seiner früheren Behauptung, daß der Oda Baschi nicht gefoltert sei und daß man ihm die Wahrheit gesagt habe. Um mich davon zu überzeugen, befahl er, daß der Armenier Artin hergebracht würde. Da sah er nun freilich, daß dieser doch gefoltert worden war. Er machte dem Kiaja die heftigsten Vorwürfe und befahl, daß der Oda Baschi sogleich am nächsten Tag entlassen werde. Während ich mich noch bei dem Pascha befand, hatte der Aufseher des Gefängnisses den Befehl der Freilassung erhalten und wurde nun um desto wüthender gegen das unglückliche Opfer, da es den Beistand der Franken angerufen hatte. Er ließ mir erklären, daß diese Angelegenheit mit unserer Sendung gar nichts zu thun habe. Anstatt ihn frei zu geben, erklärte er dem Unglücklichen, daß der Pascha den Befehl gegeben habe, ihn im Laufe des nächsten Tages zu hängen. Der fanatische Gefängnißaufseher wagte es jedoch keineswegs, dem Verlangen des Pascha's entgegen zu handeln, und gab den Armenier am andern Tage wirklich frei.

Artin kam voll des Dankes alsbald zu mir. Er hatte ein gutes Aussehen und mochte ungefähr fünfunddreißig Jahre alt sein. Wie alle Armenier trug auch er eine blaue Kleidung. Nach ihm war er auf Befehl des Kiaja Bey gefoltert worden. Die beiden Soldaten, die eigentlichen Urheber des Diebstahles, wurden, wie später der Kaufmann Mehemed mir berichtete, verurtheilt, auch die andere Hälfte der gestohlenen Waaren zu ersetzen.

Aus diesem einfachen Hergang der Sache sieht man, daß sich die niederen Beamten manche Ungerechtigkeit erlauben, die keineswegs zu den Ohren ihrer Oberen gelangt; es ist aber eine bekannte Thatsache, daß niedere Beamte gewöhnlich heroischer und eigenmächtiger handeln, als höhere. Es ist nicht zu leugnen, daß der Pascha selbst wohlwollend war und stets das Beste wollte; aber es fehlte ihm an genügender Kenntniß, um überall den Erpressungen und Quälereien, die sich seine Untergebenen, wie in der guten alten Zeit, erlaubten, entgegenzutreten. Die niedere Beamtenwelt scheint nicht wissen zu wollen, daß sich die Sachen jetzt geändert haben. Man muß übrigens offen gestehen, daß im Allgemeinen Verbrechen in der Türkei weniger begangen werden, als in England. Jeder türkische Soldat ist verpflichtet, solche Rohheiten der unteren Beamten, von denen ich eben Beispiele gegeben habe, auf alle mögliche Weise zu hindern, Doch haben sie mit sehr großen Schwierigkeiten in einem Lande zu kämpfen, wo die Beamten seit langer Zeit gewöhnt sind, ihre Unterthanen auszuplündern. In der Regel verlassen sich diese rohen Menschen auf die Unzugänglichkeit und weite Entfernung der höheren Beamten, sowie auf die Unkenntniß der gewöhnlichen Leute im Schreiben u. s. w., wodurch es diesen schwer wird, ihre Klagen dem Pascha oder Sultan vorzubringen. Vor Allem ist der letztere selbst ganz besonders bemüht, solche Misbräuche abzuschaffen und überhaupt Gleichheit vor dem Gesetze anzuerkennen. Ich habe später vernommen, daß nach meiner Abreise im Paschalik von Erserum jede Tortur gesetzlich verboten wurde; freilich ist die Ausführung dieses Gesetzes in den Felsenschlössern der halb unabhängigen Kurden-Häuptlinge außerordentlich schwierig.

Fünftes Kapitel.

Armenien.

Jetzige Eintheilung Armeniens. — Bevölkerung. — Sitten und Gewohnheiten der Christen. — Ueberlegenheit der Mohamedaner.

Das früher sogenannte Armenien ist jetzt in zwei Theile zerrissen; der kleinere von ihm gehört zu Persien, den größeren umfaßt das türkische Paschalik von Erserum in sich *). Die Stadt Erserum, oder richtiger Arsrum, hieß früher Theodosiopolis. Armenien ist ein rauhes und gebirgiges Land, ohne irgend eine Verbindung mit dem Meere. Obgleich merkantilisch von keiner besondern Wichtigkeit, ist es doch immer schon seit Jahrhunderten ein Zankapfel der mächtigeren benachbarten Reiche, früher Persiens und des byzantinischen Kaiserreiches, und in unsern Tagen Persiens und der Türkei gewesen. Eine Wichtigkeit erhält es allerdings wegen der Handelsstraße, welche durch Armenien geht und die Vermittelung zwischen diesen beiden genannten Reichen bildet. Die Macht, diese Straße stets offen zu erhalten, und den Durchgang der aus den Erzeugnissen anderer Länder bestehenden Karawanen zu erlauben, liegt hauptsächlich in den Händen des Militairgouverneurs von Erserum.

Die Zahl der Einwohner des Paschaliks beläuft sich auf ungefähr eine Million; in frühern Zeiten mag sie wahrscheinlich größer gewesen sein. Die hauptsächlichen Städte sind: Erserum mit 30,000 Seelen;

*) Der Verfasser scheint gar nicht zu wissen, daß in dem letzten russisch-persischen Kriege im Jahre 1827 ein Stück Armeniens von den Russen erobert und zurückbehalten wurde. Wenn auch dieses, die heutige Provinz Eriwan, keineswegs eine bedeutende Ausdehnung besitzt, so ist es doch dadurch von besonderer Wichtigkeit, daß der armenische Papst, der Patriarch von Etschmiadsin, darin seinen Wohnsitz hat und natürlicher Weise auf alle Armenier einen großen Einfluß ausübt, der auch von Seiten Rußlands redlich benutzt wird. Noch früher übrigens, in dem ersten Jahrzehend unseres Jahrhunderts, kam die selbstständige Herrschaft Karabagh, ebenfalls eine armenische Provinz, unter Rußlands Oberhoheit.

Kars, das 20,000 Einwohner enthalten soll, Wan mit 20,000, Musch und Baiburt, jede mit 8000 Seelen. Der türkische Generalgouverneur, der eben der Pascha von Erserum ist, hat gewöhnlich eine bewaffnete Macht von 25,000 Mann regelmäßiger Truppen zu seiner Disposition; aber es steht ihm frei, natürlich auf seine Kosten, sich noch eine ansehnlichere Macht durch Errichtung einer irregulärer Cavalerie zu verschaffen. Die kühnen Gebirgsvölker sind meistens gute Schützen und verstehen mit den Büchsen vortrefflich umzugehen. In ihren Sitten gleichen sie in vieler Hinsicht den Tyrolern und würden eine vortreffliche Infanterie abgeben können.

Der größere Theil der Bevölkerung besteht aus Mohamedanern, die sich aber nicht Türken, was in der ganzen Türkei mehr eine Art Schimpfwort ist, sondern Osmanlis nennen. Das Wort Türke wird sonst auch, aber nicht in diesem Lande, häufig zur Bezeichnung der Turkomanen, sowie der übrigen Stämme echt türkischer Abkunft, welche an der persischen Grenze wohnen, angewendet. Die Christen bestehen zum geringen Theil aus Griechen, Nestorianern und Katholiken, während bei Weitem die meisten, welche auch hauptsächlich von den alten Bewohnern des Landes abstammen, sich zur armenischen Kirche bekennen.

In Sitten und Gebräuchen sind die Christen aber den Türken vollkommen gleich; es gilt dieses selbst auch zum Theil von der Kleidung und von der ganzen Lebensweise. Aus dieser Ursache ist es deshalb außerordentlich schwierig, eine türkische Familie von einer armenischen zu unterscheiden. Es ist dieses übrigens nicht blos hier im Allgemeinen der Fall, sondern häufig auch selbst in Konstantinopel. Nur steht der Armenier in jeder Rücksicht auf einer tiefern Stufe. Er ist unsicherer in seinen Bewegungen und hat nicht die Würde und Festigkeit, welche der Osmane in seinem Benehmen zeigt.

Mehr als 100,000 (?) Armenier leben in Konstantinopel; diese sind allerdings nicht so unwissend und wissen sich auch ganz anders zu benehmen, als ihre Landsleute in dem eigentlichen Armenien, welche einen schläfrigen und tölpischen Menschenschlag abgeben *). Die Bewohner

*) Zur Ehre der christlichen Armenier müssen wir jedoch widersprechen, da umgekehrt den Türken die Attribute „schläfrig und tölpisch" eher zu-

von Städten machen allerdings eine Ausnahme; diese sind schlank, flink und thätig, namentlich wo es Geld zu erwerben giebt. Man könnte sie deshalb mit vollem Rechte die Juden des türkischen Reiches nennen, so schlau und geschickt, sowie unternehmend, sind sie in allen Handelsgeschäften.

Jedes türkische Dorf erwählt sich seinen Kadi, eine Art Schulze oder Bürgermeister selbst; dasselbe gilt von den christlichen Dörfern, wo aber der Aelteste, in der Regel Ak-Sakal, d. i. Weißbart, genannt wird. Beide sind in allen Angelegenheiten für die Regierung die verantwortlichen Vertreter des Dorfes, woraus, wie man sich wohl denken kann, mitunter eine schwierige Stellung hervorgeht.

Die armenischen Frauen leben wie die Türkinnen getrennt von den Männern in einem abgeschlossenen Raume, dem Harem. Die Hausfrau steht der Küche vor, sammelt Vorräthe und besorgt Alles, was namentlich für den Winter nothwendig ist. Sie versteht es meisterlich, sich zum Vortheil ihrer Figur und mit einer Art Koketterie in ihren Jaschmak (ein großes Tuch, was sie den Blicken fremder Männer entziehen soll) oder Shawl zu hüllen. In Konstantinopel sind die Armenierinnen wegen ihrer Schönheit, namentlich wegen ihrer schönen Augen und der schwarzen, zierlich gewölbten Brauen, berühmt. In Armenien bedienen sich die niedern Frauen, wenn sie ausgehen und um sich einzuhüllen, eines groben, weißen Zeuges, was mir aus demselben Stoffe, welcher in Europa zu Flaggen gebraucht wird, angefertigt zu sein scheint. Es ist eine Art Wolle, die prächtige Farben annimmt. Bei den reichern Frauen ist der Jaschmak sehr weit und hat bisweilen eine Scharlachfarbe; häufiger jedoch ist er

---

kommen. Namentlich in Gegenden, wo die Armenier noch eine gewisse Selbstständigkeit haben und weniger unter dem Drucke der fanatischen Mohamedaner leben, haben sie ein wohlgefälliges Aeußere und unterscheiden sich wesentlich durch Fleiß und rastlose Thätigkeit von ihren islamitischen Landsleuten. Was der Verfasser hingegen von den Armeniern in den Städten spricht, ist ganz richtig, ja man hält sogar allgemein die armenischen Kaufleute noch für trügerischer und ränkevoller, als die Griechen, die wiederum hierin selbst die Juden übertreffen.

Anmerk. des Uebers.

weiß oder blau. Auch die Schleier sind weit kostbarer, als man sie in Konstantinopel und Aegypten sieht.

Die Armenierinnen sind keine schlechten Köchinnen und besitzen einige Gerichte, die ganz vortrefflich sind. Ein Stück Hammelfleisch mit Quitten geschmort ist für einen, besonders hungrigen Reisenden ein vorzüglicher Leckerbissen. Auf dem Dorfe lebt man, wie schon erzählt, in seinen unterirdischen Viehställen. Die Armenier treiben meistens Ackerbau, besitzen aber auch deshalb nicht, wie die Turkomanen, Kurden und Araber, so große Schaf- und Rinderheerden. Sie sind zwar ein friedfertig aussehender Schlag Menschen, aber kühn, thätig und von Jugend auf an Arbeit und Abhärtung gewöhnt.

Die Ueberlegenheit der Mohamedaner über die Christen kann nicht verfehlen auf jeden gebildeten Europäer, welcher längere Zeit unter diesen Leuten gelebt hat, einen angenehmen Eindruck zu machen und zwar umsomehr, da diese Ueberlegenheit sich im ganzen türkischen Reiche kundgiebt. Sie läßt sich aus der Unterdrückung, welche die türkischen Eroberer seit Jahrhunderten schon gegen die christlichen Unterthanen ausgeübt haben, einigermaßen erklären; doch kommt noch ein wesentlicher Moment hinzu, daß nämlich der Türke den Geboten seiner Religion gehorcht, nicht aber der Christ. Ferner, der Türke trinkt keinen Wein, der Christ hingegen besäuft sich oft; der Türke ist durchaus ehrlich und der türkische Bauer ist ein wahres Muster von Biederkeit, der Christ hingegen lügt und trügt, wo er kann; seine Religion ist so überwuchert vom Aberglauben, daß sie gar nicht im Stande ist, ihn auf den rechten Weg zu führen. Es wäre wohl ein äußerst schwieriges, wenn nicht geradezu unmögliches Werk, aus dem Christenthume im Oriente, was eher ein Sammelsurium abgeschmackter Gebräuche ohne allen christlichen Geist bildet, die reine Lehre der Apostel herauszufinden. Dieser Aberglaube tritt ganz besonders bei den Bewohnern entlegener Dörfer und zwar ohne Ausnahme unter all den verschiedenen christlichen Sekten in dem Reiche des Sultans hervor. Diese Unwissenheit und Verwirrung der Begriffe scheinen schon seit Jahrhunderten geherrscht und in Folge davon alle Bande der Moralität gelös't zu haben. Es gilt dieses durchaus von allen

Völkern, welche Unterthanen des Sultans wurden und ihrer Religion treu blieben. Ich muß offen gestehen, daß von den zwei Uebeln: entweder den Lehren des falschen Propheten zu folgen, oder den Namen Christ zwar beizubehalten, aber dabei in dem crassesten Irrthum zu verharren, das erstere immer noch vorzuziehen ist.

Reise

von

Erserum nach dem Wan-See und Tauris

von

Richard Wilbraham.

Erstes Kapitel.

Die Reise nach Musch.

Abreise von Erserum. — Ertepeh. — Escorte. — Gebirgspaß. — Armenische Dörfer. — Gefährliche Gegend. — Armenische Kirchhöfe. — Kurdische Zelte. — Der Murad oder Euphrat. — Ein elendes Nachtlager. — Musch. — Botschaft des Pascha.

Ich verließ endlich im Spätherbste Erserum, begleitet von fast allen europäischen Residenten. Der Weg führte mich in östlicher Richtung bis zu der unbedeutenden Wasserscheide, die das Quellengebiet des Euphrat von dem des Araxes trennt. Drüben theilt er sich und der eine führt nach Tauris in Persien, der andere hingegen nach Musch und Bitlis. Ich setzte meine Reise auf dem letzteren fort. Für die späte Jahreszeit war das Wetter ungewöhnlich mild und freundlich; das blendende Weiß des Schnee's auf der vor mir liegenden Bergkette des Bingöl-Dagh jedoch deutete mir an, daß dort erst kürzlich frischer Schnee gefallen war. Ich ritt auf der Südseite längs der Bergkette, welche das Thal des Araxes hier einschließt, bis ich dem hohen Bergschloß von Haßan-Kaleh gegenüber an ein enges Thal, welches das Gebirge durchschneidet, ankam, und dasselbe weiter verfolgte. Noch vor Abend erreichte ich das kleine Dorf Ertepeh, von wo aus wir am nächsten Morgen das eigentliche Gebirge zu ersteigen hatten.

Der große Konak (Fremdenhaus), in dessen einem Winkel meine Teppiche für die Nacht ausgebreitet wurden, schien fast dem ganzen Dorfe zum Nachtlager zu dienen. Als die Sonne unterging, vernahm ich von der Terrasse den tiefen und feierlichen Abendgesang des Priesters. Auf den Boden wurde ein Teppich gebreitet. Als hierauf die vorschriftmäßigen Waschungen geschehen waren, wendeten sich alle nach der Gegend hin, wo Mekka liegt, knieten nieder und verbeugten sich tief, wobei sie ihr

Abendgebet sprachen. Nun erst versammelten sie sich um das frugale Mahl, um sich zu sättigen. Es wurden Pfeifen geraucht, aber fast Niemand sprach; nur zuletzt vernahm ich, daß man auch hier, in diesem entlegenen Winkel Asiens, sich gern mit Neuigkeiten beschäftigte. Bei dem allmälig verlöschenden Feuer wurden die Ursachen besprochen, welche die plötzliche Ungnade des Generalgouverneurs (Seraskjer's) von Erserum herbeigeführt hatten.

Am nächsten Morgen bestand mein Kawaß *) Ibrahim darauf, daß uns das Dorf eine Escorte gäbe, obgleich ich meinestheils durchaus nicht die Nothwendigkeit einsah. Wir verloren dadurch unsere kostbare Zeit; als endlich nach langem Harren die Escorte ankam, konnte ich mich in der That des Lachens nicht enthalten. Nur einer von den Burschen trug Waffen, nämlich eine alte rostige Kette, die über seine Schultern hing. Er war der Anführer. Die Uebrigen saßen auf kleinen Pferden; dem einen fehlte der Sattel, dem andern der Zaum. Selbst Ibrahim konnte sich beim Anblick dieser Truppen à la Fallstaff eines Lächelns nicht erwehren. Er entschuldigte seine Forderung damit, daß er vom Pascha den strengen Befehl erhalten habe, durchaus keine Versichtsmaßregel zu meiner Sicherheit zu verabsäumen. Trotz dieser lächerlichen Erscheinung muß ich doch meinen Begleitern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie alsbald mir sehr nützlich wurden, da der Pfad während eines Schneetreibens an vielen Stellen bedeckt und deshalb nicht zu erkennen war. Dieser Umstand war um so gefährlicher, als der Weg am Rande tiefer und jäher Schluchten vorbei führt.

Nachdem wir gegen sechs Stunden bergauf und bergab geritten waren, erreichten wir gegen zwei Uhr Nachmittags das Dorf Kullü; Ibrahim meinte, daß wir für einen Tag genug gethan hätten; mir war es noch zu früh. So frug ich, ob denn nicht auf einer Entfernung von drei bis vier Stunden noch ein anderes Dorf sich befände, erhielt aber die Antwort, daß wir zu dem nächsten Dorfe wenigstens sechs Stunden bedürften

*) Die Kawasse sind eine Art Polizeidiener, welche den Behörden beständig, namentlich zur Ausführung ihrer Befehle, zur Verfügung stehen. Distinguirte Reisende erhalten stets auch einen oder mehrere Kawasse zur Begleitung; diesen liegt es ob, allenthalben die nöthige Fürsorge zu weiterem Fortkommen, besonders aber für das Quartier zu haben.
Anmerk. des Uebers.

und das bis dahin auch nicht ein Haus zu finden sei. Diese Aussage wurde von einem Tatar bestätigt und von den Bauern sogar beschworen. Aus dem Brief eines amerikanischen Missionairs, der einige Monate früher diese Tour gemacht hatte, wußte ich aber, daß dem nicht so sei, und so bestand ich auf Weiterreise.

Ibrahim gehorchte zwar sehr mürrisch, aber ich wußte bereits aus Erfahrung, daß man hier mit allen Leuten seines Schlages sehr bestimmt und zugleich ruhigen Blutes sprechen muß. So reisten wir weiter. Es wurde bald Abend und ich fürchtete in der That schon, doch einen dummen Streich gemacht zu haben und daß Ibrahim wohl Recht gehabt haben möge. In dieser Gegend und zu dieser Jahreszeit war dies gerade keine Kleinigkeit. Meine Freude war daher grenzenlos, als ich endlich aus einer Schlucht Rauch emporsteigen sah, und auch wenige Augenblicke später mehrere Hütten erblickte, umgeben von Kornschobern und Haufen getrockneten Mistes. Diese zwei untrüglichen Kennzeichen eines Dorfes waren die wesentlichsten Bedingungen für ein Nachtquartier. Das Dorf hieß Aghweran. *)

Trotz der offenbaren Armuth türkischer und armenischer Dörfer habe ich nie die geringste Schwierigkeit gehabt, Alles, was ich bedurfte, zu erhalten. Ich fand überall eine Fülle von Gerste und Streu für meine Pferde, von Weizenbrot, Butter, Käse und Milch, nebst Geflügel und Eiern für mich und meine Begleitung. Reis war zwar nicht überall zu haben, aber man ersetzte ihn, um Pillau zu bereiten, durch enthülsten Weizen. Die Büffelmilch, welche man hier viel vorfindet, hat einen besondern Beigeschmack, welcher mir sehr unangenehm war.

Am folgenden Tage war es wiederum spät geworden und die Sonne auch bereits untergegangen, als wir am Ziele unserer sehr interessanten Wanderung ankamen. Mein Kawaß, der mir zum Schutze mitgegeben war, schien eine Erzmemme zu sein. Seine Furcht erreichte einen so hohen Grad, daß er schon von einer bloßen Erzählung am ganzen Leibe

*) Der Verfasser schreibt Aghteran. Da die Schreibweisen der Oerter, Berge, Flüsse u. s. w. im Oriente fast bei jedem Reisenden und Schriftsteller verschieden sind, so haben wir durchaus die große Karte des kaukasischen Isthmus und Armeniens von Karl Koch hier in der Uebersetzung zur Richtschnur genommen. Wir übergehen daher von nun an die falschen Namen, indem wir uns ohne Weiteres der richtigen bedienen. Anmerk. des Uebers.

zitterte. Wie wir nämlich, als es zu dämmern begann, an einen Steinhaufen, der dicht an der Straße lag, kamen, berichtete uns einer unserer Begleiter, daß an dieser Stelle vor einigen Wochen ein unbewaffneter Reisender, der leider hinter seiner Karawane zurückgeblieben wäre, ermordet wurde.

Bald darauf kamen wir an den Kirchhof eines verlassenen armenischen Dorfes. Einige Grabsteine, ähnlich denen, die man noch hie und da in der Schweiz findet, waren mit Emblemen versehen, welche sich auf die Beschäftigungen desjenigen zu beziehen schienen, dessen Asche darunter ruhte. Am auffallendsten erschien mir ein ziemlich plumb bearbeiteter Stein mit armenischer Inschrift, welcher auf einer Steinplatte aufrecht stand.

Vor Tagesanbruch waren wir schon wieder zu Pferde. Nachdem wir drei Stunden lang eine wellige Ebene durchritten hatten, erreichten wir das Dorf Aroß (Arus) am Bache gleiches Namens. Mit Freuden bemerkte ich, daß der Schnee in dem Maße abnahm, als wir nach Süden fortschritten. Die Luft war hier köstlich. In Folge der vorgerückten Jahreszeit hatten einige Familien wandernder Kurden das Hochgebirge verlassen und ihr Herbstlager bezogen, zu welchem Zwecke sie ihre schwarzen Zelte stets am Südhange der Berge aufschlagen. Das Wetter war so schön, daß es gar nicht schien, als sei der Winter nahe; Hirten lagen in der Sonne inmitten ihrer großen Heerden. Die Weiden ringsumher, erst durch einen Regen erfrischt, waren immer noch mit zwar kurzen, aber dichten Gräsern und Kräutern bedeckt, die den Heerden hinlängliche Nahrung darboten. Ein solches Kurdenlager inmitten einer reizenden und wohlbewässerten Gegend bietet eine der malerischsten Scenen dar, es spricht sich in Allem eine, ich möchte sagen, patriarchalische Ruhe, aus. Auch schienen sich in der That hier die lieblichen Gemälde der „arkadischen" Dichter zu verwirklichen. Frei wie die Luft, fühlt sich hier Jeder; nichts drückt. Mit ihren ziegenhärenen Zelten ziehen die Kurden von Strom zu Quell, von Thal zu Berg, wie die Jahreszeiten es eben verlangen, und blicken auf die, welche auf enge Stuben angewiesen sind oder gar in Städten leben müssen, mit Verachtung herab. Obgleich die Kurden Mohamedaner sind, so sieht man dennoch ihre Frauen unverschleiert. Diese nehmen nicht nur Theil an allen Arbeiten ihrer Männer und Brüder, sondern reiten

sogar oft mit ihnen um die Wette. Die Kurdinnen haben im ganzen Orient den Ruf gewandter Reiterinnen. Sie sind zwar selten schön, aber ihr blühendes Aussehen und die Gutmüthigkeit, die sich stets auf dem Gesichte, namentlich der kurdischen Mädchen, ausspricht, ersetzt vollkommen die Schönheit. Eine passende und wohlgefällige Kleidung hebt die vollen und runden Formen des Körpers und entspricht dem sonnverbrannten Gesichte und Halse. Hauptsächlich liegen den Frauen die Arbeiten bei den Kühen und an den Webstühlen ob, während die jungen Männer die Heerden weiden oder rund umher das Land nach Wild durchstreifen. Die älteren jedes Stammes bleiben meist daheim und genießen ihre Muße mit einer Art Würde, die sich besonders kund giebt, wenn sie, vor ihren Zelten sitzend, vorbeireisende Fremde empfangen und, stets die glimmende Pfeife im Munde, willkommen heißen. Nicht weniger hat das schwarze Zelt selbst für Maler Reiz. Eine größere und selbst auch kleinere Anzahl derselben, ohne bestimmte Ordnung, an dem Ufer eines rauschenden Bergstromes aufgestellt, giebt ein so schönes Gemälde, wie Künstler vergebens bei uns suchen.

Vom Aroß bis zum Kysyltschai oder Rothwasser, offenbar von der Farbe der ihn einschließenden Felsen so genannt, hatte ich vier Stunden zu reiten. Nach eben so viel Zeit stiegen wir in das Thal des Murad hinab. Dies ist der östliche und größere Arm des Eufrat, welcher nicht fern von der türkischen Stadt Diadin, und im Nordosten des Wan-See's entspringt. Schon hier ist der Murad ein nicht unbedeutender Strom. Er bricht aus einer tiefen Schlucht hervor und, indem er rechts eine Biegung nach Süden macht, stürzt er sich in raschem Laufe in ein Thal, was zwar im Anfange sehr eng ist, sich aber allmälig erweitert, bis er endlich in die große und fruchtbare Ebene von Musch gelangt und diese durchfließt.

Die Sonne stand schon tief, als wir den Murad erreichten und unter Führung kundiger Männer durchritten. Sehnsüchtig sahen wir der endlichen Ankunft in einem Dorfe entgegen, denn die beschwerliche Reise hatte mich angegriffen. Mehr als einmal waren wir schon durch Hundegebell und Lichtschimmer, welcher letztere uns aus irgend einem kurdischen Zelte schien, irre geleitet und meine Geduld begann allmälig abzunehmen; da machten wir eine Wendung und standen plötzlich vor einigen elenden

Hütten, die dicht an dem Rande eines ausgetrockneten Baches erbaut waren.

Es bedurfte alles Ansehens Ibrahim's, unterstützt durch den tüchtigen Gebrauch seiner tatarischen Peitsche, mir und zwar vorläufig in einem überfüllten, schmuzigen Stalle ein Unterkommen zu verschaffen. Es war fast Mitternacht, ehe meine armen Pferde, welche einen Marsch von sechzehn türkischen Stunden gemacht hatten, etwas Gerste erhielten. Obgleich gewöhnt auf jede Art zu schlafen, war es mir doch dieses Mal rein unmöglich, ein Auge zu schließen; ich beneidete meinen Diener um den Schlaf, der mir versagt war. Lange, bevor das Tageslicht in unser düsteres Quartier einzudringen vermochte, weckte ich meine Leute und bestieg nach kurzer Zeit, unwohl und nicht gestärkt, mein Pferd. Meiner übeln Laune gleichsam zum Trotz passirten wir, eine halbe Meile von unserm elenden Nachtquartier, eins der reichsten und schönsten Dörfer, die ich seit Erserum gesehen.

Nach anderthalb Stunden erreichten wir den östlichen Eufrat, welcher in süd-süd-westlicher Richtung die Ebene von Musch durchströmt. Auf der anderen Seite und dicht am Fuße des Gebirges lag die Stadt Musch. Auf einer alten und steinernen Brücke, die ziemlich schmal war und trotzdem kein Geländer hatte, gingen wir über den Fluß und waren alsbald gezwungen, noch einen andern zu passiren, wo es keineswegs so leicht war, zumal auch das Wasser ziemlich hoch stand. Wegen seines sumpfigen und trüben Wassers hatte er den Namen Karaßu oder schwarzen Fluß.

Endlich kamen wir nach Musch, eine Stadt, welche auf einem niedrigen Hügel an dem Rande einer Schlucht liegt; die umgebenden Höhen waren mit Weinbergen bepflanzt. Ohne Weiteres lenkte ich mein Pferd nach dem Hause des Lieutenants vom Pascha, welcher einige (englische) Meilen von der Stadt in seiner Burg residirte. Dort saß am offenen Fenster derselbe, ein kräftiger, aber sonst stämmiger, freundlich aussehender Mann, auf den rechten Ellbogen gestützt, und in süßen Schlummer versenkt, und neben ihm, ebenfalls schlafend, ein schlanker Mollah mit einem weißen Turban. Durch das Geräusch, mit dem unsere Ankunft begleitet war, erwacht, sprangen beide auf und empfingen uns auf das Freundlichste.

Auf unsere Bitte um Quartier in der Stadt, gab er uns seinen Sohn zur Begleitung.

Ibrahim war unterdeß auf meinen Befehl vorausgeritten, um einige Briefe des Seraskjers an Emir Pascha, dessen Schloß ich in einiger Entfernung von der Straße auf dem Abhange eines Hügels erblickte, abzuliefern. Wir waren noch nicht weit gekommen, als ein alter Mann in vollem Galopp uns einholte und im Namen des Pascha's uns einlud, bei ihm nicht vorüberzugehen, ohne eine Pfeife Tabak geraucht zu haben. Meine Ablehnung erschien dem Diener wie ein Frevel. Er wiederholte meine Bitte und ließ selbst meine Müdigkeit und mein Unwohlsein nicht als triftige Gründe gelten. Als ich immer noch zögerte, erfaßte er sogar mein Pferd, um mich so zu zwingen, indem er zugleich sich höflichst entschuldigte, daß er allein nicht vor seinem Herrn erscheinen dürfe.

Zweites Kapitel.

Bitlis und der Wan-See.

Die Ebene von Musch. — Arkawankh. — Schaaren von Kranichen. — Xenophon's Beschreibung der Armenier. — Bitlis. — Scheriff Bey. — Ein kurdischer Stall. — Der Wan-See. — Tedawan. — Sipan-Dagh. — Das Wasser des Wan-See's.

Die Ebene von Musch ist sehr bevölkert und mit Dörfern dicht besetzt. Sie sind fast alle von Armeniern bewohnt, denen sich jedoch im Winter die kurdischen Nomaden zugesellen, während diese den Sommer hindurch mit ihren Heerden auf den entlegenen und höhern Bergen zubringen. Auf beiden Seiten des Karaßu werden große Mengen von Tabak gebaut, von dem ein Theil sogar bis nach Konstantinopel geführt wird.

Drei Stunden von Musch hielt ich einige Augenblicke an, um mein Gepäck zu ordnen. Da näherte sich mir ein alter Mann mit einem eigenthümlichen, ich möchte sagen, bezeichnenden Blicke, indem er zugleich mich an den Arm stieß. Ich glaubte anfangs, daß der Mann irgend ein Geheimniß mir mitzutheilen hätte, erfuhr aber bald, daß er mir nur andeuten wolle, bei ihm sei Wein zu haben. Schon Xenophon spricht in

seiner Beschreibung des Zuges der Zehntausend von ausgezeichneten und wohlriechenden Weinen, welche er in den hiesigen Dörfern fand. Ich weiß nicht, ob ihm das Glück mehr lächelte und ihm wohlschmeckendere Sorten vorgesetzt wurden, als mir, oder ob sein Gaumen weniger wählerisch war; mir mundete der hiesige Wein durchaus nicht. Wir setzten alsbald unsere Reise fort und kamen mit Sonnenuntergang in ein zerstreut liegendes Dorf am Karaßu, mit Namen Arkawankh.

Während ich jetzt dasselbe Land durchreiste, was Xenophon mit seinen kühnen Schaaren vor mehr als zweitausend Jahren durchzog, erinnerte ich mich noch lebhaft der Beschreibung, welche uns der genannte Grieche in seiner Anabasis von der Lebensweise der Bewohner und von dem Lande überhaupt gegeben hat. Es ist gewiß im hohen Grade interessant, daß, trotz der langen Zeit, welche zwischen jenem berühmten Rückzuge der Zehntausend und den heutigen Tagen liegt, sich doch die Zustände in Armenien ziemlich unverändert erhalten haben. Die Wohnungen waren damals wie jetzt mehr Erdhöhlen, bewohnt zugleich von Menschen und Vieh. Die Armenier der Gegenwart scheinen in der That sich wenig von ihren Vorfahren in der ganzen Lebensweise zu unterscheiden; man könnte höchstens sagen, daß früher der Wohlstand größer war und demnach auch mehr Luxus herrschte. Etwas scheint jedoch jetzt zu fehlen. Xenophon erwähnt nämlich außer dem Weine noch eine Art Malzgetränk, das in irdenen Gefäßen aufbewahrt wurde. Davon vermochte ich wenigstens nirgends eine Spur in dem ganzen gegenwärtigen Armenien zu entdecken.

Am folgenden Tage war ich noch vor Sonnenaufgang wieder zu Pferde; der Morgen war sehr kalt und der Boden von Reif ganz weiß. Ein Nebel erhob sich vom Karaßu aus und verscheuchte Tausende von Kranichen, die sonst an dem Flusse lebten. Endlich gelang es doch der Sonne, durchzubrechen und damit wurde auch das Wetter schön; an die Stelle der Kälte trat eine mildere Luft.

Die Escorte, welche mich von Musch aus begleitete, war ungewöhnlich gut beritten und bekleidet. Als wir den Karaßu aufwärts auf elastischem Moorboden ritten, unterhielten sie mich durch tausenderlei sogenannter Kunststückchen, die ihre Geschicklichkeit und Reiterfertigkeit bekundeten. Aber doch kamen sie in der Behandlung des Pferdes und der Handhabung der

Waffen noch lange nicht den Tscherkessen und den meisten anderen Kaukasiern gleich. Jedermann, der mir übrigens begegnete, war bewaffnet. Selbst kein Hirte trieb sein Vieh zur Weide oder ging zu irgend einem Zwecke aus, ohne die Waffen, bestehend in Schwert und Schild, welcher letztere allerdings kein siebenfacher war, sondern vielmehr dem Deckel eines Kohlenbeckens glich, mit sich zu führen.

Als wir nur noch einige Meilen von Bitlis entfernt waren, schickte ich den Anführer meiner Escorte mit einem Brief voraus an Scheriff Bey, den Gouverneur, einen Bruder des Pascha von Musch. Bitlis ist eine eigenthümliche Stadt. Die Häuser sind alle von Stein erbaut, und besitzen vergitterte Fenster, die den ersteren den Anschein von Gefängnissen geben. Am Rande einer breiten und tiefen Schlucht ragt eine verfallene Burg auf dem Gipfel eines jähen Felsens empor. Die Stadt steht auf dem steilen Ufer zweier Bergströme, welche sich unter den Mauern der Burg vereinigen. Die Wohnung des Gouverneurs ist ein viereckiges Gebäude, was Stadt und Burg überragt. Indem ich den schlüpferigen und langen Pfad, welcher hinauf führt, mehr erklimmte als ging, wurde ich bereits auch von einigen Reitern des Scheriff Bey empfangen. Durch das Thor gelangten wir in einen weiten Hof, der ringsherum von einer Galerie umgeben war. Auf einer breiten hölzernen Treppe kamen wir zu einem Söller, wo gleich vorn der Bey auf einem niedern Diwan saß. Er bewillkommte mich mit vieler Artigkeit. Während er ein Zimmer für mich einrichten ließ, unterhielten wir uns bei Kaffee und Scherbet.

Scheriff Bey hatte eine schlanke Figur und ebenmäßige Glieder. Seine Manieren waren freundlich, aber in seinen feinen Gesichtszügen lag etwas Melancholisches. Er schien noch in den Dreißigern zu sein. Seine Kleidung war außerordentlich reich und stand ihm gut. Sie war mehr eine Mischung des Kurdischen mit dem Türkischen. Von dem ersteren hatte er die hübsche Kopfbedeckung, einen Turban von gestreifter Seide, entlehnt. Neben ihm saß sein Sohn, ein hübscher Knabe mit munteren Augen und von ungefähr sieben Jahren, der den Fremdling einige Augenblicke ob der ihm völlig neuen Erscheinung mit einer Mischung von Furcht und Neugierde betrachtete. Doch bald wurde er so zutraulich, daß es alles väterlichen Ansehens bedurfte, ihn dahin zu bringen, mich in Ruhe zu lassen.

Es war mir lange nicht so wohl gegangen, wie jetzt, wo ich wiederum ein reines und freundliches Zimmer, in dem ein hellflackerndes Feuer angenehme Wärme spendete, erhielt. Seit meiner Abreise von Erserum war es das erste Mal, wo ich die Reisekleider ganz und gar ablegen und eine bessere Kleidung anziehen konnte. Nach vollendeter Toilette ging ich wieder auf den Söller zurück, um mich der herrlichen Aussicht zu erfreuen und blieb bis Sonnenuntergang. Zurückgekehrt hatte man bereits in meinem Zimmer ein vorzügliches Abendbrot bereitet. Kaum hatte ich dasselbe zu mir genommen und mich hinlänglich gesättigt, so erschien auch mein freundlicher Wirth und blieb bis zu später Stunde bei mir. Er hatte ein so feines Benehmen und legte so viel Kenntnisse an den Tag, daß ich mich an der gehaltreicheren Unterhaltung wahrhaft erfreute. Es wäre ihm lieb gewesen, wenn ich noch länger unter seinem Dache verweilt hätte; aber wie ich ihm sagte, daß die Zeit mich dränge, besaß er die echte Höflichkeit und hielt mich nicht länger zurück. Er befahl noch, daß für den folgenden Morgen eine Escorte in Bereitschaft gehalten würde, um mich zu der Burg des Mahmud Khan, eines kurdischen Häuptlings, dessen Land an die Südküste des Wan-See's grenzt, zu geleiten. Beim Abschiede entschuldigte sich mein freundlicher Wirth auf echt orientalische Weise, insofern er irgend etwas versäumt haben sollte, „denn“, fügte er hinzu, „wir sind hier alle Kurden.“

Am andern Morgen fiel der Schnee in dichten Flocken. Hätte ich meiner Neigung folgen können, so wäre ich gern noch einige Tage in Bitlis geblieben. Aber gerade diese Zeichen des herannahenden Winters waren mir nur noch um so mehr Grund, nicht länger zu zaudern, da ich mich nicht der Gefahr aussetzen wollte, daß der Gebirgspaß an der persischen Grenze wegen des Schnee's nicht mehr überschritten werden konnte.

Scheriff Bey hatte an einem großen türkischen Pferde, das ich bei mir hatte, Gefallen gefunden und ersuchte mich, in seinem Stall nachzusehen, ob sich dort nicht vielleicht ein anderes fände, was er mir dagegen geben könnte. Ich sah zwar mehrere hübsche kurdische Pferde, und auch zwei oder drei gut gebaute Araber, aber doch vermochte mir keines meinen alten Reisegefährten zu ersetzen, dessen Brauchbarkeit ich auch bereits aus Erfahrung kannte. Gegen die orientalische Sitte war der Pferdestall des Scheriff Bey in mehrere Abtheilungen gebracht. Die große Ordnung

und Sorgfalt, welche allenthalben sich kund that, bewies, welchen Werth sein Eigenthümer darauf legte.

Da ich mein Ziel für heute nicht fern gesteckt hatte und nur bis zum Wan-See gehen wollte, so verließ ich erst den Nachmittag Bitlis. Der Schnee hatte sich allmälig in Regen umgewandelt, welcher leider durch einen wehenden Ostwind uns ins Gesicht getrieben wurde. Der steile Weg, auf dem man von der Wohnung des Scheriff Bey in die Stadt gelangt, war so schlüpferig, daß sich die Pferde kaum auf den Beinen erhalten konnten. Glücklich gelangten wir durch die gepflasterten Straßen der Stadt wiederum ins Freie und setzten unsere Reise auf demselben Moorboden wie früher fort. Der Wind blies so heftig, daß die Pferde sich kaum dagegen erhalten konnten. Wir suchten zwar eine kurze Zeit Schutz hinter der Mauer eines verfallenen Karawansarai; da aber der Sturm gar nicht nachließ, zogen wir vor, unsern Marsch zu beschleunigen, um noch vor Einbruch der Nacht unser Quartier zu erreichen. Wir kamen alsbald zu dem kleinen Dorfe Tedawan, das an einer Bucht des See's, und zwar an seinem südlichsten Ende, liegt. Der erste Anblick des großen See's war uns sehr ungünstig. Alles rings um uns, Luft, See und Land, waren in ein trübes Grau gehüllt; nur die blendend weißen Höhen blickten durch. Ein einziges Schiff lag an der Küste vor Anker und zwar dicht am Fuße eines nicht sehr hohen, aber durch die darauf liegenden Ruinen einer umfassenden Burg interessanten Berges.

Als ich am 22. November mein Pferd wiederum bestieg, kämpften der trübe Mond und einige bleiche Sterne noch mit dem dichten Nebel, während eine lichte Stelle am Horizonte andeutete, daß die Sonne im Aufgehen sei. Lange schien es zweifelhaft, ob ihre Strahlen über den dichten Nebel siegen würden. Plötzlich erhob sich aber ein starker Nordwestwind und verscheuchte den dichten Nebel. Da trat auch der See, bis dahin unsern Blicken entzogen, mit allen seinen Schönheiten allmälig vor unsere Augen. Der Eindruck war mächtig, als wiederum zum ersten Male, nachdem wir große eintönige Ebenen durchwandert hatten und manche hohe Gebirge überstiegen waren, unsere Blicke auf einer weiten Wasserfläche schweifen konnten. Während ich die Südküste des See's entlang ritt, konnte ich mich im Anschauen der wellenlosen, spiegelglatten Wasserfläche ganz verlieren. Ungleich erschien dagegen das Himmelsgewölbe

über mir; einmal trat mir dort das ununterbrochene Blau entgegen, und im nächsten Augenblick war es mit leichten, aber lang gezogenen oder zusammengeballten Wolken bedeckt, die sich bald im fernen Westen zu dunklen Massen über einander thürmten. Es war dieses ein Zeichen, daß ein neuer Sturm im Anzuge sei. So sehr dieser Umstand uns auch mächtig mahnte, unsere Pferde anzutreiben, so hatten doch die unendlichen Nüancirungen von Licht und Schatten für mich ganz besondere Reize.

Auf der Nordseite wird der See von einer hohen Bergseite eingeschlossen. Dort erhebt sich auch der mächtige Sipan-Dagh, bis elf und zwölftausend Fuß über das Meer. Die ganzen Berge waren vom Fuß bis zum Gipfel dicht mit Schnee bedeckt, während die auf der Südseite des See's, mit Ausnahme der hohen Erdosch-Kette, gänzlich davon frei waren, Die letztern steigen vom Wasserrande ziemlich jählings in die Höhe und sind zum Theil mit Wäldern von Zwergeichen und Haselsträuchern dicht bedeckt. Wo das Gebirge etwas vom See zurückweicht, da sind kleine Ebenen von ganz besonderen Reizen und einer enormen Fruchtbarkeit.

Das Wasser des Wan-See's ist außerordentlich bitter, weit bitterer als das des Caspischen Meeres. Zu gewissen Zeiten zeigt sich hier eine Art Hering und wird in großer Menge gefangen; vergebens versuchte ich jedoch in allen angrenzenden Dörfern nur einen einzigen Fisch zu erhalten. Gegen Mitag gönnten wir uns eine Stunde Ruhe; die Sonne war so warm, daß ich mein frugales Essen im Freien zu mir nahm. Immer ritten wir an der Küste weiter, verließen aber dieselbe gegen Sonnenuntergang. Eigenthümlich war es, daß hier die Wasser fast so schwarz wie Dinte waren. Auf einem steilen sich vielfach windenden Pfade ritten wir in einem jähen und engen Thale aufwärts. Es war schon sehr spät, als wir das elende armenische Dorf Narnijas erreichten und daselbst ein jämmerliches Nachtlager fanden.

Drittes Kapitel.

Die Herrschaft Mahmudijeh und das Paschalik Wan.

Das Kloster und Eiland Achtamar. – Khan Mahmud. – Burg Paschwansk. — Wastan. — Legenden über den Sipan-Dagh. — Wan. — Die Armenier. – Der Pascha von Wan. — Der Tatar Ibrahim.

Wider alle Erwartung war es am nächsten Morgen milder und alle Spuren des Schnee's von gestern und der letzten Nacht verschwanden schnell unter dem Einflusse der erwärmenden Sonne. Wir kamen allmälig über mehrere Höhenzüge, aber vergebens versuchte ich von jedem den blauen See zu erschauen. Aber gerade da, wo ich es ganz aufgegeben hatte, ihn noch einmal zu sehen, da trat er noch einmal in seinem ganzen Glanze vor meine Augen. Ich erblickte durch ein enges Thal, was dicht am See auslief, die Insel Achtamar, mit ihrem Kloster gleiches Namens. Bei den Armeniern führt auch der ganze See selbst diesen Namen. Das Kloster füllt die ganze, aus einem mächtigen Felsen bestehende Insel aus und liegt nur gegen vier bis fünftausend Fuß von der Küste entfernt. Mehrere Jahrhunderte lang war es die Residenz eines armenischen Bischofs, welcher sich einmal von der Oberhoheit des Patriarchen von Edschmiadsin losgesagt hatte. In der neuesten Zeit ist der Bischof von Achtamar jedoch wieder zum Gehorsam zurückgekehrt. Der Weg hatte mich dem See wiederum näher gebracht. In einem kleinen Dorfe hielt ich an, um etwas zu genießen, und entsendete indessen einen Reiter nach der benachbarten Burg Paschwansk, um meine Ankunft dem Herrn dieser Districte anzuzeigen.

Mahmud Khan ist ein mächtiger, kurdischer Häuptling, nur formell dem Pascha von Wan unterworfen, in der That aber völlig unabhängig. Er hat schon oft die Fahne der Empörung gegen seinen rechtmäßigen Herrn, den Sultan, erhoben und ist bis jetzt auch ungestraft geblieben. Vor kurzer Zeit hat er sogar einen District des Paschalik's von Wan erobert und hält ihn fortwährend zurück. Während er auf diese Weise sein Land vergrößert, scheut er sich auch nicht, Karawanen zu plündern und sonstige Räubereien zu begehen.

Die Burg dieses kurdischen Häuptlings erhebt sich auf dem Gipfel eines nicht sehr hohen, kegelförmigen Berges, der zwar zur Erdoschkette

gehört, aber ziemlich isolirt dasteht. Von hier aus überschaut man eins der schönsten und fruchtbarsten Thäler, das sich bis an die Küste hinzieht. Eine Menge Dörfer liegen darin und geben Zeugniß von der Wohlhabenheit, wie man sie sonst selten hier herum findet. Ein sehr steiler Pfad führt im Zickzack zu dem niedrigen und engen Thore der Burg. Unglücklicherweise befand sich Mahmud Khan auf der Jagd und es war ungewiß, wann er zurückkehren würde. Es that mir sehr leid, eine Gelegenheit zu verlieren, um einen Mann von Angesicht zu sehen, der der Schrecken aller Reisenden und Bewohner der ihm nicht unterworfenen und benachbarten Thäler ist. Es wäre nicht schicklich gewesen, mich lange aufzuhalten, wo der Herr sich nicht zu Hause befand. War es denn nicht auch möglich, daß die Jagdpartie nur vorgeschoben wurde und daß er sich auf einem Raubzuge befand, wo meine Anwesenheit ihm keineswegs angenehm sein konnte?

In dem weiten Hofe der Burg waren eine Menge Kurden, Anhänger oder Vasallen des Mahmud Khan, sämmtlich schöne schlanke Männer, rasch in ihren Bewegungen und mit Speeren und Pistolen bewaffnet. Sie waren alle nach Landessitte gekleidet. Mit größter Höflichkeit empfing mich eine Art Haushofmeister und führte mich durch einen dunkeln Corridor in eine lange niedrige Halle. Einige schmale und kleine Oeffnungen in der dicken Mauer, die eher Schießscharten als Fenstern glichen, erlaubten dem Tageslichte nur eine sparsame Erleuchtung. Kaffee und Pfeifen machten die Runde; dann folgte Scherbet. Der alte Kurde schien ein guter Gesellschafter zu sein und mochte wohl in seinem Leben Manches mitgemacht und Manches erfahren haben. Seine Bewunderung für meine Uhr und seine gerade nicht feinen Anspielungen, daß er sie wohl zu besitzen wünsche, waren mir nicht sonderlich angenehm. Aber ich muß offen gestehen, daß gar keine Ursache zu irgend einer Befürchtung vorhanden war. Wer sich einmal unter dem Schutze eines kurdischen Häuptlings befindet, ist gewiß vollkommen sicher.

Ich entließ hier den Diener, welchen mir Scheriff Bey mitgegeben hatte, und gab ihm noch, da ich meine glückliche Ankunft in Paschwansk mitzutheilen versprochen hatte, einen Brief an seinen Herrn mit, worin ich nochmals für die gastfreundliche Aufnahme meinen verbindlichsten Dank aussprach. Ein Theil der Kurden Mahmud Khans begleitete mich auf meiner weitern Reise nach Wan. Wir ritten wiederum und zwar in dem

schönen Thale, nach der Küste, die hier ziemlich sandig ist. Dieser entlang kamen wir nach drei Stunden zu den Mauern einer zerstörten Veste, deren Umfang bei der bereits eintretenden Dunkelheit nicht mehr ganz zu übersehen war. Es war die alte Burg Wastan, einst ein königliches Schloß, jetzt ein Haufen Trümmern. Obgleich eingefallen, hat es dennoch das Königsgeschlecht, was dereinst in seinen Mauern Hof hielt, lange überdauert. Am Fuße des Burgberges liegt ein Dorf gleiches Namens, was jetzt nur von Kurden bewohnt wird. Das mir bestimmte Nachtquartier war ein großer leerer Stall. Wir hatten kein Holz, um uns zu wärmen und kein Brot, um unsern Hunger zu stillen. So wickelte ich mich dicht in meinen mit Pelz gefütterten Mantel und entschlief zum Glück schon bald.

Auch von hier aus schickte ich am andern Morgen einen Reiter mit einem Briefe des Seraskjers an den Pascha von Wan, und folgte langsam nach. Schon nach kurzer Zeit sahen wir aus der Ferne die Stadt. Sie liegt ganz hinten am Ende eines großen Busens auf der Ostküste des See's. Im Sommer muß der Blick von hier wunderschön sein. Auf hohem Felsen liegt kühn die Citadelle. Die Stadt selbst ist unbedingt hübscher als Kars, zumal sie ganz und gar versteckt in dem üppigen Grüne ausgedehnter Gärten liegt, die sie von allen Seiten hin umgeben.

Ungefähr sieben englische Meilen von der Stadt Wan entfernt, frühstückten wir erst in dem Dorfe Artemid; dieses liegt auf einer steilen Erhebung dicht am Seestrande und zieht sich auf der anderen Seite wieder nach der Ebene zu. Zahlreiche Gärten von Obstbäumen umgeben diesen Theil und scheinen wegen vorspringender Felsen über dem Wasser zu hängen. Der hohe, früher schon erwähnte Sipan-Dagh, gewährt von diesem Punkte aus einen majestätischen Anblick und zeigt sich deshalb der Tradition würdig, welche unter den hiesigen Armeniern allgemein erzählt wird, daß nämlich die Arche Noah erst auf diesem Berge sich niederließ, ehe sie auf dem Ararat stehen blieb.*)

---

*) Es ist eigenthümlich, daß diese Sage sich auch in anderen Gegenden wiederholt. So erzählen sich die Christen allgemein in und an dem Kaukasus, daß die Arche Noah zuerst sich auf dem allerdings tausend Fuß höhern Elbruß niedergelassen habe. Als aber der Berg sich neigte und die Arche wieder in die Fluthen hinuntergleitete, verfluchte Noah den Berg und segelte darauf dem Ararat zu, dessen Spitze sich nun ebenfalls aus dem Wasser erhoben hatte. Anmerk. d. Uebers.

Eine andere Sage, welche ich vernommen, berichtet, daß an derselben Stelle, wo der Berg jetzt steht, einst eine große und reiche Stadt stand. Die Einwohner waren wegen ihres Ueberflusses allmälig so in Sünden versunken, daß der Allmächtige drei Berge, einen von Ost, einen andern von Nord und den dritten von Süd mit seinen starken Armen erfaßte und über der Stadt lange als Zeichen der Warnung schweben ließ. Doch die Einwohner verharrten in ihren Gräueln und waren blind gegen das Zeichen ihres Gottes. Was über ihren Häuptern drohend herunterhing, hielten sie für eine gefahrlose Gewitterwolke. Da stürzten urplötzlich die drei Berge hernieder und begruben die Stadt mit sammt den ruchlosen Einwohnern. Gleich einem drohenden Finger der Gottheit sind jetzt die drei Berge zu einem verschmolzen. Kurden und Armenier erzählen, daß unterirdische Gänge in das Innere des Berges führen. Wer es wage, in ihnen vorzudringen, könne noch die Trümmerhaufen der im strafenden Grimme Gottes begrabenen Stadt erschauen.

Wan stammt, wie namentlich in der neuesten Zeit nachgewiesen ist, aus sehr hohem Alterthume; Obrist Shiel bereiste im Sommer 1836 das Paschalik Wan bei Gelegenheit einer speciellen Sendung an den damaligen Oberbefehlshaber Reschid Pascha und gedenkt in seinem Reiseberichte, den er in dem Journal der geographischen Gesellschaft zu London veröffentlichte, einer Tradition der Armenier, wonach Wan von der Königin Semiramis gegründet und deshalb Schemiram-Gerd, d. h. Stadt der Semiramis, genannt wurde. „Diese Sage" fügt Obrist Shiel hinzu, „scheint durch die Untersuchungen des Professor Schulz bestätigt zu werden." Dieser soll das Wort „Schemiram" in einer der Keil-Inschriften entziffert haben, welche er an dem alten Felsenschlosse zu Wan entdeckte und copirt hat. Im Laufe der Zeit kam die Stadt der Semiramis allmälig in Verfall, bis sie kurze Zeit vor dem Zuge Alexanders des Großen nach Indien vom Könige Wan wieder erbaut wurde und den Namen seines zweiten Gründers erhielt. Von Neuem dem Verfalle anheimgegeben, wurde sie von Wagh Arschag oder Valarsaces, dem Bruder des Arsaces, dem ersten Könige Armeniens, aus dem Stamme der Arsaciden, ungefähr hundertundfünf Jahre vor Christi Geburt, wieder hergestellt. Sie kam später nach einander unter die Herrschaft der Seldshuken, des Timur und der Turkomanen und wurde endlich von den Osmanen im

Jahre 1533 eingenommen. In deren Besitze befindet sie sich noch gegenwärtig *).

Die Armenier sind ein interessantes Volk; es ist sehr zu bedauern, daß ihre ältere Geschichte in so viel Dunkel gehüllt ist. Wie die Juden

*) Die Stadt Wan gehört mit Persepolis zu den wichtigsten und ältesten Städten Vorder- und Mittelasiens. Dem unglücklichen Reisenden Schulz, der leider an der Grenze Persiens und der Türkei ermordet wurde, verdanken wir genaue Nachrichten, die er aus den zahlreichen, in Felsen gehauenen und noch so ziemlich erhaltenen Keil-Inschriften schöpfte und im Journal asiatique 1840 pag. 260—323 niedergelegt hat. Die heutige Stadt liegt in der Ebene, und soll gegen 10,000 Familien haben und von den Armeniern noch Schemiram genannt werden.

Das alte Schloß liegt dem Meere näher auf einem jähen 300 Fuß hohen, oben in mehrere Terrassen abfallenden, ungeheuren Kalkfelsen und führt den Namen Gurab. Mit vieler Mühe hat man in das Gestein Treppen gehauen und außerdem doch den Eingang durch feste Thore noch verwahrt. Die Gemächer sind sämmtlich eingehauen, enthalten aber im Innern keinerlei Ornamente, wohl aber bemerkt man deren außerhalb. Leider hat auch hier der Mongolen-Wüthrig Timur furchtbare Verwüstungen angerichtet. Die unterste Terrasse heißt Khorkhor und hat fünf größere und kleinere Gemächer oder Grotten. Den obersten Theil nimmt das eigentliche Schloß (Itsch-Kalah) ein und zeichnet sich besonders durch ein Gemach von 45 Fuß Länge und 25 Fuß Höhe aus. Neben einem anderen 10 Fuß breiten und 20 Fuß langen Zimmer, was sehr stark nach Naphtha oder Erdöl riecht und deshalb auch Neftkaju heißt, gelangt man durch eine schmale Galerie zu fünf andern Gemächern, von denen das größte 30 Fuß lang und 20 Fuß breit ist.

Außerhalb der Mauern, welche das eigentliche Schloß umgeben, befinden sich aber noch Reste von Gängen und Treppen, auf deren letzteren man 25 Stufen wieder abwärts steigt und auf ein ganz in den Felsen gehauenes Plateau von 64 Fuß Länge und 18 Fuß Breite gelangt. Wenn man dieses passirt ist, steigt man wiederum 6 Stufen aufwärts und tritt durch ein hohes Portal in einen viereckigen, ebenfalls in den Felsen gehauenen Raum ein, der inwendig zwar ganz leer und ohne alle Ornamente ist, aber eine Politur an Wänden, Decke, Fußboden und Thürgesimsen (nach den Worten von Schulz) von unnachahmlich vollendeter Arbeit, besitzt. Auf jeder Seite ist noch ein kleineres Zimmer. Nach Schulz soll dieses eine Art Todtenkammer gewesen sein. Namentlich hier sind die nackten äußern Felsenwände ebenfalls, wie auch sonst überall, mit zahlreichen Inschriften bedeckt, aber leider durch Timur's Schaaren unleserlich gemacht.

Wir übergehen die übrigen Denkmale aus grauer Vorzeit und gedenken nur noch des Berges Zemzem (richtiger Semsem für uns Deutsche geschrieben). Unter ihm sollen die Div's (Geister) leben und Höhlen zu ihrer Stadt führen. Schulz fand deren nicht im Berge, aber wohl in der Nähe. Im Innern des Berges läßt von Zeit zu Zeit ein verzauberter Hahn sein Geschrei ertönen, dann öffnet sich eine Thür und man kann eintreten, wenn es noch am Morgen ist. Zu einer andern Zeit verirrt man sich. Es erinnert diese Sage doch an Manches aus den Märchen der Tausend und Einen Nacht. Anmerk. des Uebers.

sind sie auf der ganzen Erdoberfläche zerstreut und haben mitten unter fremden Völkern ihre Religion und ihre Sprache nebst vielen Eigenthümlichkeiten in Sitten und Gebräuchen beibehalten. Durch ihre Industrie und ihren Unternehmungsgeist haben sie nach und nach allen Handel und Verkehr des Orients an sich zu bringen gewußt, und bilden deshalb den wohlhabenderen Theil der Bevölkerung von Persien sowohl, als von der Türkei. Besonders in dem zuletzt genannten Reiche haben sie Alles, was nur Handel heißt, in ihren Händen, denn die trägen Türken halten es unter ihrer Würde, irgend ein kaufmännisches Geschäft zu betreiben. Den größten Ehrgeiz setzt der Armenier darauf, Banquier eines Pascha zu werden. Dieser Posten verschafft ihm fast unbeschränkte Einsicht in die Einkünfte einer Provinz und eine reichliche Einnahme.

Ein ansehnlicher Theil der Armenier ist in den Schoos der katholischen Kirche zurückgekehrt; diese bezeichnet man als unirte Armenier oder auch schlechtweg als Katholiken. Die armenische Kirche trennte sich übrigens schon sehr frühzeitig, nämlich in Folge der Beschlüsse des Concils von Chalcedon im Jahre 491. Die katholischen Armenier sind im Allgemeinen ihren übrigen Landsleuten an Bildung und Intelligenz überlegen; einen Haupteinfluß mögen ihre Glaubensgenossen in Venedig, die Mechitaristen, durch Verbreitung guter und lehrreicher Bücher dabei gehabt haben. Wenn man bedenkt, wie oft Armenien von den rohen Schaaren eines Toghrul Bey oder Timur, sowie von den fanatischen Heeren der Kalifen und der Perser-Könige heimgesucht wurde, wie alle Jahrhunderte einige Mal Tausende von Einwohnern weggeführt wurden, wenn man ferner bedenkt, wie viele, um den Bedrückungen in der Heimat zu entgehen, freiwillig nach fernen Ländern gewandert sind, um dort sicherer zu leben, so muß man sich wundern, daß noch so Viele in der Heimat der Väter leben.

Die armenischen Dörfer der Paschaliks, welche an Kurdistan grenzen, sind zwar in ihrem Aeußern wenig versprechend, aber die großen Heerden von Kühen und Büffeln, und namentlich von Schafen, welche man jeden Abend von der Weide kommen sieht, deuten gewiß den Wohlstand der Einwohner an. Diese machen oder verschaffen sich fast Alles, was sie bedürfen, selbst Kleidung und Nahrung. Die fruchtbaren Hochebenen bieten genug Land zum Ackerbau und bei dem häufig eintretenden

Regen gedeihen Weizen und Gerste. Holz fehlt ihnen zwar meist; dafür bereiten sie aber oft ihr Brennmaterial aus dem Kothe ihrer Kühe und Büffel, und zwar in Form unserer sogenannten Loh- oder Oelkuchen und trocknen sie im Sommer.

Der See schien mir ungefähr fünfunddreißig bis vierzig englische Meilen lang und funfzehn bis zwanzig Meilen breit zu sein. Während der zwei Tage meines Aufenthaltes an seinen Küsten sah ich nicht ein einziges Segel, und selbst nicht einmal ein Fischerboot.*)

Doch zurück zu unserer Reise. Nachdem wir das Dorf Artemid verlassen hatten, erreichten wir alsbald das südlichste Ende des See's, von wo wir, uns nach Norden wendend, die Ebene durchritten, bis wir zu den Vorstädten der Stadt Wan gelangten. Unser Weg führte uns über eine halbe Stunde zwischen hohen Gartenmauern hin, bevor wir das eigentliche Stadtthor erreichten. Wan liegt an der Südseite des oben beschriebenen Felsens, auf welchem der Ghurab (d. h. die Veste) liegt. Einige Leute des Pascha's kamen mir am Thore entgegen, und geleiteten mich nach dem Schlosse, wo man bereits ein Quartier für mich bereitet hatte. Ich legte meine schmuzigen Reisekleider ab, und begab mich sogleich zu dem Pascha, der in einem andern Flügel des Schlosses wohnte.

Ich wurde ganz angenehm überrascht, als mich der alte Herr persisch anredete, denn unter den Türken ist es gar nicht gewöhnlich, daß sie diese Sprache reden, wenn auch manche diese so weit verstehen, daß sie die berühmtesten Dichter der Perser lesen können. Isaak Pascha ist ein freundlicher und liebenswürdiger Mann von sechzig bis siebzig Jahren. Er war bereits in der Kleidung, welche der Sultan Mahmud nicht allein für alle Beamte eingeführt hat, sondern die er auch selber trägt. Er erkundigte sich lebhaft nach den Ursachen, die so plötzlich die Ungnade des Seraskjers herbeigeführt hatten. Diese Angelegenheit war allerdings für ihn besonders wichtig, weil er nebst den Paschas von Kars, Musch und Bajasid unmittelbar unter jenem steht. Noch nicht zufrieden

*) Die Größe des See's ist viel zu klein angegeben, was man daraus ersieht, daß er zwischen dem 60. und 61. Grade östlicher Länge (von Ferro) liegt und selbst noch westlich und östlich darüber hinaus geht. Seine Breite beträgt kaum die Hälfte der Länge. Die absolute Höhe über den Spiegel des Mittelländischen Meeres beträgt 5100 preußische (über 5600 englische) Fuß; daraus erklärt sich wohl das rauhe Klima einigermaßen.

mit dem, was ich wußte, rief er noch meinen Tatar oder Kawaß und frug ihn noch mancherlei, aber mit leiser Stimme. Ibrahim beugte, der Etiquette gemäß, ein Knie, und berührte bei jeder Frage Brust und Stirn mit der Hand. Trotz dieser unterwürfigen Ceremonie waren die Manieren des Tataren frei und ungezwungen, die des Pascha's hingegen herablassend. Die ersteren sind in der That eine bevorzugte Classe von Beamten, zumal in einem Lande, wie das Paschalik Wan, was von der Metropole so entlegen ist, und erregen beständig mehr oder minder ein großes Aufsehen.

Viertes Kapitel.

Von Wan nach der persischen Grenze.

Befestigungen von Wan. — Professor Schulz. — Inschriften auf Pfeilspitzen. — Die Zimmer des Pascha's. — Die Nestorianer. Schamlosigkeit Ibrahim's. — Die Diener des Pascha's. — Alchek. - Ein langer Marsch. — Kotur. — Die persische Grenze.

Das Wetter war so traurig und die Straßen so mit Schnee bedeckt, daß es unmöglich war, das Zimmer zu verlassen. Ich hätte gern die Citadelle besucht, welche ungewöhnlich fest und, wie schon erwähnt, auf dem Gipfel eines ungeheuren Felsens erbaut ist, der ohne jede Verbindung mit den andern Höhen aus der Ebene jäh aufsteigt. Der Fremde findet immer Schwierigkeiten, wenn er sie besuchen will und nicht die Vorsicht gebraucht hat, sich einen besondern Befehl des Seraskjers zu verschaffen.

Gegen Abend ward ich plötzlich durch einen Lärm vor meinem Zimmer in dem Niederschreiben meines Tagebuches gestört, indem eine Truppe tanzender Knaben sich vor meiner Thür eingefunden hatte und einen entsetzlichen Spektakel machte. Da ich kein Freund von solchen Vergnügungen bin, so wurden sie auch ohne Weiteres fortgeschickt. Mein freundlicher Wirth sendete mir hierauf ein gutes Abendbrot und ließ mir dann sagen, daß er sehr erfreut sein würde, wenn ich ihm die Ehre eines Besuchs geben wollte. Ich gehorchte gern der Aufforderung und ward durch eine Reihe von Gemächern geführt, bis ich endlich in ein bequemes

Zimmer, dicht an dem Harem, gelangte. Ein carmoisinrother Diwan zog sich an der Wand entlang, während große Metallplatten, die hinter dem Heerde an der Mauer befestigt waren, durch die Hitze eines großen Feuers von Tannenholz ebenfalls heiß wurden und dadurch wiederum dem Zimmer Wärme abgaben. Auf dem Diwan saßen neben dem Pascha zwei schöne, langhaarige Katzen der Art, durch die Wan berühmt ist.

Ich drückte dem Pascha meinen Wunsch aus, über Dshulamerk nach der persischen Grenze zu reisen; dieser jedoch versicherte mich, daß dies ganz unmöglich sei. Abgesehen von der großen Gefahr, denen jeder Fremde unter den Hakkaris, einem wilden und gesetzlosen kurdischen Stamme, der jene Gegend bewohnt, unterworfen ist, seien auch die Wege in der jetzigen Jahreszeit nicht mehr zu passiren. Wie bekannt, wurde in der Nähe von Dshulamerk der Professor Schulz im Jahre 1829 ermordet, und zwar durch einen seiner eigenen Führer. Während der unglückliche Gelehrte auf einen Felsen geklettert war und nach Inschriften suchte, erschoß ihn dieser. Ich hätte gern Dshulamerk besucht, da sich dort in den benachbarten Bergthälern der Hauptsitz der Nestorianer, eines äußerst interessanten Volkes, befindet. Diese nennen sich selbst Kaldanis. Ich hatte in der Folge das Glück, einige von ihnen in Urmijah zu sehen. Die wenigen Europäer, welchen es gelungen, bis zu ihnen vorzudringen, beschreiben ihre Wohnsitze als eine Reihe fast unnahbarer Thäler, die auf allen Seiten von steilen Felsen eingeschlossen sind. Es blieb mir demnach jetzt nur noch ein Weg nach Persien übrig, nämlich der gewöhnliche, welcher nach der Ebene von Salmas an der Küste des Urmijah-See's führt.

Während des Winters ist es übrigens viel sicherer, unter den Kurden zu reisen, als während des Sommers. Denn wenn sie nicht länger Weide für ihre Heerden finden und in ihre Dörfer zurückkehren, so verlieren sich auch ihre Gesetzlosigkeit und ihre räuberischen Gewohnheiten, die allerdings in einem gewissen Grade von jedem Nomadenleben untrennbar sind.

Da ich der Dienste Ibrahim's nicht länger bedurfte, so entließ ich ihn mit Briefen für England, die er dem englischen Consul zu Erserum einhändigen sollte. Er war im Allgemeinen höflich und gefällig gewesen, aber dabei sehr träge, wie alle Leute seines Standes. Trotzdem ich

ihm außer der verabredeten Bezahlung noch ein Geschenk gab, so versuchte er, wie alle Orientalen, doch noch auf alle mögliche Weise meine Freigebigkeit weiter auszubeuten. Namentlich suchte er darin einen Grund, daß er in meinem Dienste seine Kleidung sehr abgenutzt habe. Diese befand sich allerdings in einem sehr schlechten Zustande; allein in den zehn Tagen, die er in meinem Dienste zugebracht hatte, wäre sie nicht so zerrissen worden, wenn es nicht schon vorher geschehen wäre. Er begnügte sich jedoch bald auch mit dem, was er erhalten hatte. Diese Tataren sind im Allgemeinen eine sehr theure Dienerschaft; aber ihre Dienste sind auf einem Wege, wie ich ihn soeben gemacht und wo noch so wenig Europäer gewesen sind, ganz unentbehrlich.

Ebenso entließ ich Khan Mahmud's treuen Anhänger, einen lustigen, behenden Kurden, welcher mir viel Vergnügen auf dem Wege gemacht hat. Er beging alle Arten von Thorheiten, wofür er stets die Entschuldigung hatte: „Ich bin kein Mann, sondern ein Kurde."

Als ich kurz vor Mittag mein Pferd bestieg, war der ganze Hof mit Dienern angefüllt, welche alle vor meiner Abreise ein Geschenk haben wollten. Der eine hatte meine Teppiche ausgebreitet, ein anderer mein Feuer besorgt, ein dritter eine Botschaft vom Pascha gebracht u. s. w. Dann kamen ebenfalls die Knaben, welche mich am vorhergehenden Abend durch ihr Singen und Tanzen im hohen Grade ennuyirt hatten und endlich sogar ein alter Mann, dem das wichtige Amt eines Haremaufsehers oblag. Wofür dieser, den ich früher gar nicht gesehen, ein Geschenk haben wollte, war mir unbegreiflich. Natürlicherweise war es unmöglich, alle Bittenden zu beschenken.

Der Boden war bei meiner Abreise von Wan noch fortwährend mit Schnee bedeckt, und dazu hingen noch dichte Schneewolken am Himmel. In fünf und einer halben Stunde erreichte ich das Dorf Alchek (Erdschek), an einem See gelegen, der nur acht bis zehn englische Meilen im Umkreise hat. Kurz vor Beendigung unseres heutigen Marsches flog vor den Füßen meines Pferdes plötzlich ein Berghuhn auf, das jedoch zu schießen, wir vergebens versuchten.

Um von Alchek (Erdschek) nach Dilman, der persischen Grenzstadt, zu gelangen, hatte ich die Wahl zwischen zwei Wegen. Der eine war drei mäßige Tagereisen lang, der andere zwar nur zwei, aber die erste be-

trug nicht weniger als dreizehn Stunden, welche bei dem tiefen Schnee kaum zurückgelegt werden konnten. Es kam noch dazu, daß auf dieser ganzen Entfernung auch nicht eine einzige menschliche Wohnung anzutreffen ist. Nichtsdestoweniger entschloß ich mich doch, diesen Weg einzuschlagen, um den Tag zu erhalten. Um Zeit zu gewinnen, wurde schon sehr früh, nämlich vor drei Uhr, aufgebrochen. Das Wetter war sehr ungünstig; ein Schneesturm wüthete wahrhaft ohne Unterlaß und trieb den Schnee unaufhörlich uns ins Gesicht. Es war dieses um so gefährlicher, als dadurch auch alle Spuren der Straße verwischt wurden, und ich mich mehr auf den Instinct, als auf die eigentliche Kenntniß meiner Leute, verlassen mußte.

Ich hatte dieses Mal eine große Escorte, denn diese Straße ist eine der gefährlichsten im ganzen Oriente, und auch ganz geeignet für Räubereien der Kurden, welche ungestraft bald die persischen, bald die türkischen Grenzdörfer plündern. Der alte Mann, welcher meine Escorte anführte, ritt uns quer durch eine weite Ebene, der Hauptrichtung der Berge folgend, vor. Bei jedem Schritte sanken unsere Pferde bis ans Knie in den Schnee und selbst oft da, wo Schluchten jetzt überdeckt und daher nicht zu sehen waren, sehr tief ein. Als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne uns gestatteten, einigermaßen unsere Lage zu überschauen, bemerkten wir zum Glück, daß wir ungefähr eine halbe englische Meile von der Straße abgekommen waren. Der alte Mann stieg vom Pferde, und verrichtete, nachdem er den Schnee von einem Felsen entfernt, und einen Teppich darauf ausgebreitet hatte, sein Morgengebet, wobei er beständig den Zügel seines Pferdes in den Händen hielt. Der Sturm hatte nicht nachgelassen und so war der Alte, kniend mit dem Gesicht nach Mekka gewendet, seiner ganzen Wuth ausgesetzt. Neun lange Stunden durchwateten wir so den tiefen Schnee, ohne den Zügel loszulassen und ohne auch die Spur von einem menschlichen Wesen zu sehen. Früher befanden sich hier zwei oder drei Dörfer; sie waren aber so häufigen Plünderungen seitens der Kurden ausgesetzt, daß sie von den Einwohnern zuletzt verlassen wurden.

Um Mittag entdeckte mein Führer eine kleine, aus einer niedrigen Felsenkluft entspringende Quelle; ich ließ Halt machen und ein frugales Mahl einnehmen. Ueberbleibsel von Rohr, das an der Quelle stand, diente uns als Brennmaterial unter unserm Kessel, für den ich das

Nöthige mitgenommen hatte. Während unsrer Vorbereitungen verrichtete der Alte seine Waschungen, und nachher wiederum auf dem über den Schnee ausgebreiteten Teppich sein Mittaggebet. Nach einer Stunde setzten wir uns aufs Neue in Marsch und ritten ohne Unterbrechung weiter, bis es zu dämmern begann, da zeigten zahlreiche, von ihrer Weide heimkehrende Heerden von Schafen und Rindern die Nähe des ersten Ortes, der den Namen Kotur führt, an. Mit einem Diener ritt ich rasch voran, da ich eine Reihe Felsen für die Häuser eines Dorfes hielt. Wenn man sehr müde und hungrig ist, so wird eine solche Täuschung um so empfindlicher. Erst nach einer Stunde erblickten wir Rauchsäulen, welche zwischen Korn- und Heuschobern aufstiegen; damit waren wir an dem Ziele unsers langen und mühevollen Marsches. Wir durchritten noch den kleinen Fluß Kotur, welcher am Dorfe vorbeifließt, und befanden uns damit zum ersten Male wiederum in einem persischen Orte.

Fünftes Kapitel.

Der Urmijah-See und die Nestorianer.

Tiefer Schnee. — Die Ebene von Salmas. — Der Urmijah-See. — Kolingi. — Die Stadt Urmijah. — Amerikanische Missionaire. — Die Nestorianer. — Amerikanische Gewohnheiten. — Die Missionaire. — Nestorius.

In Kotur verließ mich die Escorte des Pascha's von Wan. Meine Mauleseltreiber waren von nun an mit dem Wege so gut bekannt, daß ich keines Führers mehr bedurfte. Der Schnee lag an den steilen Abhängen der Berge so tief, daß wir nur unter großen Mühen und mit manchen Schwierigkeiten vorwärts kamen. Mein kleiner Araber, den ich von Erserum aus geritten hatte, war unfähig, ferner in dem Schneegestöber mit einer Last auf dem Rücken fortzukommen; es war daher ein Glück, daß ich mich nicht von meinem großen türkischen Pferde getrennt hatte, das ich nun reiten konnte. Gegen Abend gelangten wir in den fruchtbaren und gut bebauten District von Salmas, welcher zwischen dem Urmijah-See und den Gebirgen von Kurdistan liegt. Er ist dicht mit Dörfern

besetzt und wird besonders von Armeniern bewohnt. Die Hauptstadt heißt Dilman und ist die Residenz eines Gouverneurs. Ich ließ sie zu meiner Linken liegen und nahm mein Nachtquartier in einem elenden, zwischen den Ruinen einer alten armenischen Stadt erbauten Dorfe. An dem nahe gelegenen Felsen sah ich einige roh ausgehauene Sculpturen, die offenbar von hohem Alterthume sind.

Von nun an begannen allerhand Schwierigkeiten, die zunächst in Betreff eines Nachtlagers anfingen; ich sah jetzt erst recht die großen Vortheile ein, die man hat, wenn man mit einem Tataren reist. Auf alle Weise wich man immer meinen Forderungen aus. Glücklicherweise war mein Mauleseltreiber ein Eingeborner des Dorfes und demnach einigermaßen im Stande, mir in seinem Hause einige Bequemlichkeiten zu verschaffen, wie sie freilich eben ein solcher Ort zu bieten vermag.

Am folgenden Tage überstiegen wir nach einander mehrere Hügelreihen, nachdem wir die Ebene von Salmas und zahlreiche, große Dörfer mit ausgedehnten, aber vernachlässigten Gärten passirt waren. Ueberall lag der Schnee hoch. Nach fünf Stunden erschauten wir endlich den Urmijah-See. Der erste Blick auf die weite Wasserfläche war wiederum wunderschön. Nach Nordost, also in der Richtung nach Tauris, erhob sich eine jähe, jetzt überall mit Schnee bedeckte Bergkette; zur Rechten waren die Küsten flach und man vermochte hier kein Zeichen des Winters zu erblicken. Große Striche von Mooren, mit schlankem Rohr bewachsen, zogen sich am Fuße der Höhen bis an die Küste hin. Vor uns lag das kleine Dorf Kolingi, wo ich die Nacht, auf dem halben Wege zwischen Salmas und der Stadt Urmijah, übernachten wollte.

Das Wasser dieses See's ist so salzig, daß kein Fisch darin leben kann. Die Ursache liegt zum Theil darin, daß von Norden aus einige größere Flüsse mit bittern, faulen Wassern hineinfließen, andern Theils aber darin, daß wahrscheinlich mehrere Salzquellen unter dem Boden des See's vorhanden sind.

Von Kolingi aus verließen wir die Küste und ritten quer durch die weite Ebene von Urmijah. Der fruchtbare und lehmigte Boden war in Folge des schmelzenden Schnee's so erweicht worden, daß man kaum vorwärts kam. Im Sommer hingegen muß es hier prächtig sein, Viele, die sie in jener Jahreszeit bereisten, haben mir erzählt, daß sie wegen ihrer

Lieblichkeit und Anmuth an englische Landschaften erinnert. Die zahlreichen Dörfer sind allenthalben von Obstgärten umgeben, und an den Ufern der vielen Bäche, welche die Ebene in jeder Richtung durchfließen, stehen schlanke Bäume.

Es war kurz vor Sonnenuntergang, als wir bei den Thoren der Stadt anlangten; sie liegt ziemlich weit von der Küste des See's, der ihren Namen trägt. Mit der größten Gastfreundschaft wurde ich von einigen amerikanischen Missionairen aufgenommen, welche sich seit drei Jahren in Urmijah niedergelassen hatten, und verlebte mit und bei ihnen einige recht angenehme Tage. Ihre Mission gilt ausschließlich den Nestorianern, die viele Dörfer in der Nachbarschaft des See's besitzen. Daß deren Hauptsitz übrigens sich in den fast unzugänglichen Bergen von Kurdistan befindet, habe ich schon oben gesagt; aber selbst noch keiner der Missionaire vom Urmijah-See war dahin gekommen. Vor Allem verwendeten diese ihre ganze Zeit darauf, die Sprache der Nestorianer zu erlernen. Es ist diese zwar ein Syrisch, unterscheidet sich aber von der Schriftsprache der Syrier durchaus.

Die Missionaire haben bereits große Fortschritte gemacht und sind schon im Stande, die Kinder zu unterrichten, welche in großer Zahl zu ihrer Schule kommen. Ich hätte gern selbst gesehen, was die letzteren für Fortschritte machten; aber leider waren gerade während der letzten Zeit meines Aufenthaltes Ferien und sämmtliche Kinder bei ihren Eltern.

Die Mission bestand aus vier Personen, zwei Geistlichen, einem Arzte und Einem, der der Druckerei vorstand. Sämmtlich waren sie verheirathet; die Frauen schienen aber das Missionswerk ebenso eifrig zu betreiben, als die Männer. Da ich Engländer war und ihre Heimat kannte, so wurde ich ganz besonders freundlich aufgenommen. In einem so entlegenen Winkel der Erde, wie Urmijah, würde aber wahrscheinlich jeder Europäer, und jeder gebildete Mensch, aus welchem Lande er auch kommen möchte, nicht als Fremder, sondern als Gesinnungsverwandter und als Freund willkommen gewesen sein.

Nichts konnte bequemer sein, als die Wohnung der Amerikaner. Wie alle größern persischen Häuser, besaß sie mehrere getrennte Höfe. Ihr häusliches Leben hatte alle heimatlichen Gewohnheiten beibehalten. Ebenso erschien mir die Küche ganz amerikanisch; dieselben Buchweizen- oder Johan-

niskuchen, sowie die kalten Kürbispasteten wurden mir hier gerade so, wie wie ich sie in Boston oder Neuyork kennen gelernt hatte, wiederum vorgesetzt. Man kann sich wohl denken, daß die Vereinigten Staaten Nordamerika's hauptsächlich den Gegenstand zu unserer Unterhaltung boten. Es würde zu weit führen, wollte ich auf die einzelnen Gespräche übergehen. So will ich daher nur noch erwähnen, daß ich zufällig die kleine Stadt Northampton in Connecticut erwähnte und sie als einen Ort bezeichnete, der mir besonders zugesagt hätte, aber keineswegs wußte, daß einer der Missionaire daher stammte. Die Freude dieses letzteren darüber war sehr groß.

Die Missionaire gehörten der presbyterianischen Kirche an und ihre Gebräuche unterschieden sich deshalb von denen der schottischen Kirche fast gar nicht. Morgens und Abens hielten die Glieder jedes Hauses ihre Andachten, wo keine auswendig gelernten Gebete, sondern was eben aus dem Herzen kam, gesprochen wurde. Ihre aufrichtige Frömmigkeit machte einen guten Eindruck auf mich. Obgleich, wie es auch nicht anders zu erwarten war, die Religion einen großen Theil unserer Unterhaltung ausmachte, so waren sie doch fern von aller Salbung und Scheinheiligkeit. Die ganze Art und Weise, wie sie sich gaben, sprach klar aus, wie sehr sie von ihrem heiligen Berufe ergriffen waren und wie sie ihn in seiner ganzen Wichtigkeit erkannten.

Während meines Aufenthaltes im Oriente, habe ich Missionaire verschiedener Nationen gesehen; ich bin aber der Meinung, daß die amerikanischen vor Allem am geeignetsten sind, um die großen Beschwerden und Unbequemlichkeiten zu ertragen, welche ihr Beruf mit sich bringt. Sie sind nicht nur fast sämmtlich kenntnißreich und haben auch in der Regel einen guten Körper, zwei durchaus nothwendige Eigenschaften, um unter Asiaten zu leben, sondern sie besitzen zu gleicher Zeit, wenn auch nicht immer, eine feine Bildung, so doch stets viel praktische Lebensklugheit und Menschenkenntniß. Dazu kommt nun noch ein unermüdlicher Eifer für das, was sie einmal für eine Aufgabe ihres Lebens halten. *)

*) Auch andere Reisende stimmen darin überein. Einen Hauptvortheil haben die amerikanischen Missionaire dadurch voraus, daß sie bei der Bekehrung nicht gleich mit der Bibel und mit den Glaubenssätzen beginnen, sondern den Leuten, die an ihrem Unterricht theilnehmen, erst so viel Bildung und Kenntnisse zu verschaffen suchen, daß sie im Stande sind, die christliche Religion ihrem ganzen Wesen nach zu erfassen.

Anmerk. des Uebers.

Am Tische meines Wirthes, des Dr. Grant, fand ich beständig einen nestorianischen Bischof, der bereits seit mehreren Jahren in der Familie lebte. Wie alle Geistlichen dieser Secte war er schon früh dem geistlichen Stande bestimmt, und hatte, wahrscheinlich deshalb, nie eine thierische Nahrung erhalten. Aber selbst dieses war seiner Enthaltsamkeit noch nicht genug, denn seine Religion schrieb ihm vor, noch zwei Tage in der Woche, die von den Nestorianern als besondere Festtage heilig gehalten werden, allein und im Gebet zuzubringen. Diese alte christliche Secte der Nestorianer duldet kein Bild oder dergleichen in ihren Kirchen. Sie sind der vollen Ueberzeugung, daß der Heiland dieselbe Sprache gesprochen, deren sie sich jetzt selbst bei ihrem Gottesdienste bedienen.

Die Missionaire sind übrigens der Meinung, daß sie bei den Erwachsenen keineswegs für ihre Lehren viel Eingang finden; der Eifer jedoch, den viele Kinder für die weitere Entwickelung ihres Geistes an den Tag legen, berechtigt zu größeren Hoffnungen bei der heranwachsenden Generation. Die persischen Behörden legen keinerlei Schwierigkeiten in den Weg, so lange kein Versuch gemacht wird, Mohamedaner von ihrem Glauben abzuwenden; im Gegentheil hat man anerkannt, wie viel Mühe die Amerikaner sich geben und wie sehr sie sich der Armen und Kranken anannehmen, und leistet ihnen deshalb allen Vorschub.

Die Nestorianer waren früher bedeutender an Zahl und außerdem noch über einen großen Theil Persiens und Kleinasiens verbreitet. Ihren Namen haben sie von Nestorius, Patriarchen von Konstantinopel, welcher im Jahre 431 auf dem Concil zu Ephesus wegen Ketzerei verdammt wurde, erhalten. So sehr auch seine Lehren im Occidente allenthalben verworfen wurden, so gewannen sie doch im Orient in der ersten Zeit viel Boden. Nestorius war ursprünglich Mönch in Antiochien, und zog sich, als seine Lehre verdammt und er selbst abgesetzt wurde, einige Jahre dahin zurück. Später ging er jedoch nach Aegypten, wo er starb. Man darf sich wohl der Hoffnung hingeben, daß man dereinst aus den syrischen Manuscripten, deren die Nestorianer nicht wenige in ihren Klöstern besitzen sollen, über jene geschichtlich-interessante Zeit noch manche Aufklärung erhalten wird. Nach ihren eigenen Traditionen sind die Nestorianer Kurdistans und des Urmijah-See's eine Colonie christlicher Juden, die sich schon in der frühesten Zeit des Christenthums in ihren heutigen Wohnsitzen ansiedelte.

Sechstes Kapitel.

Reise am Urmijah-See.

Abreise von Urmijah. — Ein nestorianischer Hochzeitszug. — Ein kurdisches Dorf. — Ein unfreiwilliges Bad. — Schischawan. — Malek Kaßim Mirsa. — Ramasan. — Theologische Discussionen. — Deh Chargan. — Ankunft in Tauris.

Es that mir in der That leid, als ich am 4. December endlich die kleine amerikanische Gesellschaft verlassen mußte. Obwohl bedeutend länger, so zog ich doch für meine Weiterreise vor, den Urmijah-See auf der Südküste zu umgehen; die eigentliche Straße führt durch die Ebene von Salmas im Nordwesten des See's nach Tauris. Zwei Missionaire begleiteten mich einige Meilen. Der Gouverneur der Provinz, zu dem ich am vorhergehenden Tage gerufen worden war, hatte bereits Jemand abgeschickt, um mir in den kurdischen Dörfern Quartier zu besorgen.

Als wir langsam unsere Straße dahin ritten, begegneten wir einem nestorianischen Hochzeitszuge, indem der Bruder des oben erwähnten Bischofs seine Braut aus ihrem Dorfe begleitete. Sie saß, wie Frauen und Mädchen im Oriente ganz gewöhnlich thun, zu Pferde und war recht hübsch angezogen, aber dicht verschleiert. Der Bräutigam ging neben ihr her und führte sein Pferd am Zügel. Als wir in ihre Nähe gekommen waren, entstand plötzlich ein großer Streit in dem Zuge, indem ein früherer Liebhaber des Mädchens durchaus seine Ansprüche geltend machen wollte. Das Ende von der Sache war eine ganz bedeutende Rauferei, wobei der jetzige Bräutigam die Oberhand behielt. Unglücklicherweise wurden meine Leute mehr gegen ihren Willen in das Handgemenge verwickelt, und einer meiner Diener gerieth dabei mit seinem Pferde in einen tiefen Sumpf, aus dem wir ihn nur mit Mühe wieder herausziehen konnten.

Die geringe Erhebung der ganzen Ebene von Urmijah über die Fläche des See's scheint anzudeuten, daß einst die ganze Gegend bis an die Höhenzüge ein großer See gewesen ist. Vom nahen Strande kamen uns äußerst unangenehme Dünste entgegen. Man erzählte uns, daß ungeheure Schaaren von Heuschrecken oft nach dem See getrieben werden, darin umkommen und dann wiederum vom Wasser an die Küste geworfen werden, um hier alsbald in Fäulniß überzugehen.

Meine erste Tagereise währte nur sechs Stunden. Die wenigen Ruhetage, welche meine Pferde in Urmijah gehabt hatten, hatten keineswegs einen vortheilhaften Einfluß ausgeübt. Ich habe überhaupt wahrgenommen, daß der plötzliche Uebergang von großer Anstrengung zu gänzlicher Ruhe für Menschen und Vieh, wenigstens im Oriente, gleich gefährlich ist. Oft habe ich an mir und an anderen die Erfahrung gemacht, daß man nach einem langen und ermüdenden Marsche unwohl wird, oder sich wenigstens entkräftigt fühlt, sobald man sich der Ruhe hingiebt; man erholt sich aber schnell wieder, wenn man ohne Weiteres seine Reise fortsetzt und sich keine oder nur wenig Ruhe gönnt.

Am Abende des folgenden Tages wurde in dem kleinen kurdischen Dorfe Mahmudjeh Halt gemacht. Es liegt am südwestlichsten Ende des See's, den man jedoch wegen des hohen Schilfes nicht sehen kann. Rings um das Dorf befindet sich wenig cultivirtes Land; denn während des Sommers treiben die Einwohner ihre Heerden ins Gebirge und halten hier nur ihre Winterquartiere. Trotzdem fand ich die Häuser weit besser eingerichtet, als ich sie je in Armenien getroffen hatte. Auch waren ihre Bewohner höflich und aufmerksam. Wie wir ankamen, brachten uns die Frauen sogleich herrliche Milch.

Obgleich ich meinem Tataren aufgetragen hatte, einen Führer aus dem Dorfe mitzunehmen, so reisten wir doch, da der Erstere versicherte, den Weg genau zu kennen, ohne den Letzteren ab. Gleich vor dem Dorfe verließen wir den gebahnten Weg und lenkten auf einen Fußsteig ein. Wir kamen allmälig in Schilf. Ehe wir es uns versahen, befanden wir uns in einem solchen Dickichte, daß wir, obschon wir zu Pferde waren, gar nicht darüber wegsehen konnten. Auf beiden Seiten war außerdem der Boden von wilden Schweinen aufgewühlt, deren grunzende Töne wir gelegentlich auch vernahmen. Zuletzt war der Pfad gar nicht weiter zu verfolgen, und wir vermochten nur mit Mühe durchzudringen. Ich ritt zum Glück hinterher. Da vernahm ich plötzlich, das etwas stürzte und bald darauf auch ein Schreien und Rufen. Mit Mühe brachte ich mein Pferd an die Stelle, wo das Unglück geschehen war, und befand mich alsbald an dem Ufer eines tiefen und reißenden Flusses, in welchen die Packpferde gestürzt waren. Vergebens bemühten sich diese, auf die gegenüberliegende Seite zu gelangen. Die steilen und schlüpferigen Ufer boten

den armen Thieren gar keine Möglichkeit, festen Fuß zu fassen. Eins lag alsbald ganz erschöpft im Schlamme und sank immer tiefer ein, sodaß es uns trotz aller Anstrengung gar nicht gelang, es herauszuziehen. Selbst meine eigenen Pferde erreichten nur mit großer Mühe das Ufer wieder. Erst nach vielen Versuchen und unter großen Mühen gelang es, wenigstens eins der Packpferde mit der Ladung ans Land zu bringen. Bei dem andern waren die Riemen zerrissen und ich hatte das traurige Vergnügen, mein ganzes Gepäck, Teppiche, Kleider u. s. w., vom Strome fortgeschwemmt zu sehen. Der alte Tatar, durch dessen Unfolgsamkeit dieses Unglück verursacht war, strengte sich mit aller Macht an, um selbst an das Ufer zu gelangen, und schrie dabei wie ein Löwe, den Propheten nebst allen Heiligen zu Hilfe rufend. Wir sahen alsbald die Unmöglichkeit ein, auf das gegenüberliegende Ufer zu kommen; so blieb uns nichts weiter übrig, als in einem wahrhaft jämmerlichen Zustande zurückzukehren. Wir Alle, Mann und Roß, waren über und über beschmuzt und triefsten von Wasser. Das eine Packpferd, was gerettet worden war, wankte unter der Last des ganzen Reisegepäcks und der alte Tatar stöhnte und seufzte.

Wir hielten gleich am ersten Dorfe, zu dem wir kamen, an, um unsere Kleider zu trocknen, denn sie hätten sich sonst mit einer Eiskruste überzogen. Von den verlorenen Sachen vermißte ich vor Allem die Halfter und Futtersäcke, sowie Lichter und Leuchter. Glücklicherweise befand ich mich dem Ziele meiner Reise nahe; so durfte ich mich schon eher über meinen kleinen Verlust trösten. Ich war nur froh, daß keins meiner eigenen Pferde zu Grunde gegangen war.

Die beiden folgenden Ruhetage vergingen, ohne daß mir etwas Besonderes aufgestoßen wäre, nur war das Wetter äußerst rauh und kalt. Wir passirten zwei nicht unbedeutende Flüsse, welche sich an der Südostküste des See's vereinigen. Sie bewässern einen District, der fast nur von Kurden bewohnt wird.

Am Abend des nächsten Tages gelangten wir in das Dorf Schischawan, die Residenz von Malek Kassim Mirsa, einem Sohne des verstorbenen Schahs. Ich hatte bereits während meines kurzen Aufenthaltes in Tauris im verflossenen Sommer seine Bekanntschaft gemacht. Zu jener Zeit trug er fränkische Kleidung und stellte so, obgleich er sonst ein angenehmes Aeußere hatte, einen ungeschickten Europäer dar. Ich sah

ihn einmal am Tische des englischen Gesandten in einem blauen Oberrock mit großen, messingenen Knöpfen; dazu kam ein buntes Hemd und ein weißes Halstuch. Damit in Uebereinstimmung glaubte er auch noch weiter von seinen früheren Gewohnheiten abgehen zu müssen, sodaß er auch die hohe persische Mütze, die aus schwarzem feingekräuselten Schaffell verfertigt wird, ablegte und nun mit seinem geschorenen Kopf gerade keine hübsche Erscheinung darbot. Uebrigens sprach er das Französische fließend. Jetzt beschäftigt er sich damit, Englisch zu lernen und hat deshalb einen amerikanischen Missionair, einen Herrn Merrick, veranlaßt, einige Monate bei ihm in Schischawan zuzubringen. Herrn Merrik, welcher nach Persien geschickt ist, um die Mittel und Wege in Erwägung zu ziehen, was für die Verbreitung des Evangeliums unter den Mohamedanern zu thun ist, war der Antrag ebenfalls sehr genehm, da ihm dadurch am Ersten Gelegenheit geboten wurde, den Perser und seine Sprache kennen zu lernen.

Das kleine Dorf Schischawan liegt bereits an der Ostküste des See's. Einige kleine Segelbote hatten an der Küste Anker geworfen und bildeten die Flotille des Prinzen, der sich für den Augenblick ganz besonders für die Schifffahrt interessirte. Das Schloß des Prinzen befindet sich mehr in der Ebene seitwärts vom Dorfe, und bildet ein von einem Wall umgebenes Viereck, aus dem einige, jetzt entblätterte, Pappeln hervorragten. Im Namen seines Herrn wurde ich von dem Hofmeister bewillkommnet und in ein kleines Zimmer geführt, dessen Einrichtung mir sogleich sagte, daß es von einem Europäer bewohnt werde. Die Fenster hatten zwar keine Glasscheiben, sondern nur schwaches Licht drang durch geöltes Papier ein; aber es brannte ein mir jetzt sehr willkommenes Feuer im Kamine, und außerdem gaben verschiedenerlei Luxusgegenstände, als Tische, Stühle und Bücherbretter, dem Zimmer ein wohnliches Ansehen.

Herr Merrick empfing mich freundlich. Wir hatten aber kaum so viel Zeit, uns zu begrüßen, denn der Prinz erschien alsbald, um uns aufzufordern, mit ihm das Abendbrot einzunehmen. Es war gerade die Zeit des Ramasan, wo kein Anhänger des Koran von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang etwas zu sich nehmen darf, selbst nicht einen Tropfen Wasser. Man kann sich wohl denken, daß, wenn der Ramasan in dem Som-

merfällt, denn die Perser rechnen wie die Türken und alle Mohamedaner nach Mondjahren, eine solche Enthaltsamkeit bei der in der Regel dann auch großen Hitze eine nicht geringe Pein sein muß; doch werden Kinder und Kranke gewöhnlich von der strengen Ausübung dieser Pflicht dispensirt. Im Winter ist sie allerdings leichter auszuführen. Es mag übrigens eine Jahreszeit sein, die da will, Jedermann erwartet das Zeichen für den Sonnenuntergang mit Ungeduld. Meine Diener hatten sich jedoch keineswegs um den Ramasan gekümmert und aßen so oft, als sie etwas bekamen.

Die Schnelligkeit, mit welcher kurz nach Sonnenuntergang das Abendessen lange vor der eigentlichen Essenszeit, wie sie in Persien Sitte ist, gebracht wurde, zeigte ebenfalls, wie sehr Hunger und Appetit durch dieses lange Fasten bei dem Prinzen gesteigert worden war. In Teheran ist übrigens der Ramasan, besonders bei den höhern Classen, eine Zeit der Schwelgerei. Die Nacht wird gewöhnlich in Tag verwandelt und in Saus und Schmaus verlebt. Wie die Sonne sich dem Horizonte nähert, verläßt man das Lager und sucht sich auf alle mögliche Weise für die Entbehrung schadlos zu halten.

Der Prinz hatte sich früher dem Wein ergeben, aber auf die Mahnungen des bei ihm wohnenden Missionairs wiederum ein Laster abgelegt, welches nur seine künftige Gesundheit untergraben konnte. Zu seiner Ehre sei es jedoch gesagt, daß er unter dem Einflusse der amerikanischen Missionaire jetzt sogar ein eifriger Wortführer der Mäßigkeit geworden ist. Zufällig waren vor einigen Jahren ihm Voltaire's Werke in die Hände gerathen. Leider wurde er so sehr von der darin ausgesprochenen philosophischen Richtung eingenommen, daß er alsbald einer der eifrigsten Anhänger war. Der verstorbene Schah jedoch, erstaunt über Ansichten, die sich keineswegs mit dem Koran und noch weniger mit dem Leben in Persien vertrugen, befahl, das Buch augenblicklich den Flammen zu übergeben. Aus allem diesem geht allerdings hervor, daß der Prinz ein strebsamer Mensch war und keineswegs an den starren Formen des Orientes Gefallen fand. Man darf sich auch nicht wundern, daß er in der Unterhaltung eine gewisse Gewandtheit besaß und man mit ihm über Dinge sprechen konnte, die sonst dem Orientalen unverständlich sind. Ich war auch ganz erstaunt über die Fortschritte, welche er im Englischen seit Kurzem gemacht hatte. Nach dem Abendessen verließ uns der Prinz.

Herr Merrick theilte mir auch noch Mehreres über Malik Kaßim Mirsa mit, was ebenfalls für ihn sprach. Zunächst hate er ihm erlaubt und sogar den Raum dafür zur Verfügung gestellt, um für dessen Zöglinge eine Schule zu errichten. Eine Zeit lang legte er sogar großes Interesse dafür an den Tag; aber leider hat später sein Eifer nachgelassen, denn Unstätigkeit ist mehr oder minder ein Fehler des Prinzen. Außerdem besitzt er auch nicht genug Bildung, um von solch einer Anstalt einen richtigen Begriff zu haben. Es kommt noch dazu, daß das Lesen Voltaire's und anderer französischen Schriften ihm mehr geschadet als genützt hat.

Ich glaube überhaupt nicht, daß in der gegenwärtigen Zeit irgend etwas für die Verbreitung des Christenthums unter den Persern geschehen kann, obgleich es keinem Zweifel unterliegt, daß diese bereits viele ihrer religiösen Vorurtheile aufgegeben haben, und daß die Lehren des Propheten, wenigstens bei den höhern Ständen, meistens ihre Bedeutung verloren haben. Meiner Meinung nach ist überhaupt die Bigotterie der Mohamedaner keineswegs daß Haupthinderniß der Verbreitung des Christenthums unter ihnen; denn weit schädlicher ist die Tiefe moralischer Versunkenheit, die fast allgemein im Oriente vorhanden ist. Bevor eine Religion, wie die christliche, die so viel Reinheit und Demuth erfordert, bei solchen Leuten Eingang finden kann, müssen diese erst selbst einen bessern Lebenswandel führen.

Die Perser sind zu religiösen Discussionen mit Europäern sehr geneigt; sie bewegen sich selbst darin nicht ohne eine gewisse Frische in der Begründung ihrer Ansicht und nicht selten mit offenbarer Ueberzeugung. Ein Missionair sollte daher vor allem ihrer Sprache vollkommen mächtig sein, ebenso wie er der Sache selbst, die er vertritt, Herr sein muß, bevor er es nur wagen darf, sich auf eine Discussion einzulassen. Man wird immer, wenn man nicht überzeugen kann, im Nachtheile sein, zumal der Gegner stets auch dann der Meinung ist, daß allein seine Meinung die richtige sei. Ich habe häufig von Persern vernommen, daß der übrigens bekannte Missionair Wolf bei solchen Streitigkeiten den Kürzeren zog.

Das sicherste Argument bei einer solchen Discussion mit gelehrten Persern, was auch am schwersten zu widerlegen sein möchte, ist ein ganz besonderes Gewicht auf die moralische Erhabenheit und auf die Reinheit

des Christenthums zu legen. Das vermag auch kein Mohamedaner abzuleugnen und zwingt diese, selbst gegen ihre Ansicht, Achtung zu haben. Auf der anderen Seite ist nicht zu verkennen, daß der Mangel alles äußern und öffentlichen Gepränges beim presbyteranischen Gottesdienst für Menschen, die wenig Bildung haben und die Gottheit noch gar nicht ohne Formen und nur im Geiste erfassen können, so viel als gar keine Religion ist. Von allen Missionairen ist es gegenwärtig allgemein anerkannt, daß eine Veredelung der christlichen Bevölkerung in diesen Ländern nur auch durch Bekehrung der Mohamedaner geschehen kann.

Am folgenden Morgen erwarteten wir den Prinzen vergebens beim Frühstück; er erschien erst, als ich abreisen wollte, und begleitete mich einige Meilen weit. Wider alles Erwarten und alle Gewohnheit, besonders in Persien, nahmen die Diener des Prinzen durchaus keins der ihnen dargebotenen Geschenke an. Der Morgen war bitterlich kalt und ein scharfer Wind kam von den beschneieten Gipfeln der Berge, welche zwischen dem See und Tauris liegen.

An einer niedrigen Stelle des Ufers hielt ich an, um einige dort entspringende Quellen näher kennen zu lernen. Diese enthalten nämlich so viel Kalk und andere mineralische Bestandtheile, daß sich beständig eine Art Travertino, aber von einer solchen Schönheit und Festigkeit bildet, daß er in Form großer Platten nach allen Theilen Persiens verführt werden kann. Er ähnelt dem Alabaster, ist halbdurchsichtig und wird namentlich zum Betäfeln der Zimmer der Vornehmen und der königlichen Schlösser benutzt.

Die Nacht über blieb ich in Dekergan, dem schönsten Dorfe, das ich in Persien gesehen habe. Wer nur auf der Hauptstraße reist, kann sich keine rechte Idee von der Wohlhabenheit machen, in der sich diese mehr abgelegenen Gegenden befinden. Gärten von bedeutender Ausdehnung umgaben hier jedes Haus, und auf dem Basar sah ich Bedürfnisse aller Art in großer Auswahl. Vor den Thüren befanden sich große Steinplatten, auf denen mittelst Walzen aus dem Samen des Ricinus das bekannte Ricinusöl gepreßt wurde. Hier wird dieses übrigens von den Armen allgemein als Brennöl verwendet.

Dekergan liegt in dem reichen und fruchtbaren District von Maragha, dereinst berühmt als Residenz des Hulagu Khan, des Neffen von Dschingis-Khan, welcher ersterer, nachdem er halb Asien verwüstet hatte, sich hier niederließ, um das Land zu bebauen und Wissenschaften zu treiben.

Gleich nach Mittag des folgenden Tages langte ich endlich wiederum vor den Thoren der großen Stadt Tauris oder Tebris, auch Tabris genannt, an und freute mich, die sehr beschwerliche Reise glücklich zurückgelegt zu haben.

Reise

von

Erserum durch das nordöstliche Armenien

nach

Georgien

von

Generalmajor A. F. Macintosh.

Erstes Kapitel.

Kars und Ani.

Abreise von Erserum. — Hassan-Kaleh. — Ein altes Karawansarai. — Chorossan. — Paß von Bardeß. — Kars. — Kurdische Reiter. — Ein armenisches Dorf. — Ani und seine Ruinen.

Entschlossen, Kars zu besuchen, verließ ich Erserum, von einem einzigen Reisegefährten begleitet. Da wir nur wenig Gepäck und jeder einen Diener hatten, so beschlossen wir, uns den Postpferden anzuvertrauen *). Der Pascha hatte uns mit den nöthigen Briefen an die ihm untergebenen Gouverneure versehen.

Es war meine Absicht, seitlich von Kars die Gebirgskette, welche sich im Süd-Westen des Ararat hinzieht, zu übersteigen, um in das Thal zu gelangen, durch welches auch die große Karawanenstraße nach Persien führt, und dabei die interessante Stadt Bajasid kennen zu lernen. Dieser Weg ist zwar ungewöhnlich und führt fast nur durch von Kurden bewohnte Gegenden, aber ich glaubte um diese Jahreszeit sicher zu sein, nicht ge-

*) Man denke hierbei aber ja nicht an unsere Posteinrichtung. Dörfer und Städte müssen nämlich im ganzen Oriente allen Beamten und den von der Regierung empfohlenen Reisenden gegen eine keineswegs für jene Gegenden geringe Entschädigung, die im Durchschnitte für die Wegstunde, also ziemlich für eine deutsche Meile, 10 Silbergroschen beträgt, die nöthigen Pferde stellen. Das Unangenehmste ist, daß man entweder diese Postpferde weite Strecken mit sich führen muß, oder durch das Erwarten anderer stets viel Zeit verliert. Es stammt diese Sitte noch aus der Herrschaft der Mongolen, welche in solchen Einrichtungen sich wahrhaft ausgezeichnet haben. Uebrigens erhält man allenthalben gegen Bezahlung sehr gern Pferde zum Reiten, weniger für das Gepäck, in Gegenden, die fern liegen und sich mehr oder weniger der türkischen oder persischen Herrschaft entzogen haben, sogar unentgeldlich, indem die Gastfreundschaft eine Bezahlung anzunehmen nicht erlaubt. Es gilt dieses ganz besonders von den Tscherkessen und den übrigen Bewohnern des Kaukasus.

Anmerk. des Uebers.

plündert zu werden, zumal ich außerdem noch beschloß, in den gefährlichsten Strichen Escorten mit mir zu nehmen. Wir waren zwar Anfangs auch Willens, die östlichen Quellen des Euphrat zu besuchen, allein unsere Führer meinten, daß diese doch unserer eigentlichen Tour zu fern lägen.

Unsere Richtung führte uns östlich auf bekannter Straße. Gegen Abend erreichten wir Hassan-Kaleh, das am Fuße eines aus der Ebene sehr steil aufsteigenden Berges liegt. Auf einem Felsenvorsprung liegt das Castell, was eigentlich diesen Namen, der Hassans Burg bedeutet, besitzt. Die Stadt mag dreihundert Häuser enthalten, und ist ebenfalls von einer Mauer umgeben, die wenigstens an dem Thore, durch das wir einritten, doppelt war; sie trug zwar die Spuren einer Ausbesserung aus der neuesten Zeit, aber leider ist sie doch in ihrer ganzen Ausdehnung mehr oder weniger im Verfall. Auch die Burgmauer war doppelt. Wenn man sich den verschiedenen Styl der Gebäude betrachtet, so unterliegt es keinem Zweifel, daß diese zu verschiedenen Zeiten erbaut sein müssen. Die Burg liegt jetzt in Trümmern. Die letzte Zerstörung geschah im russisch-türkischen Kriege. Der von den Russen ebenfalls zerstörte Kiosk am südöstlichen Ende gewährt einen Blick über die ganze Ebene. Hier findet man auch die Ueberreste eines Thores und einer Treppe, welche vom Felsen hinabführte, während eine oben in der Mauer befindliche große Oeffnung, ähnlich einem Fenster, anzudeuten scheint, daß hier dereinst eine ansehnliche Wohnung, wahrscheinlich für den Commandanten, stand.

Südlich von der Stadt sieht man noch die Trümmer einer Brücke, auf der man auf die gegenüberliegenden Seite des Araxes zu zwei heißen Schwefelquellen kommt, die als Bäder dienen. Nördlich von der Stadt, also zur Rechten, erhebt sich das eine Gebirge, was hier aus vulkanischem Gestein besteht und auf einem Vorsprunge die Burg trägt, während auf der entgegengesetzten Seite jenseit der Ebene, ein anderes sich hinzieht, welches für die Wasser des Araxes und des östlichen Eufrat (Murad) die Scheide bildet. Weiter in der Ebene sieht man unbedeutende Arme des zuerst erwähnten, also nördlichen Gebirges, die mit einer niedrigen Kette des Kaukasus*) in Verbindung stehen. Derselbe

*) Es wird von dem Verfasser und vielen andern Reisenden dem Kaukasus eine viel zu große Ausdehnung gegeben. Das Gebirge, von

gänzliche Holzmangel, wie er überhaupt in Armenien vorkommt, herrscht auch hier ringsumher. Wir hatten demnach kein anderes Brennmaterial als getrockneten Kuhmist. Die höhern Berge waren allenthalben noch mit Schnee bedeckt.

In dem inneren Hofe der Burg zog ein sonderbarer und polirter Stein, aus dem porphyrartigen Trachyt dieser Gegend bestehend, meine Aufmerksamkeit auf sich. Er war vier Fuß lang, zwei breit und ragte drei Fuß aus dem Boden hervor. In der Mitte besaß er eine viereckige Vertiefung. Nach den Eingebornen soll er schon vor der mohamedanischen Eroberung vorhanden gewesen sein; mehr wußten diese auch nicht davon zu sagen. Ich halte ihn jedoch für einen Altar der alten Feueranbeter.

Am nächsten Morgen setzten wir mit frischen Pferden unsern Weg fort und sahen in der Nähe des Dorfes Köprikoi ein großes, aber in Trümmern liegendes Karawansarai. Es war das erste Gebäude der Art, das wir gesehen haben. Obgleich theilweise in Trümmern, so war es doch ganz geeignet, ein günstiges Urtheil über den Nutzen und die Bequemlichkeit solcher Gebäude zu erhalten. In allen Theilen des persischen und türkischen Reichs, auch auf der Ostseite von Bagdad, findet man dergleichen Karawansarais. Später habe ich häufig in solchen Gebäuden die Nacht zugebracht. Hauptsächlich scheinen sie im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert erbaut worden zu sein, wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß einige aus einer viel frühern Zeit stammen, andere dagegen auch einer spätern angehören. Nach der Meinung der Perser sind die meisten Karawansarais unter der Regierung Schah Abbas' des Großen erbaut; bei vielen, und besonders bei den bessern, die in der Nähe von Ispahan liegen, unterliegt es wohl keinem Zweifel. Es giebt Karawansarais, welche über tausend Menschen mit sammt den Reit- und Pack-

---

dem hier die Rede ist, hängt mit dem Ararat zusammen und wird hier und da auch als das Ararat'sche bezeichnet. Es befindet sich bereits auf dem armenischen Hochlande und durchzieht dieses, wie die übrigen Gebirge, von Osten nach Westen. Nördlich von ihm erhebt sich das Randgebirge des eben genannten Hochlandes und wird in den ältern Schriften der Armenier Sdorin-Goffkas, d. i. unterer Kaukasus, genannt. Diesem parallel im Norden, aber in ganz anderer und riesenhafter Ausdehnung befindet sich erst der eigentliche Kaukasus, von dem noch später gesprochen werden wird. Anmerk. d. Uebers.

pferden zu fassen vermögen. Ohne Ausnahme haben sie stets reichlich Wasser.

Eine schöne Brücke führt in sieben Bögen dicht an der Vereinigung zweier Flüsse, die die ersten Anfänge des Araxes bilden, auf die gegenüberliegende Seite. Wir blieben auf dem rechten Ufer, während auf der linken Seite der Araxes von felsigen Klippen eines harten und rothen Sandsteines eingeengt war. Wenn ich nicht sehr irre, hatte man die Brücke und das Karawansarai aus demselben Gestein erbaut.

Chorossan, ein kleines kurdisches Dorf mit einer hölzernen Moschee und desgleichen Minareh war die nächste Station; es liegt eine halbe Meile vom Araxes entfernt. Die Reise bis hierher führte auf derselben Ebene entlang, und zwar, wie schon gesagt, auf der linken Seite des Araxes. Die ganze Gegend hatte den Anschein, als wenn ihr jetziger Zustand einer nicht zu frühen geologischen Periode angehörte und also vor nicht sehr langer Zeit noch mit Wasser bedeckt gewesen wäre. Trotzdem schien der Boden im Allgemeinen unfruchtbar zu sein; obwohl die Pflanzen, welche hier wuchsen, eine ziemliche Mannigfaltigkeit zeigten, so waren sie doch nur spärlich vorhanden. Wir begegneten vielen Heerden von Schafen jener lang- und breitgeschwänzten Art, die mit Ausnahme der nördlichsten und kältesten Gegenden, in ganz Asien allgemein verbreitet ist.

Das Thermometer stand verhältnißmäßig sehr hoch, denn es zeigte am Mittag im Schatten 20—21 Grad R.; und doch hatte die warme Jahreszeit in dieser Hochebene erst angefangen. Der Araxes ist hier ziemlich seicht; nach der Versicherung der hiesigen Einwohner kann man ihn, insofern er nicht ganz besonders angeschwollen ist, mit Leichtigkeit durchwaten. Im Frühjahre jedoch ist er des schmelzenden Schnee's halber ziemlich wasserreich und man bedient sich zum Uebersetzen der Büffel.

Die Postbeamten und die Eigenthümer der Pferde wollten durchaus nicht weiter gehen, insofern nicht eine genügende Escorte uns begleitete; selbst die, welche uns zum Schutz mitgegeben wurden, hatten am folgenden Tage eine ungeheure Furcht vor den Kurden. Doch alle Sorge war, wie wir später uns überzeugten, zum Glück vergebens gewesen, denn es hatten sich keine räuberischen Kurden sehen lassen. Ich gab nach, allein es fand sich jedoch Niemand, der uns begleiten wollte; so reisten wir ohne eine zweite Escorte ab. In der ganzen hiesigen Gegend bedient

man sich übrigens, der sonstigen Sitte im Oriente entgegen, der Ochsen und Kühe, sowohl zum Reiten als zum Ziehen. Mehr als einmal begegneten wir Leuten, welche auf dem Rücken genannter Thiere im scharfen Schritte einherritten.

Wir gelangten alsbald in ein Thal, und folgten nun dem Laufe eines tiefen und reißenden Flusses, der in ost-süd-östlicher Richtung dem Araxes zuströmt. Nach öfterm Uebersetzen desselben erreichten wir das Dorf Kara-Oghlan, aus einigen elenden Hütten am Fuße eines hohen Felsens bestehend; im Norden befanden sich bewaldete Höhen. Nicht weit davon kamen wir an die Ruinen eines Gebäudes von, man möchte in der That sagen, Cyklopenbauart. Es hatte eine viereckige Gestalt und war auf jähem Felsen erbaut. Etwas weiter davon sah man wiederum in einiger Entfernung eine Burg, die von unseren Führern Kara-Oghlan-Kaleßi genannt wurde. Kara-Oghlan heißt wörtlich im Türkischen „schwarzer Knabe", ist aber auch die gewöhnliche Bezeichnung für einen kurdischen Freibeuter.*) Wir stiegen wieder aufwärts und kamen schon nach einer Viertelstunde auf die Höhe eines Passes, wo sich uns eine herrliche Aussicht fast nach allen Seiten hin darbot.

Im Süden erblickten wir die soeben von uns durchreiste Gegend, wie sie sich ostwärts von Erserum bis ans Gebirge hinzieht; im Norden sah man hingegen, wie die Straße plötzlich in ein tiefes Thal von großer Ausdehnung abfiel; in dieses mündete unter einem rechten Winkel aber wiederum ein anderes und noch größeres. Das zuerst genannte Thal war auf beiden Seiten von den schönsten Matten, die reiche Weide darboten, bedeckt; weiter oben trafen wir ziemlich dichte Tannenwälder an und diese setzten sich selbst bis auf den Rücken der Berge, wo hin und wieder noch Schnee lag, fort. Nordwestlich erschauten wir zu unseren Füßen ein drittes ebenso grünes und fruchtbares Thal, was von einem ziemlich großen Bache durchflossen wurde, während steile Höhen sich bis zu 2000 Fuß über uns erhoben und auf ihrem Gipfel Basaltsäulen trugen.

*) Nicht Kara-Oghlan-Kaleßi heißt übrigens diese Burg, sondern Kör-Oghlu-Kaleßi d. i. Burg des Kör-Oghlu, eines Kurden, der zu gleicher Zeit Räuber und Dichter war. Ueber ihn besitzt man in der neuesten Zeit interessante Nachrichten und kennt auch bereits eine Reihe von Gesängen, die ihn zum Verfasser haben, oder seine Heldenthaten besingen. Kör-Oghlu ist der Rinaldo-Rinaldini der Orientalen und ist fortwährend ein gefeierter Name von Tauris bis Tiflis. Anmerk. des Uebers.

Von hier aus führt uns der Weg wiederum abwärts in das Dorf Bardeß. Auf der rechten Seite lag uns der Soghanlü-Dagh, über den die Straße von Erserum nach Kars führt und wo die Türken im Jahre 1829 lange Zeit den Marsch der Russen aufhielten. Während meiner jetzigen Reise über diesen Gebirgspaß, aber auch später, habe ich immer nicht begreifen können, warum man nicht hier einige befestigte Thürme aufführt. Sie würden zur Vertheidigung des Landes unendlich viel beitragen, und könnten mit Leichtigkeit und ohne Unterbrechung die Verbindung aller festen Plätze in der Ebene aufrecht erhalten. Bardeß liegt an einem Flusse, welcher, wie gewöhnlich, den Namen des daran liegenden Ortes führt, und enthält mehrere hübsche Gebäude. Im Anfange wurden wir keineswegs mit besonderer Gastfreundschaft aufgenommen.

Von hier aus gelangten wir alsbald über eine kleine, hölzerne Brücke auf die andere Seite des Flusses. Dies ist wiederum eine sehr feste Position, wo eine Reihe von Werken in der Richtung des Passes die Straße vollständig beherrschen würde. Früher stand hier auch ein festes Schloß. Eine gute, auch für Wagen brauchbare Straße führte uns wiederum auf den Rücken des Gebirges über Granitfelsen hinweg. Zur Linken hatten wir das ausgetrocknete Bett eines Baches, zur Rechten hingegen ein prächtiges Thal mit felsigen Höhen, auf denen dichte Wälder standen. Wir kamen in einen Thalkessel von geringer Ausdehnung und ritten über ein Plateau von geringer Erhebung. Hier sahen wir einen Bergsturz, der, ähnlich einer Lawine, dahineilte. Ringsumher lagen Basalttrümmer. Unten floß der Bardeßßu in tiefem Thale, wo nur ein schmaler Raum als Straße übrig blieb.

Unsere Straße nahm plötzlich eine Richtung nach Nord-Nord-Ost, und führte durch schöne Kiefernwälder, sowie über ein reiches Weideland. Allethalben lagen Obsidian-Trümmer; es schien mir, als wenn namentlich der höhere Theil des Gebirges ganz daraus bestände. Endlich erreichten wir den Rücken und fanden, wie es häufig in Armenien der Fall ist, nicht einen schmalen Rücken, sondern eine große Ebene, welche die ganze Gegend beherrschte; der Weg ist hier gut und führt allmälig in die große Ebene von Kars hinab. Ueberall sahen wir hier zahlreiche Bäche und an ihnen größere und kleinere Dörfer. Gegen Abend erreichten wir endlich die Stadt Kars, die in ost-nord-östlicher Richtung vor uns

gelegen hatte und am Ende der ausgedehnten Ebene, zum Theil an einen Bergrücken, erbaut ist. Am Thore begegneten wir einem Agenten des Consuls von Erserum, einem jungen Griechen, welcher uns zum Hause eines angesehenen Türken führte. Wir erhielten zwar hier unsere Wohnung, befanden uns aber weit schlechter, als bisher in den Häusern der Rajahs. Es war uns gerade dieses Mal um so unangenehmer, als uns kurz vor Kars ein starker Regen überrascht hatte und wir durch und durch naß geworden waren.

Kars liegt etwas über 100 Fuß höher als Erserum. Der Kochpunkt war fast einen Grad R. tiefer; es mag demnach die Höhe von etwa 6000 Fuß über dem Meere besitzen. Die Verbindung zwischen beiden Flußufern wird durch zwei Brücken vermittelt.

Am nächsten Tage besuchten wir den Gouverneur, der, weil er dem Pascha von Erserum untergeordnet ist, den Namen Kaimakam, d. i. Stellvertreter, führt. Wir hatten ihn in Erserum schon kennen gelernt, und besaßen außerdem noch von Seiten des Pascha's Empfehlungen an ihn. Seine Wohnung liegt innerhalb der Citadelle, welche die Stadt beherrscht und eine reizende Aussicht auf die umliegende Gegend gewährt. Er nahm uns sehr gut auf und versprach, alle Maßregeln zu treffen, daß wir die benachbarten Ruinen der alten armenischen Hauptstadt Ani ohne weitere Gefahr besuchen könnten. Vom Dache seiner Wohnung zeigte er uns die ganze umliegende Gegend, welche in jeglicher Hinsicht sehr viel Interesse darbietet und deshalb auch von uns einer besonderen Besichtigung unterworfen werden sollte.

Kars war früher zum größten Theil von Armeniern bewohnt; leider war aber hier die Auswanderung nach Rußland während und nach dem letzten türkisch-russischen Kriege bedeutender, als in irgend einem anderen Orte der Türkei, so daß jetzt viele Häuser, wenn auch nicht gerade in Ruinen liegen, so doch mindestens unbewohnt sind. Die Stadt enthält dadurch einen trostlosen Anblick, zumal außerdem noch die Mauern, die Citadelle, und fast alle Moscheen und Kirchen mehr oder weniger verfallen sind oder wenigstens drohen, bald einzustürzen.

Als wir bei dem Kaimakam waren, sahen wir im Hofe eine Anzahl kurdischer Reiter in glänzender und gewissermaßen fantastischer Kleidung; sie waren gut beritten und vollständig bewaffnet. Sie trugen außer den

andern Waffen Lanzen von zwölf Fuß Länge und mit einem Büschel schwarzer Pferdehaare nahe an der Spitze. Ihr Anblick erklärte uns einigermaßen die Furcht unserer letzten Führer. So hübsch und besonders malerisch sie sich ausnahmen, so dürfte es doch einer kleinen Schaar Reisender nicht ganz angenehm sein, ihnen an einem entlegenen Orte zu begegnen.

Von einem Kawaß des Pascha's begleitet, machten wir uns am zweiten Tage auf den Weg nach Ani; auch kam noch am Thore der Agent des Consuls, Dmitri, zu uns. Er hatte seinen schwarzen Turban und die andern Zeichen eines Rajah's mit einem kurdischen Anzuge vertauscht und sich außerdem mit einem Paar mit Silber ausgelegten Pistolen und einer guten Damascener Klinge bewaffnet. Er war ein geschickter Reiter und nahm sich von unserer ganzen Escorte am Besten aus.

Wir durchritten die Ebene in südöstlicher Richtung und begegneten vielen Wagen, welche große Baumstämme nach der russischen Grenzveste Gümri fuhren. Wir hatten zwar schon gehört, daß bei Gümri Befestigungswerke aufgeführt werden sollten, aber nie zu glauben gewagt, daß das Material zu dieser Zwingburg des Erzfeindes vom türkischen Gebiete bezogen würde. Unser Tatar theilte uns mit, daß täglich funfzig bis hundert Wagenladungen nach Gümri gingen und daß sie von den russischen Behörden mit ungefähr zehn Schilling (also gegen 3 Thlr. 12 Sgr.) für den Stamm bezahlt würden. Das Fällen der Bäume, das Wegfahren und dergleichen stand unter der Oberaufsicht eines russischen Grenzbeamten.

Nachdem wir einige unbedeutende Höhen überstiegen hatten, gelangten wir in das Dorf Hadshi-Weli-Köi, das aus zwanzig bis dreißig armenischen Häusern mit flachen Dächern und fast ganz in der Erde befindlich, besteht; hier blieben wir die Nacht. Der Ortsvorsteher empfing uns und wies uns einige Zimmer an, die bedeutend besser waren, als wir nach dem Aeußern der Häuser hätten erwarten können. Mitten im Dorfe befindet sich eine verfallene Burg. In einer Entfernung von ungefähr sechzehn englischen Meilen erblickte man Gümri. Am Morgen nach unserer Ankunft zu Kars hatte das Thermometer im Schatten nur 14 Grad R. gezeigt; später stieg jedoch die Temperatur, so daß uns der Nutzen der unterirdischen Wohnungen für Sommer und Winter recht einleuchtete.

Der Weg hatte uns über eine weite Ebene, die auf der einen Seite von zwei Nebenflüssen des Arpatschai, auf der anderen hingegen von Bergen begrenzt wurde, geführt. Das basaltische Gestein kommt häufig zu Tage und macht die Ebene sehr steinig. Nur wenige Gräser und Kräuter wuchsen hier; von Gehölz war nirgends eine Spur. Von einigen benachbarten Höhen aus erblickten wir an demselben Tage zum ersten Male in der Ferne den Gipfel des Ararat, der wie eine weiße Wolke über den umliegenden grünen Hügeln dalag. Zu seiner Linken erhob sich der Alagäs mit seinen steilen Abhängen. Zwischen beiden erblickte man noch einen anderen, aber kleinen kegelförmigen Berg, welcher, wie man uns mittheilte, genau in der Richtung von Etschmiadsin lag.

Schon sehr früh am nächsten Morgen verließen wir Hadshi-Weli-Köi und durchritten die Ebene immer weiter, bis wir endlich gegen sechs Uhr plötzlich Ani erblickten. Zahlreiche Thürme und Zinnen wurden allmälig deutlich und gaben uns ein imposantes Bild von dieser interessanten Stadt. Leider haben wir zur Zeit noch keine einigermaßen genaue Beschreibung Ani's*), da sie von einem Europäer bis jetzt kaum erwähnt ist, insofern wir den bekannten Roman des Hadshi Baba, „das Mädchen von Kars“, ausnehmen.

Ani war eine lange Zeit die Residenz der armenischen Könige aus dem Stamme der Bagratiden; Nisibis und Orfa in Mesopotamien waren die Metropolen unter den Arsaciden gewesen. Nach dem Sturze der Arsaciden unterwarfen sich im fünften Jahrhundert die Sassaniden, welche damals Persien beherrschten, einen großen Theil Armeniens, während die Byzantiner von dem übrigen Lande Besitz nahmen.

Als die Araber in Persien einfielen und daselbst die Religion der Magier ausrotteten, den Islam dagegen mit Feuer und Schwert einführten, nahmen sie auch im Jahre 637 von Armenien Besitz. Ungefähr zweihundert Jahre später wurden die Bagratiden, eine jüdische Familie,

*) Ani wurde schon von Ker Porter besucht und beschrieben. St. Martin gab ebenfalls in seinem Werke über Armenien eine Beschreibung Ani's. Im Jahre 1837 wurden die weitläufigen Ruinen wiederum von Karl Koch besucht und in dessen erster Reise nach dem kaukasischen Isthmus beschrieben. Eben so hat ihm die französische Expedition unter Texier die Aufmerksamkeit zugewendet, sodaß die zerstörte Residenz armenischer Könige keineswegs so unbekannt ist, als der Verfasser meint.

Anmerk. des Uebers.

die nach der Zerstörung Jerusalem's durch die Mohamedaner mit nach Armenien kam, von diesen sehr ausgezeichnet; einer von ihnen erhielt sogar von dem Kalifen in Bagdad im Jahre 885 die Krone von Armenien als Lehn. Seine Nachkommen, von denen einer sogar auch den georgischen Königsthron bestieg, erhielten sich mehr oder weniger einige Jahrhunderte hindurch unabhängig.

Als die türkischen Horden von Centralasien her gegen den Westen vordrangen und auch in Armenien einfielen, vermochte der König Armeniens nicht zu widerstehen, und vermachte sein Reich dem byzantinischen Kaiserreiche, wogegen ihm im Süden Kappadociens einige Städte abgetreten wurden. Doch Ani wurde alsbald eine Beute Alp Arslan's, der, furchtbar wüthend, keinen Stein auf dem andern ließ. Und doch meldet die Geschichte, daß Alp Arslan ein großmüthiger und menschlicher Eroberer war. In der That hat er sich auch gegen den griechischen Kaiser Romanus Diogenes großmüthig gezeigt.

Wir trafen zunächst die nöthigen Vorbereitungen für ein Nachtquartier und trieben zu diesem Zwecke das Vieh aus einem Stalle. Der Weg führte uns von hier durch eine tiefe felsige Schlucht, wie man sie häufig in der Krim und sonst an den Ufergegenden des Schwarzen Meeres findet. Außerhalb der alten Mauern liegen einige mehr unterirdische Gebäude, in denen die armen Bewohner der benachbarten Umgegend gern eine Zuflucht gegen die Hitze des Sommers suchen. Man findet dergleichen übrigens gar nicht selten in Kleinasien und Persien. Wahrscheinlich sind es ursprünglich Grabmäler gewesen.

Die Lage Ani's ist wunderschön. Ein Nebenfluß des Araxes, der Arpatschai, das ist Gerstenfluß, zieht sich um die südöstliche Seite der Stadt zwischen steilen Abhängen herum, bis er zuletzt die grüne, aber baumlose Ebene erreicht. Von der obengenannten Schlucht beginnt die starke Mauer, in kleinen Zwischenräumen mit viereckigen Thürmen versehen. Das Mauerwerk hat zwar große Aehnlichkeit mit griechischer Bauart, aber die Architektur war, obschon man an Kirchen und ähnlichen Gebäuden eine Mischung des byzantinischen, oft sogar des gothischen Charakters erkennen konnte, dennoch asiatisch oder vielmehr saracenisch. Kirchen und Paläste befinden sich übrigens nach Verlauf von acht Jahrhunderten immer noch in einem solchen Zustande, daß man deutlich sieht, wie in der da-

maligen Zeit Solidität nicht weniger, als architektonische Schönheit beansprucht wurde.

Sonderbar ist es, daß das gemeine Volk in der Nachbarschaft alle diese Gebäude dem berühmten Perserkönige Nuschirwan zuschreibt, obwohl die Menge der in den Mauern angebrachten Kreuze ihren christlichen Ursprung unzweifelhaft macht. Mit Ausnahme einer ganz verfallenen Moschee und eines achteckigen Minarehs sahen wir nirgends ein mohamedanisches Gebäude. Die Thürme der Stadtmauer, welche auf der Nordseite noch am meisten erhalten sind, haben eine verschiedene Höhe und Stärke. Dadurch, daß die Steine drei verschiedene Farben besitzen, erhält die Mauer ein sonderbares Ansehen. Ein hellgelber, kalkhaltiger Sandstein ist am häufigsten benutzt, während ein rother Sandstein und ein fast ganz schwarzer Basalt außerdem ziemlich gleich angewendet sind. Bei allen Gebäuden sind übrigens diese verschieden gefärbten Steine so angebracht, daß es dem Auge sehr gefällt und sie zum Theil sogar verschiedene Zeichnungen, ja selbst eine Art Arabesken, vorstellen.

Das Thor, durch welches wir in den inneren Raum gelangen wollten, war durch zwei hohe Thürme vertheidigt. Leider wurde der Eingang durch herabgefallene Trümmer so versperrt, daß wir uns gezwungen sahen, an der Seite durch eine Oeffnung zu gehen. Es war um so schwieriger, als die Mauer an dieser Stelle doppelt ist und die Thoreingänge einander nicht gerade gegenüber liegen, wie es doch sonst bei den alten Festungen in diesem Theile Asiens der Fall ist. Die Höhe der Mauer mochte gegen vierzig bis funfzig Fuß betragen. Interessant war die Art und Weise, wie die Steine auf einander lagen. Auf der äußeren Seite sah man nicht den geringsten Mörtel, da die Steine genau auf einander paßten. An der inneren Seite hatte man hingegen weniger Sorgfalt verwendet und deshalb auch sich des Mörtels bedient. An vielen Stellen sah man Inschriften und noch mehr Kreuze, auch einmal das Bild eines Löwen.

Innerhalb der Mauer bemerkten wir zuerst zu unserer Rechten eine kleine Capelle, die wunderbar noch ganz erhalten war. Mit großem Interesse unterwarfen wir sie einer näheren Untersuchung. Sie bestand aus einem einzigen Gewölbe, was von schlanken Säulen mit schönen Kapitälern getragen wurde. Etwas weiter in der Nähe der Citadelle entdeckten wir ein schönes, achteckiges Minareh, das eine lange arabische Inschrift

hatte. Weiter oben bemerkte man zwei Reliefs, von denen das eine einen Löwen, das andere einen Kopf, wahrscheinlich das Bild der Sonne, darstellte. Auf der ziemlich erhaltenen Treppe erstiegen wir die Höhe und hatten oben einen vortrefflichen Blick über die Ruinen. Das Minareh war der letzte Ueberrest einer Moschee, die früher in der Nähe gestanden hat, und möchte in kurzer Zeit ebenfalls dem Verfall preisgegeben werden. Die Reste einer anderen Moschee fanden wir später noch, aber zu unbedeutend, um unsere Aufmerksamkeit weiter in Anspruch zu nehmen. Ein Palast mit gemalten Fenstern in saracenischer Bauart stand dicht dabei, zwar sehr verfallen, aber doch ein Zeichen der alten Größe.

Das schönste Gebäude in Ani ist eine sehr gut erhaltene Kirche; das steinerne Dach ist noch unbeschädigt, so daß eine geringe Reparatur das ganze Gebäude völlig wieder herstellen würde. Die Architektur zeigt einen gemischten Styl, wie wir ihn nirgendwo gesehen hatten; er ist so eigenthümlich, daß wir ihn vorzugsweise den armenischen nennen möchten. Die Bögen sind nämlich eben so wie die gothischen gezogen, aber die Spannung ist bedeutender. Auch hier bedeckten, wie fast jedes andere Gebäude in Ani, eine Menge armenische Inschriften, die aber doppelte Charaktere zu haben schienen, die Mauern. Auf einer Wendeltreppe in der Nähe des Altars gelangten wir in die Nähe eines Bogens und erfreuten uns daselbst eines Ueberblickes über das ganze Schiff der Kirche. Leider hatten hier gerade Kühe mit ihren Hirten ihr Lager aufgeschlagen, um die heiße Mittagszeit vorübergehen zu lassen.

Die Ruinen-Stadt Ani liegt an der äußersten Grenze des türkischen Reichs, und zwar auf einer Art felsigen Halbinsel, die im Osten von steilen Felsenwänden, an denen der Arpatschai fließt, im Westen hingegen von einer breiten Schlucht umgeben wird. In der letzteren befinden sich ebenso, wie sonst an den Abhängen, zahlreiche Gräber und Höhlungen. Der felsige Hügel, welcher die Südseite der Stadt begrenzt, wird ebenfalls von jähen Schluchten eingeschlossen. Ohne Zweifel stand dereinst auf ihm eine Citadelle, obgleich wir nur geringe Ueberbleibsel von Werken gefunden haben. Nach dem Lande hin besitzt er schon durch seine Lage eine große Festigkeit, besonders in der Nähe des Flusses, der tief unten fließt. Man sieht ferner noch Reste einer Brücke, welche auf das linke Ufer des Arpatschai, der hier die Grenze gegen Rußland bildet, führt. Auf dem

eben bezeichneten Hügel befinden sich verschiedene Capellen und Kirchen, von denen eine oder zwei noch ziemlich erhalten sind und bemalte Kuppeln besitzen. Was die Gebäude der Privaten anbelangt, so scheinen diese dereinst recht bequem und solid gewesen zu sein, insofern man von den vorhandenen Fundamenten schließen darf.

Zweites Kapitel.

Gümri und der Araxes.

Die Befestigungswerke von Gümri. — Die türkische Grenze. — Dschamyschlü. — Türkisches Holz und türkischer Verrath. — Abreise von Kars. — Der Araxes. — Sonderbare Fähre. — Kaghysman. — Die Gilali-Kurden. — Abstecher nach Kulp.

Spät kehrten wir in unser am Morgen zurecht gemachtes Nachtquartier zurück. Leider wurden wir daselbst von den Flöhen die ganze Nacht hindurch so arg gepeinigt, daß wir froh waren, als der Morgen herankam und wir nach sechs Uhr aufbrechen konnten. Wir richteten unseren Weg schnurstracks nach Gümri, entschlossen, ohne über den Fluß zu setzen, doch so gut als möglich die russische Grenzveste auszukundschaften.

Eine ziemlich gute Straße führt über die Ebene von Hadschi-Weli-Köi nach dem Dorfe Aras-Oghlu. Hier beginnt hügeliges Land, das wir durchritten; nach einiger Zeit, nachdem wir an mehreren kleinen Dörfern vorbeigekommen waren, gelangten wir an den Nebenfluß des Arpatschai, an dem Kars liegt. Die Höhen auf der anderen Seite bilden die Vorberge einer Erhebung, über die die Straße von Kars nach Gümri, was auf der anderen Seite liegt, führt. Oben angekommen, verfolgten wir die Straße in ost-nord-östlicher Richtung. Vor uns in geringer Entfernung erblickten wir auf ansehnlicher Höhe eine alte Burg, an der tief unten am Flusse das Dorf Seraïghul*) lag. Hier wurde der Weg sehr

*) Schuraghel heißt Dorf. Nach der Burg und alten Ruine, die früher der Sitz einer armenischen Herrschaft war, heißt auch die ganze Umgegend auf beiden Seiten des Arpatschai Schuraghel und zwar der russische und höher liegende Theil Basch-Schuraghel, das heißt das Haupt von Schuraghel. Anmerk. des Uebers.

sumpfig. Etwas weiter gelangten wir nach dem kleinen Dorfe Païndereh, wo sich ebenfalls eine alte Burg und außerdem eine kleine armenische Kirche befindet. Gegenüber, jenseit des Arpatschai, liegt wiederum ein armenisches Dorf, aber schon auf russischem Gebiete, umgeben von Höhen, die wohl im Stande wären, einen guten Blick über die Befestigungen von Gümri zu gestatten. Die Stadt selbst liegt hinter dem Festungsberge, worauf eben die russischen Werke errichtet sind, und kann nicht gesehen werden. Die Mauern der Veste schienen ungefähr hundert Ellen lang zu sein, waren aber leider theilweise durch hohe Gerüste verdeckt, sodaß man sie in ihrer ganzen Ausdehnung nicht übersehen konnte. Einige gewölbte Gebäude, wie sie beim Brückenbau verwendet werden, und andere, die bombenfest waren, stehen in der Mitte. Das Ganze bildet, wie ich bei einem späteren Besuch erfuhr, ein Hufeisen von solidem Mauerwerk und ist mit sechzehn Kanonen besetzt, welche in dazu bestimmten Schießscharten in eigenen Casematten aufgestellt sind. Rechts davon befinden sich ausgedehnte Brustwehren aus Erde angefertigt, zum Theil noch nicht vollendet. Haufen von Quadersteinen und Baumstämmen lagen noch durch einander und Hunderte von Menschen waren bereit, das Bollwerk seiner Vollendung entgegenzuführen. Zahlreiche Wagen fuhren ab und zu. Am westlichsten Ende des Festungsberges hatte man ein Lager für ungefähr 2000 Mann errichtet und dasselbe mit mehreren schweren Geschützen besetzt. Beim Anblick solcher Vorrichtungen blieb mir kein Zweifel, daß England mit Recht Argwohn haben durfte. Die Festungswerke scheinen den englischen Beamten in der Türkei noch völlig unbekannt zu sein; ich fühlte deshalb umsomehr das dringendste Bedürfniß, sie zu besuchen und näher kennen zu lernen. Leider hatte ich jetzt jedoch keinen Erlaubnißschein, um die Grenze passiren zu können. Auch scheute ich die Quarantaine; so schob ich die Ausführung meines Wunsches für eine spätere Gelegenheit auf. Gümri ist übrigens ein sehr wichtiger Platz und ist nicht allein der Schlüssel zu der Ebene von Kars, sondern des größten Theils von Armenien.

Das türkische Ufer erhebt sich vom Flusse aus zu einem schönen Tafelland, was ziemlich eine gleiche Höhe mit dem russischen Festungsberge haben mag. So vortheilhaft auch die Lage Gümri's für eine Grenzstadt zu sein scheint, so unbequem ist es hinwiederum auf der anderen Seite, da sich nicht ein Dorf in der Nähe befindet. Die Straße geht

über Kars nach Hassan-Kaleh und Erserum; aber nirgends hat die türkische Regierung daran gedacht, eine Vertheidigung anzulegen, um einen hier vordringenden Feind aufzuhalten. Hassan-Kaleh, was die Straße in das Innere des türkischen Reiches beherrscht, wäre mit leichter Mühe in eine starke Festung umzuschaffen.

Während wir auf der diesseitigen Höhe standen, ritt der Kawaß unseres Consuls in Trebisond, der uns auf der ganzen Reise begleitete, durch den Fluß auf die andere Seite, wo ein Posten stand. Umsonst jedoch versuchte er mit den Wache habenden Kosaken eine Unterhaltung anzuknüpfen, denn mistrauisch, wie alle russischen Beamten, blickten sie ihn an, fragten ihn aus und bedeuteten ihn alsbald, sich zu entfernen. Ich habe schon oft die Bemerkung gemacht, daß russische Beamte, besonders der unteren Classe, alle Anordnungen ihrer Regierung ohne Weiteres und ohne nur im Geringsten nachzudenken, befolgen und sie als heilig betrachten; es scheint schon selbst ein Verbrechen, wollten sie nur den Versuch machen, den Schleier, der immer darüber liegt, einigermaßen zu lüften.*)

Ein Gewittersturm, von heftigem Regen begleitet, bestimmte uns, zur Rückkehr den kürzesten Weg zu wählen. Wir schlugen deshalb eine südöstliche Richtung ein und übernachteten in dem Dorfe Usun-Kilissa, das ist Langenkirche.

Am nächsten Morgen kamen wir an den Araxes**), wo das Dorf Dshamyschlü eine sehr feste Lage besitzt. Die Furt war gut, wird aber nach allen Seiten von den Höhen beherrscht. Von einer derselben auf der linken Seite überblickt man die große Straße nach Kars; der höchste

---

*) Gümri war früher ein unbedeutender Ort, und führt jetzt zu Ehren der Kaiserin Alexandra den Namen Alexandrapol (nicht Alexandropol). Es ist in der neuesten Zeit Kreisstadt geworden und zählt gegen 6—8000 Einwohner. Die Angabe des Verfassers, daß kein Dorf sich in der Nähe befinde, ist außerdem dahin zu berichten, daß gerade auf der russischen Seite ziemlich viel Dörfer vorhanden sind. Anmerk. des Uebers.

**) Der Verfasser verwechselt sehr häufig die Nebenflüsse des Araxes mit diesem selbst. An dieser Stelle geht aber der Irrthum noch weiter, indem hier von dem Karstschai oder dem Flusse von Kars die Rede ist, der gegen vier Stunden südlich von Gümri und genau in der Mitte zwischen genannter Stadt und Ani sich mit dem Arpatschai vereinigt. Daß dieser noch weiter südlich erst in den Araxes sich ergießt, ist schon früher besprochen worden. Wir haben daher absichtlich früher schon die Irrthümer im Texte sogleich beseitigt, waren es uns aber schuldig, unsere Aenderung zur Kenntniß zu bringen. Anmerk. des Uebers.

Punkt befindet sich übrigens auf der rechten. Von nun an führte uns der Weg über eine Ebene, die verschiedene Bäche durchflossen. Wiederum begegneten uns zahlreiche Wagen mit Holz für die russischen Festungswerke, später auch zwei Türken, welche sechs bis sieben russische Deserteure nach Gümri abführten. Um vier Uhr des Nachmittags langten wir endlich in unserem alten Quartiere in Kars an. In dem früher erwähnten Dorfe Usun-Kilissa, wo wir übernachtet hatten, befindet sich eine Kirche, scheinbar von sehr hohem Alter und von einer ansehnlichen Höhe. Ebenso war sie außerordentlich fest gebaut. Vier Mauern umschlossen das Schiff von ungefähr dreißig Fuß ins Geviert ein und waren oben durch ein flaches Dach verbunden. Außer der einzigen und dazu sehr niedrigen Thüre auf der Südseite sah man darüber noch ein Loch, kaum so groß, um die Hand eines Mannes durchzulassen, und wiederum hierüber, und zwar dicht unter dem Dache, eine größere Oeffnung, die durch eine Steinplatte verschlossen werden konnte. Das ganze Gebäude schien uns nicht allein als Kirche, sondern in Zeiten der Gefahr auch als Zufluchtsort gedient zu haben.

Während unseres Aufenthaltes in der schönen Ebene von Kars fiel es uns ganz besonders auf, daß wir zwischen der zuletzt genannten Stadt und Gümri nirgends einen Baum oder Strauch erblickten, obschon sonst die Vegetation um diese Zeit sehr üppig war und eine Menge der verschiedenartigsten Kräuter ernährte. Dagegen standen an den nicht sehr entfernten Bergen nach Ost-Süd-Ost die dichtesten Wälder, von denen wir eben gesprochen haben. Die relative Höhe über dem Meere konnte demnach unmöglich den Mangel an Bäumen in der Ebene erklären. Allenthalben lag basaltisches Gestein (sogenannter Piperit) umher, aber nirgends hatte man es benutzt, um Einfriedigungen, zu denen es sehr gut verwendet werden konnte, für das weidende Vieh davon zu machen.

Wir hatten die Absicht von Kars aus nach Tauris zu gehen. Der Kaimakam versprach uns, schon in wenigen Tagen Empfehlungsschreiben an alle Behörden längs unsers Weges auszustellen. Ohne Rückhalt machte ich ihn mit der Sachlage in Betreff Gümris bekannt, und sprach es offen aus, daß ich gar nicht begreifen konnte, wie türkische Beamte sogar die Russen in der Erbauung eines solchen, ihnen so sehr gefährlichen Bollwerkes unterstützen und sowohl Material als auch Arbeiter liefern könn-

ten, denn dadurch setzten sie den Kaiser gerade erst in den Stand, bei gelegener Zeit einmal das ganze Paschalik Kars mit einem Heere zu überziehen und es ohne Weiteres in Besitz zu nehmen. Der Kaimakam entgegnete mir ganz ruhig, daß ich falsch unterrichtet sein müßte, denn die Bäume, welche ich gesehen hätte, würden zum Erbauen friedlicher Gebäude für Kaufleute, besonders von Basars und Karawansarais verwendet. Er sei jedoch selbst neugierig und werde auch nachsehen, in wie weit ich richtig beobachtet hätte. Er brachte selbst ein Fernrohr und fragte mich ganz naiv: ob es stark genug wäre, um damit die russischen Werke zu überschauen? Als ich es ihm bejahte, meinte er mit derselben Ruhe weiter, daß er demnach sich nächstens an die Grenze begeben würde, um sich die Wahrheit zu verschaffen. Ich erfuhr jedoch später, daß der Kaimakam selbst den Lieferungsvertrag in Betreff des Baumaterials genau kannte und selbst dabei interessirt war, sodaß er Alles sehr gut wissen mußte. Meine Vorstellung, daß bei einem solchen Verfahren ehestens alle Wälder in der Nähe bald ihrer schönsten Bäume beraubt sein würden, und daß damit die Türkei selbst, wollte sie einmal selbst Befestigungen anlegen, sich bereits des dazu durchaus nothwendigen Materials entäußert habe, schien ebenso wenig Anklang zu finden.*)

Von Kars aus wendete ich mich südwärts nach Kaghysman, einem ungefähr neun Stunden entfernten Orte, der bereits wirklich am Araxes liegt. Es ging bald bergauf, bald bergab; nur hier und da kam eine kleine Ebene. Zuletzt stiegen wir aber ziemlich steil hinab und kamen alsbald an einen Arm des Araxes, den wir durchritten. Damit befanden wir uns auf einer niedrigen, sandigen Insel, mitten in dem Flusse, der hier mit großer Schnelligkeit dahinströmte. Es schien kaum möglich durchzusetzen und wir zogen es deshalb vor, uns auf einer Fähre auf die andere Seite bringen zu lassen. Während diese von den Leuten in Bewegung gesetzt wurde, sah ich einen großen Kranich, welcher mit leichtem Fluge, gleich einem Adler, in die Lüfte schwebte. Ich habe gerade diese Art spä-

*) Diese Thatsache, welche übrigens auch und noch bestimmter Karl Koch in seiner Reise nach dem kaukasischen Isthmus erzählt, liefert hinlänglich Zeugniß von den inneren Zuständen der Türkei. Wenn es selbst so hochgestellte Leute giebt, zu denen doch immer ein Pascha von Kars gehört, welche ganz offen einen solchen Verrath an dem Vaterlande begehen und dem Erzfeinde selbst die Mittel zur eigenen Bezwingung verkaufen können, so darf kein Zweifel mehr obwalten, daß das türkische Reich morsch und faul ist. Anmerk. des Uebers.

ter in vielen Gegenden Asiens gesehen. Es sind interessante Wandervögel, die in der Regel, wenn sie sich nach dem Süden oder Norden begeben, zu funfzig bis sechzig, wie die wilden Gänse, eine Art Keil bilden, nur in einem stumpfern Winkel.

Der Araxes bildet nicht weit von Kaghysman einen sogenannten Durchbruch, indem er in tiefer Schlucht, auf beiden Seiten von hohen Felsenwänden eingeengt, mitten durch das Gebirge sich mehr zwängt, als fließt. Zum Theil sind es bunte Mergel, die hier das Gestein bilden und daher dem Felsen selbst ein buntfarbiges Ansehen geben, Roth, Gelb und Grün herrschen vor. Ohne Ausnahme sind sie salzhaltig, zum Theil sehr stark, und schließen sogar mitunter Steinsalz ein, was zur Gewinnung dieses Gewürzes benutzt wird.

Während ich mir die Umgegend anschaute, erschienen am jenseitigen Ufer drei stämmige Burschen und ließen ein Floß von einer ganz neuen Art in den Fluß. Es bestand nämlich aus einer kleinen Anzahl dünner Stämme, hatte ungefähr sieben Fuß Breite an dem einen und drei und einen halben an dem andern Ende und mochte gegen zehn Fuß Länge besitzen. Die Zwischenräume waren mit Flechtwerk ausgefüllt, über das man wiederum Ziegenfelle ausgebreitet hatte. Der eine der Burschen ergriff eine Schaufel und nahm an dem Vordertheil Platz, während die anderen beiden sich hinten hinsetzten und sich ebenfalls der Schaufel als Ruder bedienten. So setzten sie mit großer Schnelligkeit und in diagonaler Richtung über den Fluß. Einer der Fährleute bestieg hierauf sein Pferd, schwamm damit hinüber und holte zwei andere. Dasselbe wiederholte er noch ein Paar Mal und brachte damit ziemlich rasch Reit- und Packpferde ebenfalls auf unsere Seite. Das Alles ging so schnell, daß, bevor wir mit unserm Gepäck nur fertig waren, auch die ersten wieder gesattelt dastanden.

Längs einer steinigen Schlucht kamen wir alsbald nach Kaghysman, das, wie meistens die Städte in Persien, von Obst- und Weingärten rings umgeben ist. Das freudige Grün stand mit der benachbarten Gegend, welche dürr und unfruchtbar erschien, in grellem Widerspruche. Der Ortsvorsteher, an den wir einen Empfehlungsbrief abgaben, theilte uns mit, daß es sehr wünschenswerth und sogar nothwendig sei, einen Tag hier zu verweilen, damit er seinerseits uns frische Pferde und eine ausrei-

chende Escorte besorgen könnte. Die Straße nach Tauris führt zunächst über Bajasid, wohin man aber auf einer zwiefachen Route gelangen kann. Auf der einen kommt man in zwölf Stunden nach Toprak-Kaleh, und hat dann noch vierundzwanzig Stunden Weges bis Bajasid; die andere Tour geht direct über das Gebirge durch Kuru-Musun in das Land der Gilali-Kurden, der verwegensten Räuber im nördlichen Kurdistan und sogar der Schrecken des Pascha's von Bajasid, dessen Gebiet sie oft bis zu den Thoren seiner Residenz ausplündern. Auf diesem Wege sollte Bajasid nur vierundzwanzig Stunden entfernt sein. Da ich die Gefahren noch nicht so gut kannte, als mir später Gelegenheit wurde, so suchte ich den Ortsvorsteher zu überreden, uns auf der zuletzt erwähnten Route reisen zu lassen. Ich sei bereit, eine so große Escorte zu meiner Begleitung anzunehmen, als er nur für nöthig erachten sollte. Nach seiner Aussage befanden sich jedoch die Kurden in offenem Aufstande und würden deshalb gar nicht erlauben, daß nur ein Bewaffneter ihre Grenzen überschritte. Die Türken hatten außerdem auch die größte Abneigung, mit den Kurden in Berührung zu kommen und fanden selbst die andere Route sehr beschwerlich, mühselig und selbst gefährlich.

Da ich gegen meinen Willen gezwungen war, hier einen Tag mich aufzuhalten, so suchte ich ihn so viel als möglich zu benutzen, und entschloß mich, die nahen Salzbergwerke zu besuchen. Am folgenden Tage machte ich mich in Begleitung des Kiaja, eines ziemlich alten Mannes, der aber die Oertlichkeiten einigermaßen zu kennen schien, auf den Weg. Wir blieben auf der rechten Seite des Araxes und gelangten zuerst nach Tasekschih, einem Dorf, was ungefähr eine halbe Stunde von dem Araxes liegt. Hierauf kamen wir nach Kyrumbat, wo die Perser als Grenzzeichen einen Steinhaufen errichtet hatten. Erst in dem letzten persisch-russischen Kriege ist die Provinz Eriwan, in der das berühmte Salzwerk von Kulp liegt, an Rußland abgetreten worden. Mit der russischen Grenze beginnt die Ebene. Wir mietheten ein Dreigespann und kamen damit rasch nach Pernaghit (Pernawut). Ein Paar Stunden östlicher gelangten wir an die Stelle, wo der Arpatschai sich mit dem Araxes verbindet. Von hier liegt Kulp, ein großes Dorf von hundertfunfzig Häusern, nicht mehr weit. In ihm liegen zum Schutz gegen die Kurden ge-

wöhnlich 100—200 Kosaken unter dem Befehl eines Major's und eine Anzahl Infanterie.*) Nachdem wir das interessante Salzwerk besichtigt hatten, kehrten wir den Nachmittag nach Kaghysman zurück.

Drittes Kapitel.

Uebersteigung des Schagjohl-Dagh.

Türkische Langsamkeit. — Unser Anführer und ein kurdischer Häuptling. — Beschwerliche Ersteigung des Gebirges. — Höhe des Gebirges. — Räuberische Kurden. — Vorbereitungen zum Kampf. — Ein türkischer Bramarbas. — Schneefelder. — Die andere Seite des Gebirges. — Ein Gewittersturm. — Chaschlü. — Alte Weiber. — Toprak-Kaleh. — Der sechzehnjährige Gouverneur — Abreise. — Gefährlicher Weg. — Persische Karawanen.

Um vier Uhr des Morgens sollten wir abreisen, und in der That erschien auch nur wenig später der Türke, der unsere Escorte zu befehligen hatte, mit der Frage, ob wir fertig wären. Er war ein Mann in den Funfzigern und von ernstem Ansehen. Den Abend vorher sah ich ihn in seiner türkischen Kleidung, in der er sich recht gut ausnahm; heute erschien er jedoch in dem neutürkischen Anzuge, der in den entlegenen Theilen des Reiches mit dem Namen des fränkischen belegt wird. Daß er übrigens keineswegs nach der vorgeschriebenen Weise verfertigt war, wird nicht weiter auffallen, wenn man weiß, wie wenig Macht die Regierung in Konstantinopel in solchen entlegenen Gegenden besitzt. Eine kurze dunkelgrüne Jacke mit Metallknöpfen umschloß den obern Theil des Körpers, eben solche Hosen hingegen den unteren und die Beine. Ein paar lange und ungewichste Stiefeln ragten an den letzteren ziemlich weit herauf. Ein

*) Man kann gar nicht begreifen, daß der Verfasser über dieses in jeglicher Hinsicht interessante Salzwerk gar nichts sagt. Dubois de Montpéreux und Karl Koch haben es sehr genau beschrieben. Es ist vielleicht das älteste, was auf der Erde existirt, da es weit vor der christlichen Zeitrechnung benutzt wurde und fast ganz Armenien mit Salz versah. Die Sage berichtet dagegen, daß Noah sich hier schon sein Bedürfniß geholt habe. Zwischen Schichten eines salzigen Thonmergels liegt nämlich Steinsalz in nicht unbedeutender Mächtigkeit zu Tage und wird eben zur Benutzung und Ausfuhr einfach nur abgeschlagen.

Anmerk. des Uebers.

kleiner Turban vertrat den Fes. Wie es mir schien, hatte er seine gewöhnliche Kleidung darunter angezogen, was einen sehr drolligen Eindruck auf mich machte.

Der gute Mann wollte, wie gesagt, nur sehen, ob wir fertig wären, obschon seine Untergebenen noch keineswegs bereit standen. Er selbst war auch noch gänzlich unbewaffnet und hatte ruhig seine Pfeife in der Hand, für uns die Vorbedeutung, daß wir noch lange warten müßten. Trotz seiner beständigen Versicherung, daß Alles bereit wäre und unsere Pferde sogleich kämen, wurde es acht Uhr, ehe wir abreisen konnten. In der Zwischenzeit machte ich die Bekanntschaft eines alten kurdischen Häuptlinges, welcher sich vor einiger Zeit unterworfen hatte und jetzt den Dienst eines Kawaßes beim Pascha von Erserum versah. Er schien sein Amt mit der größten Kaltblütigkeit zu versehen, und ebenso gab seine ganze Haltung die eigene große Zufriedenheit mit sich zu erkennen. Seine Kleidung erschien zwar im Allgemeinen türkisch, aber doch war sein Turban, wie es bei den Kurden gebräuchlich ist, um eine rothe Mütze gewunden und fiel in den Nacken hinab. Außerdem sah ich aber auch jüngere Leute, welche den Turban nach persischer Manier, nämlich höher und weniger breit, trugen.

Unter unseren Begleitern befand sich auch ein schöner, kräftiger Mann auf einem schnellen und hübschen Pferde, der der einzige zu sein schien, welcher seinem Zwecke entsprechen konnte. Wie ein echter Türke sprach er mit Verachtung von den Kurden und meinte im Uebermuth, daß er es mit zwanzig aufnähmen würde. Dieser Behauptung widersprach ein junger Mann von ungefähr achtzehn Jahren, der bis jetzt schweigend dagestanden hatte, auf das Bestimmteste. Man sah hieraus, daß er selbst ein Kurde war, der nur in der Stadt lebte und daselbst Freunde und Verwandte besaß. Schon fürchtete ich ernstliche Händel; doch ging der Streit noch ziemlich ruhig vorüber. Die Kurden werden, wie alle übrigen Gebirgsvölker, von den Bewohnern der Ebenen, nicht gern gesehen, sie betrachten aber auch diese wiederum mit Geringschätzung. Endlich setzten wir uns in Begleitung dreier Reiter und etwa eines Dutzend mit langen Flinten bewaffneter Fußgänger in Marsch, um sogleich die Höhe über der Stadt zu ersteigen. Hinter den Obstgärten führte ein steiler Pfad, links eine enge Schlucht und rechts ein jäh abfallendes, tiefes Thal, die Berge

hinauf, und gewährte nach rückwärts eine herrliche Aussicht auf den Araxes. Der Weg war später von jäh abfallenden Felsenwänden umgeben und ging alsbald durch eine künstliche Schlucht, die in weißlichen Mergel eingehauen war, in süd-süd-westlicher Richtung nach grünen Matten. Kurz darauf erblickten wir das armenische Dorf Larawan, mit einer alten Burg in einiger Entfernung, vor der sich ein runder See ausbreitete. Immer ging es auf einem schmalen Bergrücken, wo wir zu beiden Seiten malerische Thäler unter uns hatten, aufwärts. Zur Rechten bot sich uns eine herrliche Aussicht auf das Araxesthal, während zur Linken ein zackiger Berg bis auf seinen Gipfel mit Schnee bedeckt war. Auf steiler Höhe über uns hing, gleich einem Schwalbenneste, ein elendes Dorf. Gegen Mittag machten wir auf grüner Matte und an einer klaren Quelle Halt; die Pferde standen bis an's Knie in jungem Grase, zwischen dem allerhand Kräuter, deren Blüthen in allen Farben prangten, üppig wucherten. Wer des berühmten Tournefort Beschreibung seiner botanischen Excursion am Ararat gelesen hat, wird sich einen Begriff machen können, wie interessant diese Gegenden einem Naturforscher sein müssen.

Nach kurzer Rast brachen wir wiederum auf und kamen an einen schönen Wasserfall, der sich in Folge des schmelzenden Schnee's auf dem Tigh-Tasch gebildet hatte. Dieser Berg ist ein Ausläufer des Hauptgebirges und besteht aus Kalk mit jähen Felsenwänden. Hier steht in der Regel eine Wache, um etwa hier hausenden Kurden im Fall der Noth entgegenzutreten und Reisende zu schützen. Von hier aus führt auch der Weg in ihr Gebiet. Wir wendeten uns südwestlich und stiegen zwischen einigen jäh abfallenden Höhen in ein enges Thal hinab, um von hier aus, umgeben von schroffen Felsen und oft mitten durch dichtes Gebüsch, ebenso steil wiederum bergauf zu gehen. Ringsum sahen wir uns von hohen Bergen eingeschlossen. Unter uns tobte ein reißender Bach in engem Thale, um sich später mit einem andern, der von Süden herkam, zu vereinigen. Wiederum ging es nach diesem abwärts. Da bemerkte ich, wie meine Leute, die sich an der Spitze des Zuges befanden, plötzlich anhielten und nach der anderen Seite hin spähten. Sie hatten nämlich eine unbestimmte Anzahl Männer, von einem Reiter begleitet, gesehen, wie diese sich in das Gebüsch auf der entgegengesetzten Seite zurückzogen. Die Gegend, wo wir jetzt daherritten, war kurdisches Gebiet und so befanden wir uns eigent-

lich in demselben oder wurden wenigstens so betrachtet. Das Mistrauen meiner Begleiter war um so mehr gerechtfertigt, als ich mir auch alsbald mit Hilfe meines Glases Gewißheit verschaffte. Ich sah deutlich, wie die Männer, welche offenbar Kurden waren, die sehr steile Höhe vor uns erstiegen. Ich konnte aber nur vier Mann unterscheiden.

Nothgedrungen setzten wir uns für einen bevorstehenden Kampf in Bereitschaft. Unser Anführer zog seine fränkische Kleidung, die er nur überzogen hatte, aus, und erschien nun in der eines türkischen Musketiers. Einestheils mochte er es sich wohl, wie ich glaube, leichter und bequemer machen, anderntheils wollte er durch die erstere nicht besonders auffallen. Ein Mollah, der sich früher zu uns gesellt hatte, zog seinen langen Rock aus, setzte seinen Turban ab und machte aus beiden ein Bündel. Auf die nackten Schultern legte er eine lange Flinte und begab sich damit an die Spitze des Zuges, um bei einem etwaigen Kampfe gleich bei der Hand zu sein.

So vorbereitet ging es vorwärts und zwar hinunter in das Thal, wo der Bach in Folge des geschmolzenen Schnee's zwar sehr angeschwollen war, uns aber beim Durchsetzen keine weiteren Hindernisse in den Weg legte. Drüben ging es von Neuem aufwärts und zwar nach der Höhe zu, wo wir die Kurden früher gesehen hatten. Je mehr wir uns näherten, um desto hörbarer schlug das Herz. Jeder war schlagfertig. Sorgfältig spähte ich mit meinem Glase ringsherum, aber die Kurden waren spurlos verschwunden.

Etwas spöttisch frug ich unsern Anführer, um ihm für seine frühern Prahlereien eine kleine Lection zu geben, warum er denn so große Vorbereitungen gemacht habe, da doch nur vier Mann gesehen worden wären. Der gute Mann begriff aber meinen Spott gar nicht und bramarbasirte da, wo die Gefahr für den Augenblick vorüber war, von Neuem mit den Worten: „Keine Furcht, Sir, ich nehme es allein mit tausend solcher Burschen auf." Kaum hatte er dieses ausgesprochen, so bemerkten wir plötzlich wiederum fünf oder sechs Männer, kaum in Schußweite von uns entfernt, über einem Felsenriff. Sofort wurde ihnen zugerufen; ruhig antworteten sie aber „gut Freund." „Warum seid ihr denn so weit von der Straße abgegangen, wenn ihr Freunde seid?" frug unser wiederum muthig gewordener Anführer. Als ihm jedoch der Bescheid wurde, her-

auf zu ihnen zu kommen und sich selbst die Antwort zu holen, blieb er klugerweise, wo er war und verlangte gar nichts mehr zu wissen. Einestheils war die Position der Kurden sehr gut gewählt, und anderntheils war es für uns unmöglich, zu übersehen, wie viele ihrer eigentlich waren. Selbst aber, es wären nur jene sechs gewesen, so konnten sie ganz ruhig unsern Angriff abwarten und mehrere Male auf uns Feuer geben, bevor wir nur oben anlangten. Wäre uns nun endlich auch dieses gelungen, so konnten sie sich rasch in das Gebüsch und hinter die Felsen zurückziehen, ohne daß wir sie erreicht hätten. Aus Allem ging übrigens hervor, daß sie in der That Böses im Sinne hatten, sich aber zu schwach fühlten, um uns offen anzugreifen. Hätten sie uns aber in ihren Hinterhalt gelockt, so möchte es uns nicht gut gegangen sein. Der junge Kurde, der sich, wie oben schon erwähnt, unter uns befand, wechselte einige Worte in ihrer Sprache mit ihnen, und mochte ihnen wohl auseinander gesetzt haben, daß sie Europäer begleiteten, bei denen, wenn sie beraubt oder nur angefallen würden, mehr Lärm gemacht wird, als bei Asiaten.

Wir befanden uns jetzt sehr hoch und mußten über ein großes Schneefeld, das eine jähe Bergschlucht ausfüllte. Der Schnee war hier ganz porös geworden. Darauf wurde der Weg schlüpfrig und selbst sumpfig, sodaß man nur mit größter Vorsicht weiter reiten konnte. Namentlich mußte für die schwer beladenen Packpferde alle Sorgfalt angewendet werden. Endlich befanden wir uns auf dem Rücken des Gebirges und erblickten vor uns, nach Osten hin, einen hohen, über und über mit Schnee bedeckten Berg, vielleicht den Ararat. Während wir am Rande einer tiefen Schlucht dahin ritten, erhoben sich neben uns aber immer noch höhere Kuppen, zum Theil aus schroffen Felsen bestehend, zum Theil, und zwar mehr in blauer Ferne, in abgerundeten Umrissen; dazwischen zogen sich zahlreiche Thäler dahin und gewährten weiterhin eine prächtige Aussicht. Auf der andern Seite wechselten mattenreiche Abhänge mit tiefen Schluchten, die aber wiederum zum Theil mit Schnee angefüllt waren, während über ihnen, und namentlich an den Rändern, die reichste Vegetation einen Gegensatz bildete. Unter andern Pflanzen fanden wir viel Rhabarberstauden, *) deren Stengel die Leute mit großer Begierde verzehren.

*) Rhabarber kommt hier nicht vor, wohl aber, wie wir durch den Reisenden Karl Koch, der dieselbe Tour, aber umgekehrt machte, erfahren,

Alles, was uns umgab, war etwas Ungewöhnliches, und deutete darauf hin, daß hier eine allgemeine Eruption stattgefunden habe. Die meisten Felsen schienen aus einer Art Urkalk zu bestehen, und hatten meist eine rothe, graue oder weiße Farbe, erschienen aber auch geadert. Diese wichtige Bergkette, über die wir eben unsern Weg mit so großer Schwierigkeit und Anstrengung gemacht hatten, ist auf den meisten Karten nicht verzeichnet, indem die Gegend überall als flach dargestellt wird. *)

Beim Einbruch der Dämmerung erblickten wir Lichter, die sich in zahlreichen Kurden-Zelten tief unter uns vorfanden. Es wurde alsbald dunkel und wir mußten unsern Weg mehr fühlen als sehen. Dazu kam noch ein heftiger Gewittersturm mit Regen. Der Donner rollte in dem Gebirge so furchtbar, wie ich ihn sonst nie gehört habe. Der Blitz leuchtete uns in der Finsterniß und blendete die Augen in einer Weise, daß es uns jedes Mal, so oft er die Luft durchzuckte, gleich darauf unmöglich war, zu sehen. Wie es bei solchen Gelegenheiten im Oriente häufig der Fall ist, hatten unsere Begleiter auf einmal große Eile, und auch der Anführer derselben war verschwunden ehe wir es uns versahen. Ziemlich spät, gegen neun Uhr, kamen wir endlich in einem armen kurdischen Dorfe an, was aus ungefähr zwölf Häusern bestand, worunter aber zwei armenische waren. Der Name des Dorfes war Chatchulu (Chaschlü?). Erst vor der Thür eines der Häuser trafen wir unsern Führer wieder und zwar in Unterhandlung mit einigen alten Frauen, welche ihn nicht hineinlassen wollten.

---

weiße Ampfer-Arten aus der Abtheilung des Alpen-Ampfer (Rumex alpinus), deren Blattstengel roh, die Blätter aber frisch und getrocknet als Gemüse gegessen werden. Anmerk. d. Uebers.

*) Uns ist keine Karte bekannt, wo dieses wichtige Gebirge, aus dem weiter nach Osten der große und kleine Ararat sich erhebt und das die gewichtige Wasserscheide für den Araxes und den östlichen Eufrat oder Murad bildet, nicht angegeben wäre. Englische, französische und deutsche Reisende geben es mit verschiedenen Namen an. Nach Karl Koch nennen es die Eingebornen Schagjohl-Dagh d. h. Berg der Königsstraße, da in den älteren Zeiten die persischen Könige aus der Ebene von Eriwan über das Gebirge Einfälle auf türkisches Gebiet machten Nach demselben Reisenden hat der höchste Punkt der Straße eine Höhe von 9500 Fuß. Wenn dem Verf. die geologische Beschaffenheit auffällt, so mochte er wohl Ursache haben, da hier plötzlich Urgesteine auftreten, während sonst in Armenien hauptsächlich nur trachytische Bildungen vorkommen. Von Eruptionen kann aber durchaus nicht die Rede sein. Anmerk. d. Uebers.

Erst nach langen Debatten wurde die Thür geöffnet und wir befanden uns alsbald in einem Zimmer, was mit Vier- und Zweifüßlern aller Art dicht angefüllt war. Nach einigen Verhandlungen wies man uns auch einen Winkel an, wo wir, abgesondert, die Nacht zubringen konnten. Wir waren froh hier zu sein, denn wir hatten diesen Tag eine wichtige, bisher (?) unbesuchte Bergkette passirt.

In diesem Theile von Armenien und Kurdistan leben die Einwohner meist in Stein-Häusern von sehr roher Art, und zwar zugleich mit ihnen auch die Heerden, die ihren bedeutendsten Reichthum bilden. In der Regel erhalten die Zimmer nur von oben Licht. Die Winter sind hier außerordentlich streng, denn sechs bis sieben Monate lang liegt Schnee von bedeutender Höhe. Aus Mangel an Brennmaterial muß nun das Vieh die Wohnungen erwärmen helfen.

Durch Persien und weiter nach Süden, ist es übrigens Sitte, die Nächte in freier Luft zuzubringen, indem man die Teppiche auf dem Dache ausbreitet und dort schläft. Bei der großen Hitze und Trockenheit in diesen Gegenden ist es eben so angenehm als heilsam. Es geschieht nun auch hier herum während des Sommers. Draußen war es aber jetzt noch nicht so warm; dann gestattete auch das Gewitter nicht, was sich zwar abgetobt hatte, daß man im Freien zubringen konnte. Hitze, fortwährender Lärm und ein penetranter Geruch, wie ihn jeder Kuhstall wohl hat, waren uns im Anfange sehr lästig; Gewohnheit und die Ermüdung nach einer solchen Tagereise machten jedoch, daß alle Widerwärtigkeiten alsbald verschwanden und der Aufenthalt einigermaßen später erträglich wurde.

Am andern Morgen forderten die alten Weiber von uns Geschenke, und zwar auf die unverschämteste Art; dabei machten sie dem Paskjewitsch allerhand Complimente, indem sie uns wohl für Russen hielten. Wir ritten in west-süd-westlicher Richtung weiter und hatten zu unserer Rechten den Kusuk-Dagh (Kusuk- oder Köseh-Dagh). Wir beeilten uns Toprak-Kaleh zu erreichen, und hofften von dem dortigen Gouverneur frische Pferde und einen Führer zu erhalten. Die Ebene, welche hier ungefähr zehn (?) englische Meilen breit ist, wird in Süden von dem Murad-Tschai, dem östlichen Eufrat, begränzt. Hier besiegte im Jahre 1822 der persische Prinz Abbas Mirsa die Türken. Es ist ein sonderbares Factum, daß die Perser meist im Vortheile gegen die Türken waren, dagegen immer von den

Russen besiegt wurden, während auf der anderen Seite die Türken in ihren Kämpfen gegen die Russen meist glücklicher als die Perser waren.

Toprak-Kaleh, von unseren Führern Alaschgerd*) genannt, war, da es von Russen und Türken zerstört wurde, nicht viel besser, als ein Haufen von Ruinen. Es wird von einer Burg beherrscht, welche auf einem kühnen Felsen der Nordseite steht. Ich hatte bereits einen Reiter mit einem Briefe, den ich in Erserum erhalten, an den Gouverneur vorausgeschickt, und begegnete schon in der Stadt einem Boten, welcher mich einlud, auf die Burg zu kommen. In einer Art großen, mit schönen Teppichen belegten Halle wurden wir empfangen. Der Gouverneur war von Männern in verschiedener Kleidung, die offenbar auch verschiedenen Stämmen angehörten, umgeben. Er war der Sohn von Belul Pascha, des erblichen Gouverneurs von Bajasid, und nannte sich Mehemed Agha. Obgleich erst sechzehn Jahre alt, benahm er sich doch, wie alle Orientalen von Stande, wie ein gesetzter Mann. Hier traten uns ganz andere Zustände und Einrichtungen, als in Konstantinopel, entgegen. Während die Großen in der Residenz des Sultans eine vorgeschriebene Uniform trugen, hatte Mehemed Agha die alte türkische Nationalkleidung mit dem Turban beibehalten. Zuerst wurde über England und Indien gesprochen. Das zuletzt genannte Land hat überall, in der Türkei sowohl als in Persien, großes Interesse. Dann frug der junge Mann mich nach der Größe des britischen Reiches im Verhältniß zum osmanischen; endlich kam die Rede auf seine eigenen Verhältnisse. Als ich ablehnte, länger hier zu bleiben, erhielt ich noch am Abend eine Escorte, um meine Weiterreise anzutreten.

Demnach machten wir uns auch, sobald die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, auf den Weg. Unsere frühere Escorte aus Kaghysman, sehr zufrieden mit der Bezahlung, begleitete uns noch über eine Meile; außerdem hatten sich aber noch einige Zigeuner eingefunden und tanzten mit Pfeifen, Tambourins und Castagnetten vor uns her. Es braucht deshalb gar nicht besonders aufzufallen, daß fast die ganze Einwohnerschaft Toprak-Kaleh's ihre Wohnungen verließ und den an und für sich langen Zug noch mehr vergrößerte. In der Ebene vor der Stadt an-

*) Toprak-Kaleh, das ist Erdveste, ist der türkische Name, wohingegen Alaschgerd die alte armenische Bezeichnung ist.

Anmerk. des Uebers.

gekommen, gaben die Begleiter aus Kaghysman, welche mit Flinten versehen waren, Proben von ihrer Geschicklichkeit im Schießen. Mit seltenen Ausnahmen trafen sie das Ziel bis zu einer Entfernung von ungefähr hundert Ellen. Dabei knieten sie nieder und legten ihre langen Flinten in die Mitte eines oben in eine Gabel auslaufenden Stockes, den ein Jeder mit sich führte. Erst als diese heimkehrten, wurde der Zug kleiner und bestand außer uns nur noch aus drei kurdischen Reitern, welche aber wohlberitten waren und als Bewaffnung Lanzen und Pistolen trugen. Einer von ihnen hatte erst kürzlich, während eines Kampfes mit seinen räuberischen Landsleuten, einen Schuß ins Gesicht erhalten. In einer Gegend wie hier, wo die Besitzungen mehrerer sich selbst befehdender Kurdenstämme an einander grenzen, sind Ueberfälle und Beraubungen ganz gewöhnlich. Auf der einen (und zwar nördlichen) Seite der Ebene im Gebirge des Schagjohl-Dagh wohnen die schon erwähnten Gilali-Kurden, auf der anderen hingegen, in der Richtung nach dem Wan-See zu, haben verschiedene andere Stämme ihre Wohnsitze. So sind fortwährend die Karawanen auf der Straße von Erserum nach Tauris und nach Persien überhaupt, ihren Nachstellungen und Anfällen ausgesetzt. Die persischen Karawanen bringen in der Regel Tabak, aber die Kurden wissen sehr wohl, daß sie außerdem auch kostbare Shawls, Perlen, Türkise und dergleichen zwischen und in den Tabaksballen mit sich führen.

Viertes Kapitel.

Reise nach Bajasid.

Keschisch-Köi. — Kurdische Hirten. — Vorliebe für die Russen. — Morgenländische Kleidung. — Der indo-germanische Sprachstamm. — Grabhügel. — Die Gilali-Kurden. — Kalaßur. — Kurdische Unverschämtheit. — Unsere drei persischen Begleiter. — Uetsch-Kilißeh. — Der Ararat. — Dijadin. — Schlechte Aufnahme. — Persische Gesänge. — Bajasid.

Unser Weg führte uns immer weiter in der Ebene, welche in der Nähe der aus dem Gebirge kommenden Bäche und Flüsse morastig wurde. Der größte von ihnen kommt aus dem Thale, dem entlang wir gestern

von dem Gebirge herabgestiegen waren und das wegen der darin unaufhörlich vorkommenden Räubereien und Mordthaten den Namen Karadshehennemdereh, das ist Höllenthal, führt. Nicht weit von der Stelle, wo sein Wasser sich mit dem Flusse von Alaschgerd vereinigt, liegt die armenisch-katholische Colonie Kaschisch-Köi, welche der Sultan Murad gründete. Weiterhin bemerkten wir in einer Entfernung von ungefähr zwei englischen Meilen zur Rechten einen aufgeworfenen, jetzt bewachsenen, Wall, der uns als die Stelle bezeichnet wurde, wo der oben genannte Sultan sein Lager gehabt haben soll. Hier befand sich damals die Fahne des Propheten, also das Zeichen der großherrlichen Anwesenheit. Noch weiter zogen sich auch andere ähnliche Erhöhungen hin und glichen in ihrer Erscheinung einem alten römischen Lager, wie man sie in vielen Gegenden Europa's findet. Links dehnte sich ein großer Morast aus; wahrscheinlich wurde auch er zu einer festen Stellung benutzt.

Es begegneten uns hier Leute, welche Schafheerden von Bajasid nach Erserum trieben. Diese Hirten bilden einen großen Theil der hiesigen Bevölkerung und tragen einen großen weiten Rock, der bis zu den Knieen reicht und um die Hüfte herum mit einem Riemen befestigt ist. Darüber haben sie meist einen faltenreichen Mantel, der ziemlich lose von den Schultern herabhängt. Rohe Sandalen von ungegerbtem Leder umschließen die Füße. So oder nur wenig verschieden mögen auch die Hirten der alten Griechen gekleidet gewesen sein.

Wir kamen bald hierauf nach Kara-Kilissa (das ist Schwarzkirche), einem Dorfe, arm wie alle übrigen, die ich in Kurdistan gesehen. Ein Armenier nahm uns in seinem Hause auf. Aber leider war gerade sein Reichthum an Vieh die Ursache, daß unser Nachtquartier in Folge der Hitze und Ausdünstungen von Pferden, Kühen und Schafen in der That unerträglich wurde.

Der Bey des Dorfes besuchte mich; er war Kurde und trug die Nationaltracht. Ich machte auch bei ihm wiederum die Bemerkung, daß das Volk in diesem Theile Kurdistans keineswegs feindselig von den Russen sprach, wie es sonst überall in der europäischen und asiatischen Türkei der Fall ist. Ich versuchte, die Gründe zu erforschen, warum denn eigentlich hier die Kurden mehr russenfreundlich gesinnt sind, als in anderen Gegenden, und erfuhr, daß es hauptsächlich das Benehmen der Russen,

selbst während der letzten Invasion, gewesen sei. Der Bey berichtete mir, daß kein Dorf, oder sonst ein Ort, der nicht Widerstand geleistet hätte, zerstört worden wäre.

Unser Anführer redete mit einigen unserer Begleitung kurdisch; dabei kam es mir vor, als sei es ein Dialekt der altpersischen Sprache, den sie sprächen. Wie bekannt, glaubt man, daß die germanischen Sprachen sowohl als die griechische viele Wörter und ganze Phrasen von ihr entlehnt haben. Es fiel mir zunächst auf, daß viele englische und persische Wörter, die einen gleichen Sinn haben, eine weit größere Aehnlichkeit unter einander zeigen, als mit den entsprechenden Lauten der deutschen Sprache; die letztere hat sich in Deutschland, obgleich sie daselbst Persien näher geblieben ist, doch mehr verändert, als es in entfernteren Ländern, wie in England, der Fall ist.*)

Durch meine kurdischen Begleiter erfuhren wir, daß der Name des Häuptlings der Gilali-Kurden, Abdul Kurd Gilali sei. Er soll in der ganzen umliegenden Gegend Ueberfälle machen und weder Türken und Perser noch Russen schonen. Kuru-Musun ist seine Residenz und soll eintausendzweihundert Häuser enthalten.

Wir nahmen die Richtung nach einem vorspringenden Berge (Sinek-Dagh), der offenbar die Ebene begrenzte, und gelangten, nachdem wir über einen Fluß gesetzt waren, auf eine Art Erhöhungen, wie sie in diesem Lande so häufig sind und alten Erdwällen gleichen. Es lag ein armenisches Dorf hier. Nicht weit davon fanden wir den Boden unterhöhlt, in der Regel das Zeichen, das früher an der Stelle ebenfalls ein Dorf gestanden hat. Weiterhin erhoben sich wiederum einige Hügel und hinter ihnen strömte der Murad-Tschai dicht am Fuße beschneiter Berge dahin. Eine kleine Schlucht nahm uns alsbald auf und brachte uns von Neuem auf eine ebenso flache Erhöhung von nicht unbedeutender Ausdehnung, und in die

*) Daß die persische, kurdische und deutsche Sprache einem und demselben Stamme angehört, ist jetzt eine ausgemachte Sache. Zu ihm gehören aber auch die lateinischen, griechischen und slawischen Sprachen. Gewöhnlich nimmt man die heilige Sprache der Indier, das sogenannte Sanskrit, als die Ursprache an und nennt den ganzen Stamm den indo-germanischen oder indo-europäischen. Der Verfasser ist übrigens wohl zu sehr von seiner Muttersprache eingenommen, wenn er ihr mit der persischen und deutschen, die Beides reine und nicht Mischsprachen, wie das Englische, sind, hinsichtlich der Abstammung zur Vergleichung einen und denselben Rang anweist. Anmerk. des Uebers.

Nähe eines kegelförmigen Hügels, welcher letzterer wohl ein Grabhügel, wie sie im ganzen Oriente verbreitet sind, sein möchte. In der Nähe des Dorfes Kasiköi sah ich wiederum das Gestein in horizontalen Schichten über einander liegend, also das Zeichen, daß hier dereinst Wasserfluthen den Boden bedeckten.

Die Ebene hatte sich unterdessen immer mehr verengert. Vom Norden aus ging ein Arm des Schagjohl-Dagh, der oben schon erwähnte Sinek-Dagh, bis an den Murad. Aber auch rechts erhoben sich dicht am Ufer des Murad-Tschai steile Höhen und bildeten Ausläufer des südlichen Gebirgszuges. Wir waren deshalb gezwungen, an einer Stelle, wo das Wasser den Pferden ziemlich hoch ging, den Fluß zu durchreiten. Grasige Matten wechselten drüben mit felsigen Hügeln ab. In der Nähe einer alten, aus vier Bogen bestehenden Brücke hatte sich der Murad ein neues Bett gewühlt.

Der Weg führte uns hierauf über eine sumpfige Wiese nach dem eine Meile vom Flusse entfernten Dorfe Kalasur. Hier wollten wir frische Pferde nehmen. Obwohl der Bey von Toprak-Kaleh uns mitgetheilt hatte, daß unsere Escorte den Auftrag habe, uns bis Dijadin, wo einer seiner Onkel Gouverneur sei, zu begleiten, so hatte doch der alte Kurde, unser Anführer, gar keine Lust dazu, sondern behauptete, daß der hiesige Ortsvorsteher nicht nur frische Pferde, sondern auch eine genügende Escorte bewaffneter Reiter stellen werde. Meine Unzufriedenheit über sein Benehmen brachte ihn jedoch ebenso wenig wie die über den langen Verzug, bevor die Pferde erschienen, aus seiner Ruhe. Der Kurde machte mir zwar ein mürrisches Gesicht, rauchte aber ruhig seine Pfeife weiter, ohne auch nur im geringsten zu antworten. Zwei Stunden waren so verflossen, ehe nur die Packpferde von ihrer Last befreit waren und andere ankamen. Endlich erschienen auch drei persische Reiter mit langen Flinten zu unserer Begleitung. Unterdeß hatte der Kurde wieder ein freundliches Gesicht gemacht und verlangte seine Bezahlung. Wie er es auch gar nicht anders verdient hatte, gab ich ihm weit weniger, als der früheren Escorte von Kaghysman. Umsonst verlangte er mehr, ich blieb unbeweglich. Darauf suchte er die drei Perser zu bestimmen, ihre Pferde umzuwenden und mich im Stich zu lassen. Da verlangte meine Lage Entschiedenheit. Ich erklärte deshalb dem Kurden, daß er vom Gouverneur in Toprak-

Kaleh beauftragt sei, mich wohlbehalten nach Bajasid zu führen, wie es in Folge eines Fermans vom Sultan der Brief des Seraskjer Pascha's zu Erserum befohlen habe. Sollte mir auf dieser Reise in Folge seiner Nachlässigkeit oder seines Ungehorsams ein Unglück begegnen, so müßte sein Kopf dafür haften. Ich hätte bereits umsonst hier einen langen Aufenthalt gehabt, worüber ich auch dem Belul Pascha zu Bajasid sofort berichten würde; er hätte es sich selbst zuzuschreiben, wenn ihm etwas Unangenehmes passire. Ich wäre hingegen fest entschlossen, keine Minute länger hier zu verweilen, und würde auf der Stelle mit meiner Gesellschaft abreisen.

Diese Drohung wirkte. Die Versuche des Kurden sowohl als der Perser, eine größere Bezahlung zu ertrotzen, wurden aufgegeben und in aller Eile kamen die Perser uns nachgeritten. Bald machten sie allerhand Entschuldigungen und schoben alle Schuld auf die Kurden.

Die Ebene, welche wir eben passirt waren, mochte ungefähr sechzig englische Meilen lang sein. Wir erstiegen einen Ausläufer des südlichen Gebirgszuges, der aus weißem, kalkhaltigem Sandstein bestand und erfreuten uns, auf der Höhe angekommen, einer herrlichen Aussicht. Der mächtige Ararat lag in nordöstlicher Richtung vor uns und weiter nach Osten hin erhob sich ein anderer Berg von kegelförmiger Gestalt. Ueber grüne Matten und an Felsen eines gestreiften Trachyts stiegen wir wieder auf der anderen Seite herab und gelangten alsbald nach Uetsch-Kilißeh, das ist Drei-Kirchen, einem alten armenischen Dorfe. Wir sahen aber nur eine einzige Kirche und sonst keine Spur von zwei anderen, die vielleicht eingefallen waren. Ich glaube deshalb, daß die Benennung „Drei-Kirchen" irgend einen, mir aber unbekannten Sinn hat. Die Kirche ist von Mauern und Thürmen umgeben. Ich hätte sie gern besucht, aber ich fürchtete den Aufenthalt, da unser Weg nur vorbei führte. Die Kirche soll bereits aus dem fünften Jahrhunderte stammen und eine der wichtigsten im ganzen armenischen Hochlande sein. Die Sonne stand schon zu tief, als wir Drei-Kirchen passirten, um wenigstens die Bauart der Kirche kennen zu lernen. Im Allgemeinen schien sie aber doch der schon beschriebenen in Ani zu gleichen und nur roher zu sein.

Wiederum ging es aufwärts. Auf dem Rücken der Erhöhung angekommen, fiel die Straße auf der anderen Seite so jäh ab, daß wir, obwohl bereits abgestiegen, große Mühe hatten, die Pferde hinunter zu bringen.

Wahrscheinlich waren wir außerdem vom Wege abgekommen, denn erst nach einiger Zeit fanden wir wiederum eine einigermaßen gebahnte Straße. Auf der Höhe hatten wir übrigens bereits das eine Stunde entfernte Dijadin gesehen und uns an der herrlichen Aussicht, wie sie mir selten geboten war, erfreut. Ringsum erblickten wir schroff aufsteigende Berge, aber doch allenthalben, wo nicht nacktes Gestein sichtbar wurde, mit den üppigsten Matten bedeckt. Zahlreiche tiefe Schluchten, in denen Tausende von Quellen Gräsern und Kräutern reichliche Nahrung boten, zogen sich an den Abhängen hinab und waren stets an ihren Rändern von allerhand blühenden Pflanzen umsäumt.

Dijadin liegt an dem felsigen Ufer des Murad-Tschai, welcher hier aus einer engen Schlucht hervorkommt. Weiter hin erheben sich mitten aus den reichen Matten groteske Felsen, wie Mauern und Burgen, in die Lüfte. In der Ferne überragt das vom ewigen Schnee und Eise weit hin glänzende Haupt des Ararat, der selbst jetzt noch bis zur Mitte von einem weißen Gewande umhüllt war, alle übrigen Berge. Eine üppigere Landschaft kann es wohl nicht geben, als diese zu der Zeit, wo ich sie durchreiste; und doch haben mich Leute, die sie im August besuchten, vom Gegentheil versichert. Nicht einen Grashalm erblickt man im Spätsommer noch grün; alles ist vertrocknet und selbst verbrannt. Da man nun außerdem weit und breit weder Baum noch Strauch erschaut, so kann man wohl begreifen, daß dieselbe Landschaft wiederum den Anblick und das Bild der unfruchtbarsten Gegend geben kann. Hieraus erklären sich die Meinungsverschiedenheiten der Reisenden über die Fruchtbarkeit vieler Gegenden des Orients, da sich das Urtheil immer nur auf den Zustand gründet, in welchem die Gegend zur Zeit der Reise gefunden wurde. Nirgends ist dieser Gegensatz in den verschiedenen Jahreszeiten mehr ausgesprochen, als in Persien und den angrenzenden Ländern. In manchen Theilen liegt noch im Februar und März Schnee; im Mai und Juni folgt dann eine bedeutende Hitze, sodaß im Juli das Getreide reif ist, abtrocknet und eingeerntet werden kann. Nun kommt die trockene Zeit, wo das Land völlig ausdorrt und außer dem Kameeldorn*) kein Gehölz aufzuweisen ist. Es gleicht in diesem Zustande einer endlosen Wüste.

*) Unter Kameeldorn möchte der Verfasser wohl das dornige, allerdings unter solchen Umständen wachsende und blühende Alhagi camelorum,

Der Weg führte uns über eine grasige Fläche zu dem Rande einer engen Schlucht, in der der Murad-Tschai fließt. In dem Halblichte der Dämmerung schien uns der Abfall fast so steil, wie eine Mauer, zumal das Gestein überall nackt dalag und von keinen Pflanzen bewachsen war. Drüben auf dem rechten Ufer erhebt sich ein großes Castell. Ein Fußsteig führt im Zickzack zwischen den Felsen nach unten und auf die andere Seite. Bald darauf kamen wir durch ein altes, aber noch erhaltenes und hübsches Thor in die Stadt, sodaß wir augenblicklich für den Ort eingenommen wurden. Leider folgte eine um so größere Täuschung.

Unsere persischen Begleiter waren schon seit dem letzten Theile des Weges immer dicht bei uns geblieben, aus Furcht, Kurden in die Hände zu fallen. Jetzt, wo wir von der Nacht überrascht wurden, konnte ich nur unter der Bedingung einen von ihnen bewegen, mit einem Briefe an den Gouverneur vorauszureiten, daß ich einen meiner eigenen Leute mitschickte. In der Stadt kamen Beide uns mit kläglichen Blicken entgegen. Mein Diener, obschon viel in Egypten und Syrien gereist, war außer sich über die Barbarei und Rohheit in diesem Lande. Er erzählte, daß, als er verlangte, zum Gouverneur geführt zu werden, man ihm geantwortet habe, daß die Sonne bereits untergegangen sei. In dieser Zeit dürfe Niemand wagen, den Herrn, der sich bei seinen Frauen befinde, zu stören. Wir waren daher gezwungen, die Nacht in einem Stalle zuzubringen, aus dem wir erst das Vieh heraustreiben mußten. Bald darauf kamen auch unsere bereits entlassenen Perser zurück, mit der Bitte, ihnen etwas zu essen zu geben. Es wunderte dieses uns umsomehr, als sie bei ihrer Entlassung sich mit dem Gelde, daß sie erhalten, sehr zufrieden gezeigt hatten. Es stellte sich jedoch bald heraus, daß die Einwohner hier ihnen kein Essen geben wollten, weil sie Schiiten, also im Sinne der Sunniten und Türken, Ketzer seien. Und doch wagten sie nicht, vor anbrechendem Morgen nach Kalaßur zurückzukehren. Es dauerten uns demnach die armen Teufel, zumal sie unbedingt besser waren, als Türken und Kurden. Die Perser überhaupt sind bei Weitem höflicher und bescheidener, und ihr Betragen ist freundlicher und gefälliger. Auf dem Marsche sangen meine persischen Begleiter fortwährend fröhliche Lieder, die ich nie von

---

einen interessanten und meist blattlosen, aber mit Blüthen über und über bedeckten Schmetterlingsblüthler verstehen. Anmerk. des Uebers.

Türken gehört habe. Ihre Triller nehmen sich besonders gut aus und spielen in ihren Gesängen eine Hauptrolle. Diese Singweise ist, wie ich glaube, in Persien sehr alt. Als ich einige Monate später durch das Bachtiari-Gebirge zwischen dem alten Susa und Persepolis reiste, vernahm ich sie in ihrer höchsten Vollendung. Ihre Sprache ist vom Altpersischen wahrscheinlich wenig verschieden. Es kommt noch dazu, daß die Bergvölker die Gewohnheit haben, nach jedem Triller Gedichte des Ferdusi oder andere ältere Gesänge zu recitiren. Die letzteren versteht man in anderen Gegenden Persiens gar nicht mehr. Ich erinnere mich noch gern der Zeit, wo ich mit dem Oberst Shee, der durch einen langen Aufenthalt in jenen Gegenden der dortigen Sprache mächtig war, mich einmal in dem Zelte des Häuptlings vom Mahmud-Senai-Stamme mitten in den Ruinen von Schahpur und in der Nähe der sonderbaren natürlichen Veste Killasifid befand, und ein junger Mann nach jedem Triller eine Stanze recitirte.

Am nächsten Morgen schickte ich in aller Frühe zu dem Gouverneur, um mir Pferde und eine Escorte zu erbitten. Leider mußten wir bis sieben Uhr warten, ehe unserm Wunsche entsprochen wurde. In der Zeit hatte sich eine Menge Volks eingefunden, was uns neugierig anstarrte. Ein tiefes Thal zog sich links in der Richtung des Ararat nach einem alten Castell, das auf einem isolirten Felsen stand. In einem anderen Thale interessirte mich der poröse Basalt (Trachyt, Piperit), der die Felsen bildete, während der Boden mit alter Lava bedeckt war. Eine gute Brücke von einem Bogen und im armenischen Styl erbaut, führte über einen ziemlich großen Fluß; dort fanden wir eine Anzahl Leute, die in den Diensten des Pascha's von Bajasid standen, mit frischen Pferden, um uns dahin zu begleiten.

Fünftes Kapitel.

Bajasid.

Bajasid. — Besuch in der Burg. — Belul Pascha. — Untersuchung der Burg. — Demir Pascha. — Russische Intriguen. — Wichtigkeit der Lage von Bajasid. — Der Paß von Bajasid. — Marsch durch Kurdistan.

Die Burg und ein Theil von der Stadt Bajasid war schon in einiger Entfernung zu sehen. Der Weg führte uns durch zwei ausgetrocknete Flußbetten nach der Erhöhung, auf der Bajasid liegt. Dort sieht man zuerst einen armenischen Kirchhof und eine alte Kirche. Die Burg erhebt sich auf einem Felsen und überragt die Stadt, welche sogar wegen einiger jähen und schroffen Felsen, die gerade vorstehen, eine Zeit lang gar nicht gesehen werden kann. Die erstere besteht aus einem hohen und viereckigen Gebäude mit zahlreichen Fenstern und ist allenthalben mit reichen Verzierungen versehen. Noch gut erhaltene Mauern schließen sie ein und legen hinlänglich Zeugniß von ihrer Festigkeit ab. Mitten darin ragt ein Minareh hervor, neben dem sich wahrscheinlich auch eine Moschee befindet. Wie alle Städte des Orientes, so täuscht auch Bajasid aus der Ferne. Man glaubt eine wunderschöne Stadt vor sich zu haben; wie man aber näher kommt, verschwindet eine Illusion nach der andern; man sieht nur elende Hütten, die noch dazu mit der schönen, obwohl wilden und romantischen Umgebung einen keineswegs angenehmen Contrast bilden. Felsen in den mannigfachsten Formen und mit verschiedenen Farben wechseln mit grünen Matten ab. Im Hintergrunde breitet sich die Ebene weiter aus und wird von Bergen, hinter denen der Ararat emporragt, begrenzt. Großartig ist der Eindruck, wenn freundlicher Sonnenschein die Umgegend beleuchtet und mächtige Schattenstreifen, mit Lichtpunkten abwechselnd, über die Landschaft hin sich ausbreiten. Ich muß nochmals wiederholen, daß es Jammerschade ist, mitten in den dargebotenen Schönheiten den Menschen in seinem Elende zu sehen. Die Burg ist in der That das einzige Gebäude von Bedeutung und noch erhalten. Alle übrigen sind unbedeutend oder liegen in Trümmern; denn im Laufe der Zeit ist die arme Stadt verschiedene Mal von den russischen, persischen und türkischen Armeen besetzt und verwüstet worden.

Am Thore begegnete uns der Anführer unserer kleinen Dijadiner Escorte, welche beauftragt war, mich daselbst im Namen des Pascha's zu empfangen. Mit vielen Complimenten und Entschuldigungen Seitens des Pascha's brachte er mich in das beste armenische Haus und bat mich, seinen Herrn am folgenden Tage zu besuchen. Unsere Wohnung war zwar gerade nicht sehr vorzüglich, aber insofern doch gut, daß wir sie nicht mit dem Vieh zu theilen brauchten.

Wir hatten kaum Besitz genommen, als uns zwei Personen aus der Umgebung des Pascha's ihre Aufwartung machten; der eine war der Schatzmeister. Sie hatten den Auftrag, sich nach meinem Befinden zu erkundigen und den Pascha wegen der schlechten Wohnung nochmals zu entschuldigen; die Ursache liege in dem leider sehr traurigen Zustande der Stadt.

Am nächsten Morgen besuchte ich zuerst die Burg, zu der ein steinerner Pfad führte, und trat durch ein prächtiges Thor im saracenischen Style, wahrscheinlich aber nicht von hohem Alter, ein. Es erinnerte mich lebhaft an ähnliche, die ich in Erserum und Ani gesehen. Der Kreuzgang endete mit einer sonderbaren Nische, wie man sie aber auch sonst in persischen Bauwerken findet. Allenthalben sah ich reiche und erhabene Arabesken mit dem Löwen, der man auch hier und da in Ani antraf. Die Gebäude, welche im Burghofe sich vorfanden, waren nicht minder schön. Leider erlaubte mir mein ceremonieller Besuch nicht, näher zu untersuchen, was sich hier befand; aber allenthalben überraschten mich wahrhaft die kühne Höhe der Bogen, sowie die Vorrichtungen, welche man angewendet hatte, um Schatten, der in Gegenden unter einer südlichen Sonne nothwendiger als bei uns ist, hervorzubringen.

Durch eine Halle, in der sich die Diener und andere Personen vorfanden, gelangten wir in das schön gemalte und mit Marmor ausgelegte Empfangszimmer. Am Ende befanden sich die Sophas, das heißt niedrige, hölzerne Plattformen, welche mit Teppichen bedeckt waren und auf denen wiederum seidene Kissen lagen. Der Pascha saß unter einem großen Fenster, von dem aus man eine seltene Fernsicht über die Ebene nach dem Gebirge und der kugelartigen Spitze des Ararat hatte. Der obere Theil des Fensters wurde durch bemalte Scheiben geschlossen. Wie ich eintrat, erhob sich der Pascha sofort, kam mir entgegen und forderte

mich freundlichst auf, neben ihm Platz zu nehmen. Es war dieses eine besondere Artigkeit, da in der Regel nur wenige Personen seines Standes in der Türkei sich bei der Einführung eines Fremden erheben; in Persien hingegen ist es allgemein Gebrauch. Das Benehmen Belul Pascha's war mehr europäisch, als ich es sonst bei Orientalen gewöhnt war; man sah ihm an, daß er bereits öfter mit Europäern zusammengewesen war.

Seine Familie erhielt das Paschalik Bajasid schon vom Sultan Murad erblich. Mahmud Pascha, der Urgroßvater des Belul Pascha war der erste erbliche Pascha. Nach dem Tode seines Großvaters hatte sein Oheim Ibrahim Pascha alle Anstrengungen gemacht, um seinen Vater, den legitimen Erben, zu verdrängen, aber umsonst. Belul Pascha hat schon Manches erlebt, denn er war in den verschiedenen Kriegen bald Gefangener der Perser, bald der Türken und selbst, wie ich glaube, auch der der Russen. Man darf sich deshalb nicht wundern, wenn solche Unglücksfälle ihn in seinen politischen Grundsätzen sehr schwankend gemacht haben, welche ohnedies schon in der Regel bei den Orientalen nie sehr fest sind. Energie war überhaupt nicht seine Tugend, denn er war geradezu unfähig, die streit- und beutesüchtigen Stämme in der Nähe zu bändigen und hatte deshalb beständig vor ihnen Angst. Es schien mir bisweilen, als wenn er eher für ein ruhiges Leben und für eine mehr gebildete Gesellschaft passe, als zum Herrschen über Barbaren. So fragte er mich auch, wie ich meine Reise zu ihm gemacht habe, wie die Escorten gewesen seien und wie mich das Volk behandelt habe? und bedauerte gar sehr, den Reisenden in seinem Gebiete nicht mehr Bequemlichkeit bieten zu können.

So hatten wir in der Unterhaltung eine geraume Zeit mit derlei Fragen und Antworten zugebracht. Endlich lenkte ich das Gespräch auf die treffliche Bauart und die schöne Lage der Burg und sprach meine volle Anerkennung aus. Er erzählte mir nun, daß erst sein Großvater vor ungefähr funfzig Jahren den Bau, der länger als zwanzig Jahre gedauert, begonnen habe. Die Steinmetzen seien hauptsächlich aus Wan, die Baumeister und Maler hingegen aus Ispahan gewesen. Nach ihm sollen jetzt die Perser wenig mehr vom Bauen in Stein verstehen, wohl aber vermöchten sie Fundamente und Fußböden vorzüglich auszuführen. Noch berühmter sind sie hinsichtlich ihrer Schnitzwerke und durchbrochenen Arbeiten. Auf Befehl des Pascha's führte mich später der Schatzmeister in

der ganzen Burg umher; nur den Theil, wo das Harem sich befand, durfte ich natürlicherweise nicht betreten. In dem letzten Kriege mit den Persern und Russen hat sie außerordentlich gelitten; und doch war alles noch im Vergleich zu anderen orientalischen Bauwerken schön zu nennen. Auch der eigentlichen Befestigung war alle Sorgfalt zugewendet worden.

Bei Besichtigung der Burg fand ich allenthalben Vorrichtungen getroffen, um dem Auge nach allen Seiten hin die schönsten Punkte zu bieten. Die Türken legen im Allgemeinen viel Werth auf schöne Aussichten und führen auch den Fremden stets an die Stellen, wo man sie am Besten genießen kann. Es war mir immer erfreulich, daß ich bei solchen Gelegenheiten nicht die Redensarten hören mußte, welche in Europa gebräuchlich sind. Diese weniger gebildeten Menschen wissen es, daß man da, wo wirklich eine schöne Aussicht geboten wird, man gar nicht erst nöthig hat, die Aufmerksamkeit noch besonders darauf zu lenken.

Ich muß endlich noch bemerken, daß die ganze Burg übrigens für einen Fremden, der in der Türkei viel gereist ist, etwas moscheeartiges, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, hatte. Hohe Bogen, die zugleich sehr leicht und luftig, aber doch fest gehalten waren, Kuppeln und Spitzen wechselten mit einander ab und warfen bei hellem Sonnenschein lange Schatten auf die niedriger gelegenen Theile.

Die ganze Umgegend weit und breit ist, ebenso wie die von Ani, sehr reich an guten Steinen, sowohl zu Bauten, als zu Ornamenten. Basalt wird an den Höhen, welche sich der Stadt gegenüber erheben, genug gefunden; ein orangefarbener oder rostbrauner Sandstein ist in großen Massen auf der Straße nach Dijadin vorhanden, während ein anderer von weißer Farbe und kalkhaltig in der Nähe der Stadt gebrochen wird.

Es war mir auch interessant zu erfahren, wie hier die Stimmung gegen die Russen ist, und suchte deshalb meinen Führer darauf zu bringen. Obgleich dieser nun wohl aus meinen Reden merken konnte, daß ich, wie alle im Oriente lebenden Engländer, mehr für die türkische Herrschaft Sympathien haben und überall ihren Haß gegen die Russen zu erkennen geben, so zauderte er dennoch keinen Augenblick zu erklären, daß man hier weit mehr von den eigenen, d. h. türkischen, Truppen gelitten hätte, als von den russischen. Er beschuldigte sogar den türkischen Oberbefehlshaber, in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes mehr Verwüstungen angerich-

tet zu haben, als die persischen und russischen Armeen zusammen. Mehrere armenische Dörfer habe dieser ohne alle Ursache von Grund aus zerstört und hauptsächlich dadurch der folgenden Auswanderung der Armenier den Weg gebahnt. Allein aus dieser Gegend sollen zweitausend Familien nach Rußland gezogen sein. Man habe sich deshalb mit Klagen an den Sultan gewendet und auch die Befriedigung erhalten, daß der damalige Befehlshaber, Demir Pascha, zur Rechenschaft gezogen und ins Gefängniß geworfen wurde.

Aus Allem, was ich auf meiner Reise in diesem Theile Kurdistans erfahren habe, ist es mir hinlänglich klar geworden, daß die Russen die wichtige Lage des Landes erkannt haben. Die Kurden hat immer das Unglück betroffen, von Eroberern umgeben zu sein, die weder in ihrem politischen, noch in ihrem moralischen Charakter Achtung einflößen konnten, da sie nur darauf bedacht waren, sie zu unterwerfen uud zu unterdrücken. Man braucht sich daher nicht zu verwundern, daß sie alle Fremden mit Mistrauen und Argwohn betrachten und sie für ihre natürlichen Feinde halten. Fern von den Ländern, wo Bildung herrscht, waren sie selbst mit der Zeit durch die Nothwendigkeit gezwungen, zu verwildern und ein räuberisches Leben zu führen. Es kommt noch dazu, daß der Sultan bei seinen Versuchen, sein Ansehen in diesem Lande zu behaupten und wiederum herzustellen, sich nicht der ehrlichsten Mittel bedient hat, und daß er im Punkte des Worthaltens und der Treue nicht im Geringsten über ihnen stand. Während ich in Kurdistan war, sprach man allgemein mit wahrem Ingrimm über die Art und Weise, wie man in Konstantinopel einen ihrer mächtigsten Häuptlinge, den Bey von Rawendöß, behandelt hat; er wurde nämlich auf seinem Rückwege von einem Besuch des Sultans in Konstantinopel heimlich erdrosselt. Die russische Regierung kennt diese Gesinnungen der Kurden sehr gut und ist deshalb auch ohne Sorge, daß die Pforte jemals ihren Einfluß in diesen entlegenen Theilen ihrer Herrschaft wiedergewinnen wird. Hier sowohl als in Persien steht es fest, daß Zurückhalten und Abwarten besser ist, wie alle fruchtlosen und kostbaren Feindseligkeiten gegen die im Aufstande befindlichen Provinzen. Die russische Regierung ist stets bemüht, durch allerhand Intriguen der türkischen Regierung Verlegenheiten zu bereiten, und weiß, daß sie dadurch

festeren Fuß in der Türkei faßt, als wenn sie wiederum noch so starke Armeen entsendete.

Nichts könnte jedoch den Russen angenehmer sein, als wenn die Gilali-Kurden aus Kuru Musun, also aus dem mehr oder weniger neutralen Boden, der sich zwischen dem russischen und türkischen Gebiet hinzieht, und von dem unabhängigen Häuptling Abdullah beherrscht wird, vertrieben würden. Was hingegen die Kurden auf türkischem Gebiete anbelangt, so wünschen die Russen keineswegs deren Unterwerfung und die Zerstörung ihrer Burgen. Sie wissen wohl, daß, solange die Kurden ihren gegenwärtigen Zustand behaupten, auch die türkische Regierung ohne Macht ist. Eine geregelte türkische Behörde, die den Räubereien ein Ende machen könnte, wäre den Russen in diesen Gegenden gar nicht angenehm. Trotzdem aber ermuthigen sie die Türken immer von Neuem zu ungenügenden Versuchen, die Kurden entweder zu vertreiben oder zu unterwerfen. Wie mir der russische Consul zu Erserum mittheilte, verlangte man sogar russischerseits in einem Vertrage die Herstellung der türkischen Autorität in den Grenzgegenden. Die Türkei soll die Kastanien aus dem Feuer holen, die Rußland nachher genießen will.

Alles, was Rußland an der Grenze thut, hat für Persien sowohl, als für die Türkei die größte Wichtigkeit. Mit jeder Grenzfestung erwirbt es sich auch die daran liegende türkische oder persische Provinz. Durch Gümri beherrscht Rußland die ganze Ebene von Kars. Es kann mit Leichtigkeit die Straße zwischen Erserum und Bajasid besetzen, und so jede Verbindung zwischen der Türkei und Persien mit einem Schlage abschneiden. Ebenso leicht kann es die festen Plätze an der Straße selbst rasch überfallen und, da diese außerordentlich schlecht vertheidigt sind und außerdem von den Eingebornen mit Mistrauen betrachtet werden, wegnehmen. Erserum, Dijadin und Choi dürften nicht lange widerstehen. Wollte man Rußlands Macht an der Grenze einigermaßen lähmen, so müßte man türkischer- und persischerseits ebenfalls, und zwar den russischen Fortificationen möglichst nahe und gerade auf entgegengesetzten Punkten Befestigungen von wenigstens gleicher Stärke aufführen und sie zu ihrer Behauptung mit einer ausreichenden Besatzung versehen.

In ihren Versuchen, die Kurden zu gewinnen, gingen die russischen Behörden selbst so weit, daß sie unter dem Vorwande, jene seien ein Wan-

dervolk, auch für die, welche sich Rußland unterworfen haben, das Recht beanspruchten, beliebig die Grenzen mit ihren Heerden überschreiten zu dürfen. Selbst also in der Türkei sollten immer noch diese Kurden als russische Unterthanen angesehen werden und von jeder Abgabe frei bleiben. Mehrere Stämme unterwarfen sich demnach scheinbar Rußland und verweigerten selbst, wenn sie die russische Grenze gar nicht überschritten hatten, den Tribut. Man muß nun wissen, daß die ganze Ostgrenze der Türkei in dem Besitze der Kurden ist und diese kurdische Behörden haben. Blos gelegentlich trifft man einmal einen Türken als Gouverneur, der aber wiederum nur wenig Macht besitzt. Das sind die Folgen der halben Maßregeln, welche die türkische Regierung nur leider zu häufig trifft. Um ihr Recht auf so entlegene Landschaften nicht ganz aufzugeben, begnügt sie sich mit dem, was man ihr bietet und nimmt einen geringen Tribut lieber, als gar keinen.

Alle die verschiedenen Kurden-Stämme sprechen dieselbe Sprache. Sie bewohnen einen gebirgigen und äußerst schwer zugänglichen Strich Landes, der sich hart an der türkisch-persischen Grenze vom persischen Meerbusen bis an den Kaukasus erstreckt. Die Kurden sind ein tapferes, kühnes und thätiges Volk. Als irregulaire Cavalerie sind sie weit besser als alle benachbarten Völker zu gebrauchen, während sie wiederum in den Bergen die besten Schützen zu Fuße sind. Der feste Besitz eines solchen Landes würde für eine volksthümliche Regierung von sehr großem Nutzen sein, dagegen ist er so nur eine Last, und bereitet eine Verlegenheit nach der anderen. Obgleich die Kurden als Sunniten hier und da mit Erfolg gegen die Perser kämpften, so haben sie doch auch für die Türken nie eine eigentliche Anhänglichkeit bewiesen; im Gegentheil waren die Versuche des Sultans, ihre völlige Unterwerfung zu Stande zu bringen, nie ganz geglückt. Ein stolzes Nationalgefühl ist der vorherrschende Zug ihres Charakters. Alles, was gut ist, ist kurdisch. Es geht so weit, daß, wenn Jemand irgend etwas vorzüglich bezeichnen will, er das Beiwort kurdisch hinzufügt.

Unter solchen Verhältnissen, ist es ganz natürlich, daß die Kurden jeden türkischen Beamten, der ihnen von Konstantinopel geschickt wird, argwöhnisch empfangen und ihm so lange Verlegenheiten in den Weg legen, bis er wieder abgerufen wird. Der vor einigen Jahren in Gemein-

schaft mit den Persern gemachte Versuch, die Kurden von Rawendöß zu unterwerfen, gab neuen Stoff zu Mistrauen der anderen Kurden und vergrößerte ihre Abneigung gegen beide Regierungen. Selbst solche Stämme, deren Unabhängigkeit stillschweigend anerkannt wurde und die man in ihren Bergen gar nicht belästigte, wie die Gilali, brachen mit einem Male alle Verbindung ab und zogen sich noch weiter zurück, um nach allen Seiten hin zu plündern und zu rauben.

Bis zu einem gewissen Punkte will, wie bereits ausgesprochen, allerdings Rußland die Kurden unterworfen haben, damit es selbst nicht zu sehr belästigt wird; im Allgemeinen ist es aber seine Politik, ihnen klar zu machen, daß es ihr Freund sei und ihre Rechte beschütze, während es zu gleicher Zeit und heimlich die Türkei zu erneuten Unterwerfungsversuchen ermuthigt. Ein ähnliches Manöver hat es unter den östlich vom Caspischen Meere wohnenden Turkomanen verfolgt. In derselben Zeit, als es dort den Häuptlingen an der Grenze Geschenke machte, trieb es den Schah von Persien an, diese anzugreifen. Leider schwächt sich aber der größere Theil der verschiedenen Stämme selbst unaufhörlich durch gegenseitige Fehden. Dadurch bahnen diese selbst hauptsächlich den Russen den Weg zur Herrschaft.

In militairischer Hinsicht giebt es an der Grenze Westasiens keinen wichtigern Punkt als Bajasid. Von hier aus fällt das Hochland ununterbrochen in mehrere Terrassen bis nach Mesopotamien und bis zum persischen Meerbusen ab. Der Eufrat durchschneidet die Gebirge und zeigt den Weg nach Süden, namentlich nach Syrien. Seine Wichtigkeit ist allein schon in dieser Beziehung für Rußland leicht begreiflich.

Es befindet sich bei Bajasid noch ein zweiter, ebenfalls sehr fester Paß, wo eine kleine Anzahl regulairer Truppen einem größeren Heere den Weg nach Persien von Erserum aus vollständig sperren könnte; dieses wäre dann gezwungen, mitten durch Kurdistan zu gehen.

Sechstes Kapitel.

Ein kurdischer Häuptling.

Besuch bei Hussein Agha. — Kurdisches Lager. — Das Zelt des Häuptlings. — Kurdische Gastfreundschaft. — Der Sohn des Häuptlings. — Kurdische Reiterei. — Kurdisches Mahl. — Abreise.

Von Jussuf Agha, einem Diener des Pascha's, und zwei anderen Reitern begleitet, machten wir uns am folgenden Tage wieder auf den Weg. Mein Wunsch war zwar gewesen, die Gilali-Kurden selbst näher kennen zu lernen und deshalb Kuru-Musun zu besuchen; der Pascha rieth mir jedoch ab und schlug mir dagegen vor, jenseit der persischen Grenze den Hidrauli-Stamm, dessen Häuptling sein intimer Freund sei, kennen zu lernen.

Wir kamen alsbald in ein tiefes, schluchtähnliches Thal, das auf beiden Seiten von nicht sehr hohen Felsenwänden eingeengt wurde. Ein Bach hatte sich hier mitten durch Basalt, der auf eine eigenthümliche Weise mit Sandstein abwechselte, Bahn gebrochen. Darauf ritten wir bei einem kurdischen Lager, aus dreißig bis vierzig Zelten bestehend, und reich an Pferden, Schafen und Rindern, vorbei, und gelangten auf eine schöne, grasige Hochebene; der Weg führte durch den Paß Kasli-Göl, während mehr nach links eine enge Straße nach Maku ging.

Kaum waren wir aus dem Passe heraus, als uns ein heftiges Gewitter überfiel, und es so heftig regnete, als es seit Monaten nicht geschehen war. In dem elenden Dorfe Kilissa fanden wir ein Obdach. Eine einzige Kirche war von einigen Hütten umgeben und hatte den Namen, der Kirche bedeutet, gegeben. Die christlichen Einwohner, die früher hier wohnten, waren nach Rußland ausgewandert. Ein dicker Ket-Koda nahm uns mit vielen Ceremonien, die hier die Gastfreundschaft verlangt, auf, und versprach uns, in möglichst kurzer Zeit Pferde zu besorgen. Die Leute begrüßten uns mit „Selam Aleikom," Worte, welche die Türken eigentlich niemals an Christen richten. Alles hatte seine Ursache, denn der höfliche Empfang stand mit unseren Taschen in engster Beziehung. Man forderte für die Pferde nicht allein einen enormen Preis, sondern brachte sie auch nicht eher, als bis wir uns genöthigt sahen, die Nacht

hier zuzubringen. Später habe ich gehört, daß dieser Ket-Koda ein Erzbetrüger war, und es mit allen Fremden so gemacht hatte.

Eine Reihe vulkanischer Hügel durchzieht hier die Ebene und zahlreiches Basaltgerölle liegt überall zerstreut. Auf unserem weiteren Wege wurde der Basalt von einer Schicht rothen Sandstein bedeckt. Wir kamen zuerst nach dem Dorfe Sohraub (Charabliu?), und setzten dann auf einer schönen Ebene, welche auf beiden Seiten von einem Höhenzuge eingeschlossen war, unseren Weg fort. Hier begegneten wir einer Karawane persischer Kaufleute, die von einem kurdischen Reiter begleitet war.

Wiederum ging es durch ein Thal mit einem ziemlich breiten Bache zur Rechten, bevor wir endlich nach Mittag in das Lager des Häuptlings Hussein Agha gelangten. Da ich den Jussuf Agha vorausgeschickt hatte, so war man auf unsere Ankunft vorbereitet.

Ich hatte mich gefreut, noch den ganzen Stamm von 2000 Zelten um den Häuptling versammelt zu sehen, aber leider hatte man schon die höheren Weiden bezogen, und ich fand allein das Zelt des Häuptlings vor, der nur noch von seinen Leuten und wenigen anderen umgeben war. Auch er hatte sich schon zur Abreise vorbereitet und zu diesem Zwecke mehrere Zelte vorausgeschickt. Das Hauptzelt war aus schwarzem Pferdehaar angefertigt und gilt als Zeichen, daß der Häuptling gegenwärtig war. Es hatte ungefähr 50 Fuß Länge, 25 Fuß Breite und besaß seinen Eingang auf der Nordseite, wo deshalb eine Art Vorhalle angebracht war. Der Fußboden erschien durchgängig mit Teppichen belegt, und dem Eingange gegenüber stand ein hübscher, mit Seidenstoffen belegter Diwan von der Größe eines Sophas.

Schon eine Strecke vor dem Zelte empfing mich der älteste Sohn des Häuptlings, ein schöner Mann von dreißig Jahren, und in einer Art Mamluckenanzuge, über dem er einen dunkelrothen Mantel trug. Sein Benehmen war einnehmend. Er besaß weder den Ernst noch den Stolz des Türken, aber auch nicht das kriechende Wesen des Persers. Hätte er eine europäische Sprache geredet, so würde man ihn nicht für einen Asiaten gehalten haben.

In das Zelt getreten, wurden wir albald aufgefordert, uns auf dem Diwan niederzulassen, während die übrige Gesellschaft, darunter noch drei jüngere Söhne, stehen bleiben mußte. Erst nach einigen Minuten erschien

der Herr selbst. Ich erhob mich, um ihn zu begrüßen; allein er faßte meine Hand und zog mich mit großer Freundlichkeit wieder auf den Diwan nieder, um sich neben mich zu setzen. Sein ältester Sohn und sogar sein eigener Bruder, ein freundlich aussehender Mann zwischen fünfzig und sechzig Jahren, waren ebenfalls sogleich aufgestanden, und blieben auch stehen, da auch sie in seiner Gegenwart nicht sitzen dürfen. Der erstere stellte sich mit seinen Brüdern neben den Vater. Obwohl die Anwesenden verschiedene Kleidung trugen, so nahm sich doch die ganze Gesellschaft recht gut aus.

Er richtete zunächst viele Fragen über verschiedene, gewichtige Persönlichkeiten, welche hier durchgereist waren, an mich, die alle mir klar machten, daß er weder im Benehmen, noch in der Geistesbildung seinem ältesten Sohne gleich kam. In seinem ganzen Wesen zeigte er im hohen Grade Härte und Strenge. Schibuk und Kaffee wurden gebracht. Die jüngeren Söhne nahmen den Dienern die Tassen ab, um sie uns zu präsentiren, eine Höflichkeit, die kein noch so jugendlicher Türke von Stande einem Christen erweisen würde. Obgleich die Gebräuche im Allgemeinen mehr türkisch als persisch woren, so erinnerte die Redseligkeit und Freundlichkeit doch auch gar sehr an die Perser.

Ich äußerte den Wunsch, vor meiner Weiterreise noch einen kurdischen Reiter in voller Rüstung zu sehen. Alsbald befahl der Häuptling seinem ältesten Sohne, meinem Wunsche nachzukommen, und nach wenigen Minuten erschien dieser schon vor dem Zelte, auf schönem Pferde und mit prächtigen Waffen gerüstet. Mit ihm kam zu gleicher Zeit sein jüngster Bruder, der trotz seiner großen Jugend, denn er war erst achtzehn Jahre, bereits fast sechs Fuß Höhe hatte. Der erstere ritt einen weißen Araber aus der Provinz Nedschid, in Arabien. Nach der allgemein bei den Persern üblichen Sitte war das halbe Pferd von der Schabracke bedeckt. Der jüngere saß auf einem gleich schönen Braunen. Ihre Waffen und die sonstige Rüstung konnten unmöglich schöner und prächtiger sein. Zum Theil war das Sattelzeug mit Gold und Silber ausgelegt. Zum ersten Mal sah ich hier das kostbare Geschirr, was die Perser Reschma nennen. Das Gebiß besteht ganz gewöhnlich bei Persern hohen Standes aus massivem Golde. Beide Brüder hatten die lange kurdische Lanze, von denen die des ältern mit einem Büschel schwarzer Pferdehaare geschmückt

erschien. Der Schaft besteht aus einer Art Rohr, das man von den südlichern Ufern des Eufrat und Tigris erhält. Alles, was ich hier sah: Pferde, Waffen und Anzug, war im besten Zustande, und vor Allem hatte man eine besondere Sorgfalt auf die Waffen verwendet. Wenn die Kurden in den Kampf gehen, ziehen sie ihre schönsten Kleider an und wenden auf ihren Anzug viel Aufmerksamkeit; sie sind selbst bei dieser Gelegenheit mit ihrer Toilette penibel. Dazu kommt noch die in der That mehr weibische Gewohnheit, die Augenlider mit Antimon zu färben. Selbst die tapfersten Kurden thun es und eben so wird dieser Sitte in Nationalbildern erwähnt. Die jungen Leute trugen an ihrem Sattelknopf außerdem, und zwar in einer besondern Tasche, einen eisernen Wurfspieß und eine kleine Streitaxt. Wenn ich nicht irre, ist aber die letztere das Zeichen eines Anführers. Ferner hatten sie einen kleinen Schild, der mit Seide gefüttert war und Metall-Buckel besaß.

Nachdem wir uns diese beiden Reiter recht sorgfältig angesehen hatten, machten sie verschiedene Exercitien, die ganz dazu geeignet waren, uns einen Begriff, einestheils von der Geschicklichkeit der Reiter, und anderntheils von der Schnelligkeit und Brauchbarkeit der Pferde zu geben.

Nach den Aussagen meines Wirthes soll die Zahl der Reiter, welche Kurdistan stellen kann, sehr groß sein. Trotzdem sind sie alle eben so gut bewaffnet wie diese. Ich begegnete später wiederum einem Theile dieses Stammes, der unter dem zweiten Sohne des Häuptlings, Achmet Agha, in das Lager des Schah's ging, der damals nach Herat ziehen wollte, und fand auch hier, daß die meisten außerordentlich gut bewaffnet und beritten waren. Hußein Agha meinte, daß eine Cavalerie dieser Art, besonders wenn ihr noch einige leichte Kanonen beigegeben würden, eine furchtbare Macht sein möchte. Ich erzählte ihm, daß in der That auch die britische Regierung in Indien eine sehr große Zahl solcher irregulären Reiterei in Verbindung mit Artillerie verwende. Auch die Russen hätten eine ähnliche Reiterei an ihren Kosacken. Dem Letztern stimmte er nicht mit bei, da es seiner Meinung nach keine schlechtern Reiter geben könne, als die Kosacken, die mehrmals zu sehen er Gelegenheit gehabt habe.

Bevor ich meine Reise weiter antreten durfte, mußte ich noch in dem Zelte des Häuptlings ein Mahl einehmen. Dieses bestand aus verschiedenen Arten Pillaus und Milchspeisen; doch fehlte auch das Fleisch

nicht. Nur der älteste Sohn aß mit mir. Daß wir uns so recht im Oriente befanden, bewies der gänzliche Mangel an Löffel, Messer und Gabel. Die Perser essen nie mit Andersgläubigen zusammen; die Kurden sind deshalb in dieser Beziehung viel freier denn ich aß sogar mit meinem Wirthe aus derselben Schüssel.

Ich hätte gern noch einen andern Kurdenstamm aus der Gegend des Wan-See's kennen gelernt und dabei das interessante Binnenwasser gesehen; allein Hussein Agha rieth mir ab, da die Verbindung zwischen den einzelnen Stämmen jetzt sehr unsicher sei, und diese mir wenig nützen würden. Er forderte mich aber auf, wenn ich rückwärts hier durchkommen sollte, bei ihm wieder einzusprechen. Hoffentlich sei dann eine günstigere Zeit, wo er mir, ohne irgend ein Unglück befürchten zu müssen, Leute mitgeben könnte, die mir allenthalben, wo ich hinkäme, eine gute Aufnahme verschaffen würden.

Ich nahm Abschied. Nachdem ich über die Chansi-Tschai gesetzt war, passirte ich die Dörfer Akßu und Sackay. Am Abend erreichte ich Kara-Aineh, und brachte die Nacht im Freien zu, da das Wetter einladend war.

Siebentes Kapitel.

Das Khanat Choi und Eski-Scheher.

Curdusch. — Persische Geldgier. — Choi. — Freundlicher Empfang. — Der Vesir. — Eine persische Abendgesellschaft. — Die Wasserpfeife. — Verbreitung der türkischen Sprache. — Der Gouverneur. — Die Epauletten. — Die Ruinen im District Salmas. — Reise nach Eski-Scheher. — Mausoleen. — Alter der Ruinen. — Kurden vom Stamme Hikkari. — Die alte Kirche. — Ein alter Janitschar.

Ueber Höhen und in Thälern entlang durch ausgetrocknete Flußbetten und über große und kleine Gewässer nahmen wir unsern weiten Weg nach dem Dorfe Saralü, wo wir uns in einem schönen Garten einige Stunden Ruhe gönnten. Wiederum ging es vorwärts. Rechts hatten wir hohe Berge mit Basaltkuppen, links hingegen eine Reihe niederer

Höhen. Der Weg führte uns von Neuem in ein Thal, in dem drei Dörfer hinter einander lagen. Bei dem Passe Desta-Dereh, wo auch ein altes Karawansarai stand, nahm die Straße eine andere Richtung und brachte uns durch eine Bergschlucht am Abend nach dem armen, aber reizend zwischen grünen Hügeln gelegenen Dorfe Curdusch, von wo aus man in einiger Entfernung eine hohe Bergkette sich erheben sah.

Die meisten Dörfer waren hier von Bäumen umgeben, die der Landschaft ein erfreuliches Ansehen gaben; leider wurden dadurch aber auch die Uebelstände, welche Baumgruppen in der Regel mit sich bringen, herbeigeführt, denn Schaaren peinigender Insekten umschwärmten uns. Die Luft fanden wir gegen Mittag außerordentlich trocken und heiß, was uns um so empfindlicher war, als wir das Gesicht auf dem ganzen Wege leider der vollen Sonne aussetzen mußten; Wangen und Augen wurden dadurch heftig angegriffen.

Die Leute zu Curdusch waren sehr mistrauisch. Als eine Art Sicherheit für unsere Aufrichtigkeit nahmen sie während der Nacht die Lanze Jussuf Agha's, die er nach der Sitte des Landes vor dem Hause aufgepflanzt hatte, in Verwahrung. Geld war aber auch hier in diesem entlegenen Winkel der Erde der eigentliche Nervus rerum, denn als wir am andern Morgen alles, was wir erhalten, auch gut bezahlt hatten, versicherte mir der Bey, dem, wie ich glaube, das Haus, wo ich die Nacht zugebracht, gehörte, daß das Dorf und die ganze Nachbarschaft vollständig zu meiner Verfügung ständen.

Nach einer halben Stunde erreichten wir wiederum die Hauptstraße nach Choi; durch ein breites Felsenthal gelangten wir zu einem Brunnen, etwas, was wir lange nicht gesehen hatten. Wenn man aus Kleinasien, wo Brunnen so zahlreich sind, kommt, so fällt dieser Mangel hier außerordentlich auf. Die Gegend ist sehr freundlich; Obstgärten wechseln mit Weinbergen ab. Allenthalben sieht man Häuser in ihnen, die um so zahlreicher wurden, als wir uns den Vorstädten von Choi näherten. Die Mauern der Stadt gleichen, was sonst bei orientalischen befestigten Städten gerade nicht der Fall ist, mehr europäischen Festungswerken, denn wir sahen Bastionen, Pallissaden, Wälle und Gräben. Wie mir mitgetheilt wurde, waren sie übrigens auch europäischen Ursprungs, denn europäische Officiere hatten sie während des letzten russisch-persischen Krieges angelegt.

Mir schien es jedoch, daß sie mehr in die Augen fielen, als daß sie sehr fest gewesen wären. Als Baumaterial hatte man gelbe und schwarze Sandsteine benutzt, durch die hübsche Zeichnungen hervorgebracht worden waren. Die Gebäude innerhalb der Stadt sind denen der Vorstädte außerordentlich ähnlich und sämmtlich leider nur von Lehmsteinen erbaut, die ihnen, da sie mit keinem Kalke beworfen sind, ein fahlgraues Ansehn geben. Trotzdem ist aber die innere Einrichtung gut und bequem, ja selbst auch, wie das mir angewiesene Logis bezeugte, sehr sauber.

Der Gouverneur war ganz vorzüglich aufmerksam gegen mich. Kurz nach meiner Ankunft machte mir sein Haushofmeister schon im Auftrage seines Herrn die Aufwartung und zeigte mir an, daß alle meine Bedürfnisse mir ins Haus geliefert würden. Mehrere Personen brachten Obst, Melonen u. s. w. Ich gab eine Kleinigkeit dagegen. Kaum war das bekannt geworden, so strömte Jedermann mit irgend etwas herbei, und ich konnte mich vor den Zudringlichen gar nicht mehr retten, sodaß ich genöthigt wurde, alles ohne Ausnahme zurückzuweisen. Später kamen auch einige Diener des Gouverneurs, und brachten mir eingemachte Früchte und Confect. Erst sehr spät, um neun Uhr, erschien der Haushofmeister wiederum und zwar mit dem Abendbrot, was aus verschiedenen Sorten von Pillau, aus Cotelettes und Braten, dem allerhand Früchte und Gefäße mit Scherbet folgten, bestand. Wie gewöhnlich, so fehlten auch dieses Mal Löffel, Messer und Gabel.

Am folgenden Morgen besuchte mich der Civilgouverneur der Stadt, der Sohn des Vesirs vom Prinzen, welcher an der Spitze der Regierung in der Provinz steht. Er war sehr jung, wahrscheinlich noch unter zwanzig Jahren. Seine Familie gehört den Dumbelis an, einer der vornehmsten in Persien. Sein Vater, Chalim Khan, war früher selbst Gouverneur von Choi gewesen, und wurde später durch den Bruder des Schah's ersetzt. Auf meinen Wunsch, dem Prinzen meine Aufwartung zu machen, führte er mich zuerst zu seinem Vater. Der alte Khan empfing mich mit großer Aufmerksamkeit und war außerordentlich freundlich. Man konnte sich mit ihm weit besser unterhalten, als es sonst mit dem Perser von Stande der Fall ist, da er sich sowohl in seinen Manieren, als auch in seiner Denkweise manches Europäische angewöhnt hatte.

Nach kurzer Unterhaltung führte er mich in seinen Garten, um daselbst und zwar auf einer Art Plattform, welche in der Nähe eines Wasserbassins lag, ungestörter zu plaudern. Schöne Bäume warfen erquickenden Schatten auf die Teppiche, welche man hier ausgebreitet hatte. Auf diesen lagen wiederum schön gefärbte Felle, welche wohl die Stelle eines Diwans vertreten sollten. Auf ihnen ließen wir uns nieder.

Nach einem so warmen Sommertage, als wir gehabt hatten, war die Plattform ein angenehmer Aufenthalt und zwar um so mehr, als nach meiner Erfahrung Persien das einzige Land ist, wo man den Abend ohne Furcht vor Erkältung im Freien zubringen kann. Wir hatten uns kaum niedergelassen, als sich noch einige andere Gäste uns zugesellten. Unter ihnen befanden sich einige Priester höheren Ranges, die man sofort an dem weißen Turban, der über die gewöhnliche persische Mütze von schwarzem Schafpelz gebunden wird, erkennen konnte. Sie wurden mit Zeichen besonderer Aufmerksamkeit vom Hausherrn empfangen; er selbst war ein Hadshi, das heißt er hatte die Wallfahrt nach Mekka gemacht. Bei dieser Gelegenheit hatte er Konstantinopel und Kleinasien besucht. Wie es im Oriente Sitte ist, so hörten die untergeordneten Personen unserer Unterhaltung schweigend zu, während die Diener ab und zu den Thee, der sehr gut war und ausnahmsweise viel Zucker, jedoch keine Milch, enthielt, herumreichten. Auch die persische Wasserpfeife machte zu wiederholten Malen die Runde.*)

---

*) Bei den Persern spielt die Wasserpfeife (Kallian) eine Hauptrolle; sie gilt als ein Zeichen friedlicher Gesinnungen und darf bei keinem geselligen Zusammenkommen fehlen. Gewöhnlich sitzt die ganze Gesellschaft mit übereinander geschlagenen Beinen, oder knieend auf den Fersen in einem Kreise und das Wassergefäß mit der Pfeife steht in der Mitte. Der Angesehenste oder der Wirth beginnt aus dem langen Rohre, nachdem ein Diener eine Kohle auf den Tabak gelegt und die Pfeife, wie man sagt, angeraucht hat, den ersten Zug, und giebt das erstere, wenn er mehrmals gezogen, dem Gaste oder dem Angesehensten, der auch neben ihm sitzt. Von diesem wandert das Rohr mit der Bernstein- oder Hornspitze weiter, von dem Einen zum Andern, bis der Tabak abgebrannt ist und jeder wenigstens einen Zug gethan hat. Die Perser lieben ihren Kallian so leidenschaftlich, daß sie oft ausreiten und einen Diener hinter sich zu Pferde haben, der das Wassergefäß trägt, während der Herr die Spitze des Rohres in seinem Munde hat und von Zeit zu Zeit einen tiefen Zug thut. Der Tabak zur Wasserpfeife ist sehr grob und besteht meist aus den Blattrippen. Anmerk. d. Uebers.

Die Unterhaltung war im Gegensatz zur Schweigsamkeit in türkischen Gesellschaften sehr lebhaft. Man bediente sich der türkischen Sprache und zwar des Dialekts von Aserbeidshan (Aderbijan), der sich jedoch von der Schriftsprache, wie man sie in Konstantinopel spricht, unterscheidet, aber doch leicht von den eigentlichen Osmanen verstanden wird. Man spricht diesen osttürkischen Dialekt im ganzen unteren Araxes-Gebiete und vom Kaukasus bis Teheran. In Choi ist er ebenso häufig gebräuchlich als das Persische. Das Türkische ist in Vorder- und Centralasien überhaupt sehr weit verbreitet; die Turkomanen, welche zerstreut bis weit nach Osten in Persien wohnen, sprechen sie ebenso, wie die Stämme am Caspischen Meere, die Iliauts und Kara-Göslus, ein Name, der im Türkischen Schwarzauge bedeutet. Ja, seitdem der Häuptling des türkischen Stammes der Kadsharen sich des Throns in Teheran bemächtigt hat, ist der Dialekt von Aserbeidshan Hofsprache geworden, und zwar zum großen Verdrusse der echten Perser, der Bewohner der Provinzen Iran und Fars. Für einen Reisenden im Oriente ist die Kenntniß des Türkischen durchaus nothwendig.

Bevor sich die Gesellschaft trennte, theilte mir der Khan mit, daß er sich eine Freude daraus machen würde, mich am andern Tage zu dem Prinzen zu führen. Sein Sohn hatte den Auftrag, mit seinem Gefolge mich bis zu meiner Wohnung zu begleiten.

Am folgenden Tage erschien ich kurz nach Mittag in Begleitung des Vesirs, der in voller Uniform gekommen war, in dem großen Hofraum des prinzlichen Palastes, wo eine Menge schöner Bäume und in der Mitte ein Bassin mit einem Springbrunnen sich vorfanden. Man sah am offenen Fenster eines Zimmers, was nach dem Hofe hinaus lag, den Prinzen sitzen. Der Vesir näherte sich unter vielen Verbeugungen und ließ seine Schuhe vor der Thüre stehen. Da ich in Uniform war, so war ich zum Glück dieser Förmlichkeit überhoben. Durch das Vorzimmer gelangte man in das Empfangszimmer, wo der Prinz auf einem Armstuhle mit hoher Lehne saß. Nicht weit davon stand ein gewöhnlicher für mich.

Die äußere Erscheinung des Prinzen war einnehmend. Er war mehr türkisch gekleidet, als es sonst gewöhnlich von Seiten der Perser geschieht. Ueber dem Unterkleide trug er einen Sammetrock mit Pelz eingefaßt. Seine Gesichtsfarbe war sehr dunkel und seine Züge erinnerten

mich gewissermaßen an seinen Groß-Oheim, an Agha-Mohamed-Khan; nur waren die letzteren feiner und gefälliger. Eine große Selbstbeherrschung und Ruhe, wie man sie übrigens bei allen persischen Prinzen findet, sprach sich in ihnen aus. Er trug der Sitte jüngerer Perser gemäß einen Bart von einem halben Zoll Länge. Unser Empfang war kurz.

Kaum war ich in meine Wohnung zurückgekehrt, als der Bruder Hussein Agha's, welcher von Tauris nach Bajasid zurückkehrte, mich besuchte. Er hatte dem Schah einige Tausend Domans als Tribut gebracht. Er erschien bedeutend jünger als Hussein Agha und war ein hübscher, freundlicher und netter Mann. Besonders angenehm fiel mir die Einfachheit in seinem Benehmen gegen die Förmlichkeit und Steifheit der Perser auf, denen bei aller Höflichkeit doch immer die Freimüthigkeit des Kurden fehlt. Er versicherte mich, daß seine Landsleute mich zu schätzen verständen und daß ich demnach auf meiner Rückreise ihre Zelte wieder aufsuchen und mich dort, so lange als es mir gefiele, aufhalten sollte. Wie ein Bruder, fügte er hinzu, könnte ich jetzt durch ganz Kurdistan reisen.

Am Abend ging ich wiederum, wie ich versprochen hatte, zum alten Vesir. Als der junge Khan von mir Abschied nahm, fragte er mich, ob ich es für unpassend halte, wenn er als Civilgouverneur Epauletten trüge. Ich erwiderte ihm, daß ich darüber kein Urtheil hätte, da ich die Gebräuche eines Landes, das ich soeben erst betreten habe, nicht kenne. Bei meinem Aufenthalte in der Türkei hätte ich aber wohl bemerkt, daß die Angestellten höheren Ranges, seitdem dort die europäische Kleidung eingeführt sei, auch Epauletten trügen. Auf diese ihm willkommene Antwort sprach er sich ganz offen dahin aus, daß man ihm keinen größeren Gefallen thun könne, als ihn in den Besitz solcher Ehrenzeichen zu setzen. Er stand dabei in der festen Meinung, daß ich im Besitz einiger Epauletten sei, und zweifelte demnach auch gar nicht, daß ich ihm damit ein Geschenk machen werde. Man kann sich denken, daß es mir, um ihn vom Gegentheil zu überzeugen, Mühe kostete und daß ich am Ende doch keinen Glauben fand. Dieser einzige Zug charakterisirt den vornehmen Perser vollständig in seinem Hange, europäische Förmlichkeiten nachzuahmen, besonders wenn er denkt, dadurch mehr Ehre zu erhalten.

Später begegnete ich seinem Bruder zu Schiras, welcher als Oberst ein Regiment regulärer Infanterie befehligte und deshalb vielleicht eben-

falls glücklich war, Epauletten tragen zu dürfen. Es that mir sehr leid, als ich erfuhr, daß sich eigentlich kein Glied der Familie eines untadelhaften Rufes rühmen konnte. Ehe ich Persien verließ, hatte man auch bereits den alten Vesir bestimmt, seine Stelle niederzulegen und sich in ein Kloster zu Kerbelah zurückzuziehen, da er sich bedeutende Veruntreuungen hatte zu Schulden kommen lassen. Meine gute Aufnahme in Choi verdankte ich hauptsächlich auch dem Bestreben des alten Khans, die Engländer zu gewinnen, was gerade in jener Zeit ein leitender Gedanke aller persischen Beamten war.

Ich hatte in „Morier's Reisen durch Persien" gelesen, daß sich in der Nähe der Stadt Salmas Felsen mit Keilinschriften befänden, die er leider aber selbst nicht habe besuchen können. Es war dieses für mich Grund genug, um sie auf meinem Wege nach Tauris aufzusuchen, denn ich glaubte damals, sie seien noch von keinem Europäer gesehen. Erst nach meiner Rückkehr nach Europa erfuhr ist, daß Ker Porter sie schon beschrieben hatte.

Endlich reiste ich von Choi ab und forderte Jussuf Agha auf, mich, weil ich Kurden zu begegnen glaubte, noch weiter zu begleiten. Der Weg führte dicht an der Stadt durch eine tiefe Schlucht, die unzweifelhaft in Folge der hier so häufigen Erdbeben entstanden war und zur Befestigung sehr viel beitrug. Einige Meilen weit zog sich eine Ebene hin, in der Felder reifen Kornes, mit Pappelhainen und Gärten, in denen prächtige Früchte einluden, abwechselten. Wir passirten ein ausgetrocknetes Flußbette; später gingen wir in der Nähe einer Mühle auf einer steinernen Brücke über einen Fluß, worauf ein anderer mit sumpfigen Ufern folgte. Dort lag das kleine Dorf Bulamaß. Als wir auf der anderen Seite der Ebene an das Gebirge kamen, bemerkte ich zum Glück, daß wir uns auf dem directen Wege nach Tauris, anstatt auf dem nach Salmas, befanden. Aber weder einer meiner Führer, noch sonst Jemand, den wir frugen, konnte uns angeben, wo denn eigentlich die oben erwähnten Felsen lägen. Endlich hieß es, daß sich einige Ruinen zu Eski-Scheher (das heißt „alte Stadt") befänden; ich machte mich auch dahin auf den Weg, in der frohen Hoffnung, das Gesuchte dort zu finden. Nachdem wir über den Fluß zurückgegangen, und die Dörfer Surgeh-Khan und Kenö passirt hatten, gelangten wir an einige Höhen, wo sich die Ueberbleibsel eines

armenischen Ortes und eine kleine Capelle befanden. Einige roh bearbeitete Grabsteine lagen rund umher. Bald darauf kamen wir auf die Straße nach Eski-Scheher. Eine hübsche alte Brücke von sieben Bogen, aus festem Stein erbaut, führte über einen Fluß, dessen Ufer aus einem sandigen Conglomerat von eigenthümlicher Beschaffenheit bestanden. Auf dem rechten Ufer zog es sich ungefähr hundert Fuß weit.

Die Straße nach Tauris war gut und hatte auf jeder Seite eine Reihe Pappeln, welche einen angenehmen Schatten warfen. Als wir die Dörfer Meman-Chaneh-Dih und Schorulu hinter uns hatten, erfuhren wir von einigen Reisenden, die die Straße daher kamen, daß Eski-Scheher immer noch vier Stunden entfernt sei. Wir kamen alsbald an einige niedrige Höhen, welche eine Salzvegetation hatten. Bald darauf sahen wir auch viereckige Löcher, aus denen das Salz geholt wurde. Hinter dem Dorfe Kara-Tepeh ging es in einem Gebirgspasse aufwärts, von dessen Höhe wir eine hübsche Aussicht nach Choi genossen. Auf der anderen Seite zog sich wiederum eine große, schöne Ebene dahin. Wir fanden in ihr einen sehr fruchtbaren Boden, der allenthalben mit Getreide bebaut war; wohin man blickte, sah man, mitten im freundlichen Grün der Bäume, größere und kleinere Dörfer.

In der Ferne erblickten wir links den großen Salzsee von Urmijah. Wiederum durchritten wir die ausgetrockneten Betten verschiedener Gewässer und sahen endlich von Eski-Scheher zuerst einen einzeln stehenden, sehr alterthümlichen Thurm, der bei einem Durchmesser von ungefähr dreißig Fuß eine Höhe von sechzig bis siebenzig hatte. Ich sah später noch viele Ruinen von alten arabischen Gebäuden; aber alle unterschieden sich wesentlich von diesem Thurme, sowie von einem zweiten mitten unter den anderen Gebäuden, durch die Art und Weise, wie die Mauern aufgeführt waren. Diese hatten eine ganz außerordentliche Festigkeit; die gut behauenen Steine glichen am Meisten in Form und Größe denen von alten Gebäuden in Rom. Ein großer Theil derselben war glasirt und gab, da sie die verschiedensten Farben, hauptsächlich Schattirungen von Blau hatten, eigenthümliche Zeichnungen; der oberste Theil des Thurmes war domartig gewölbt. Das ganze Gebäude zeigte große Aehnlichkeit mit dem alten Mausoleum zu Erserum, oder mit anderen ähnlichen Bauwerken zu Ani. Nach Berichten, die mir später zukamen, erfuhr ich, daß es aus der

Seldshukenzeit stamme, also viel jünger war, als die spätesten Gebäude zu Ani, welche aus der Zeit Nushirwan's oder Chosroes des Großen, also aus dem Anfange des sechsten Jahrhunderts stammen. Die Thürme zu Eski-Scheher sollen zur Zeit Dshingis-Khan's erbaut sein und von daher noch gut erhaltene Inschriften enthalten. Die Thürme zu Salmas und Tauris hingegen verdanken ihren Ursprung den Seldshuken, welche hier in dem elften und zwölften Jahrhundert herrschten. Eine hohe Thüre befindet sich im Norden und eine andere im Süden, die beide fast in einem und demselben Style erbaut sind, wie die von Ani. Ueber der Thüre befindet sich ein reicher Karniß, während man dicht unter dem Dache einen noch größeren und schöneren sieht. Das Innere war in mehrere gewölbte Räume getheilt.

Das Gebäude schließt ohne Zweifel ein Grab, was aber noch uneröffnet ist, ein. In dieser Ansicht wurde ich besonders noch dadurch bestärkt, daß ich auf dem Boden zwei kleine gewölbte Oeffnungen bemerkte, durch die offenbar ein schwaches Licht in die unterirdischen Räume fiel. Leider war sonst der Boden des Thurmes ganz und gar mit Schutt bedeckt, sodaß ich von aller weiteren Untersuchung abstehen mußte. An den Mauern fand sich auf der Innenseite vielfach das Zeichen einer geöffneten Hand vor; es soll dieses ein Symbol sein, was mit dem mohamedanischen Glauben in enger Verbindung steht. Außerdem sah ich viele arabische Inschriften.

Eski-Scheher, obgleich jetzt ein elendes Dorf, zeigte allenthalben Spuren des Alterthums. Die Gartenmauern bestanden aus Lehm und Kieselsteinen, letztere von verschiedener Größe und Farbe. Der Basar war mit Kurden angefüllt, von denen viele beritten und vollständig bewaffnet erschienen. Nach Jussuf Agha gehörten sie zum Stamme der Hikkari, welche in der Nähe von Wan ihre Wohnsitze haben. Sie hatten ein wildes und verdächtiges Aussehen.

Nicht weit vom Basar stand ein Minareh aus Backsteinen auf einem vierseitigen steinernen Fundament erbaut, was aber leider fast ganz eingefallen war. Da der Herr des Dorfes nicht zu Hause war, wurde es uns nicht leicht, ein einigermaßen passendes Nachtquartier zu bekommen. Sobald man jedoch hörte, daß ich es bezahlen wollte, so bot uns Jedermann sogleich seine Dienste an. So nahmen wir von einem Hause, daß erst kürzlich beendet zu

sein schien, Besitz. Obgleich klein, war es doch recht reinlich und hatte einen Garten mit blühenden Rosensträuchern. Es gehörte einer ältlichen Witwe, welche sich beständig um uns herum viel zu schaffen machte, um unsere Sachen in Ordnung zu bringen. Dabei hatte sie den Schleier zurückgeschlagen. Die Frauen der nomadischen Stämme sind in Betreff dieses Punktes viel freier, als die der Städte.

Kaum hatten wir uns einigermaßen eingerichtet, als ein türkischer Kawaß eintrat, welcher uns früher ein Stück Weges von Konstantinopel aus begleitet hatte und aus Eski-Scheher stammte. Wir freuten uns um so mehr seiner Gegenwart, als er uns versprach, uns am andern Tage nach den Felsen, die wir suchten, zu führen. Wie der Tag am andern Morgen anbrach, waren wir auch reisefertig und schlugen unsern Weg in südwestlicher Richtung nach einigen vulkanischen Höhen ein. Dort lag auch eine Kirche, die wir gern besuchen wollten.

Diese stellt zwar nur ein kleines, aber sehr festes Gebäude dar, was aus großen Steinblöcken von dunkler Farbe erbaut ist. In der Mitte erhebt sich ein Thurm mit konischer Spitze. Am Eingang ist ein Spitzbogen von der halben Höhe des ganzen Gebäudes und befindet sich auf der Abendseite. Nur zwei kleine Fenster erhellten das Innere, in dem ein großer Sarkophag aus weißem Alabaster stand. Allenthalben sahen wir Sculpturen, unter anderen auch ein Kreuz, über welchem sich ein Stern, und noch ein anderes Zeichen, wenn ich nicht irre, der Mond, befanden. Mir scheint es, als wenn diese Ornamente in irgend einem Zusammenhange mit denen ständen, die ich in Erserum gesehen hatte. Auf der einen Seite steht eine Reiterstatue mit einer Lanze in der Hand. Das daran befindliche Kreuz erinnerte an das des heiligen Georg. Auf der anderen Seite hingegen sieht man eine Gruppe mit der heiligen Jungfrau, die das Christuskind auf ihren Armen hat.

Doch alles dieses war immer noch nicht das, was wir suchten. Unser Führer meinte, daß in einiger Entfernung noch eine Ruine sein müsse. Leider wäre sie aber schwer aufzufinden, da er nur ein einziges Mal dort gewesen sei. Nachdem wir über eine Stunde gesucht hatten, fanden wir endlich ein griechisches Kreuz auf einem Ritterschilde. Damit mußten wir unsere ferneren Untersuchungen aufgeben und kehrten demnach in unser Quartier zurück.

Daselbst angekommen, fanden wir einen alten Janitschar aus Konstantinopel, der hier einen Zufluchtsort gefunden hatte. Der Arme fühlte sich sehr unglücklich, und sah sehnsüchtig dem Tage entgegen, wo er wieder zur Hauptstadt zurückkehren dürfte. Vor Allem erkundigte er sich, ob Chosreff Pascha, durch den hauptsächlich die Aufhebung und die Niederlage der Janitscharen ausgeführt war, noch lebe, da es ihm schien, als sei dieser das größte und einzige Hinderniß, was seiner Rückkehr im Wege stände. Er erzählte uns, daß die Kurden in geringer Entfernung von hier vor mehreren Jahren den Professor Schultz ermordet hätten. Durch den Tod dieses berühmten Gelehrten ist Manches wiederum verloren gegangen, was uns über den Orient nähere Aufklärung gegeben hätte.

Achtes Kapitel.

Der Urmijah-See und Tauris.

Abkömmlinge des Propheten. — Felsen mit Sculpturen. — Urmijah-See. — Die Ebene von Salmas. — Persische Salzwüsten. — Schlechte Aufnahme. — Die Ebene von Tauris. — Zobeidah's Thurm. — Vorstädte. — Die Stadt und deren Befestigungen.

Auf der Straße, welche durch das Dorf Lur führt, gelangten wir nach Dilman, einer von Mauern umgebenen Stadt und mit einem großen Basar. Da wir hier von Neuem vernahmen, daß in der Nähe einige Felsen mit Sculpturen seien, so entschloß ich mich, auch diese zu besichtigen. Unser Führer brachte uns über einige Getreidefelder auf eine andere Straße, indem er behauptete, sie sei näher. Dem widersprach jedoch der andere Führer, der uns bis nach Tauris begleiten sollte, und so gab es alsbald einen heftigen Streit, der damit endete, daß der Erstere nach Steinen griff und seinen Widersacher damit warf. Ich war ganz verwundert, wie geduldig er sowohl als Jussuf Agha diese Ungezogenheit ertrugen. Als jener immer wüthender wurde, blieb mir weiter nichts übrig, als mich, aber gleich mit geschwungener Peitsche in den Streit zu mischen. Aber selbst das half noch nichts, denn der Führer aus dem Dorfe nahm

zwar die Flucht, warf aber nichtsdestoweniger fortwährend mit Steinen. Rasch ritt ich ihm nach, holte ihn alsbald ein, und zog ihm zu seiner eigenen Verwunderung einige Peitschenhiebe über den Rücken. Nun erst kehrte er ruhig zurück und betrug sich anständig. Der Mensch glaubte zu seinem flegelhaften Betragen berechtigt zu sein, weil er sich für einen Abkömmling des Propheten selbst hielt, und deshalb als ein Nachkomme des Ali, des Lieblingspropheten der Schiiten, nicht allein eine größere Berücksichtigung verlangte, sondern auch glaubte, daß alle anderen Menschen seine Roheiten ruhig ertragen müßten und auch in der That, wie ich es hier selbst mit eigenen Augen sah, ohne Weiteres ertrugen. Ich habe später gesehen, daß sich selbst ein Mauleseltreiber dicht neben den Statthalter setzte, ohne zurückgestoßen zu werden, nur weil er den grünen Turban, den blos die Abkömmlinge Mohamed's haben dürfen, trug*).

Wir lenkten wiederum auf der Straße ein, und ritten so lange auf ihr fort, bis wir einen steilen und hohen Marmorfelsen, der nach dem daranliegenden Dorfe Aliabad, d. i. Stadt des Ali, seinen Namen hat, erreichten. In einer Höhe von fünfzig bis sechzig Ellen erblickten wir die besagten Sculpturen. Ein steiler Pfad, wegen der losen Steine schwierig zu betreten, führte hinauf. Ich sah hier allerdings vier Figuren, von denen zwei zu Pferde waren, aber so schadhaft, daß es mir unmöglich wurde, mit Bestimmtheit zu sagen, was sie eigentlich vorstellen sollen. Jedenfalls stammen sie aus der Sassanidenzeit, obgleich sie in einem roheren Style und schlechter ausgeführt sind, als diejenigen, welche man zu Schahpur und

*) Mohamed hatte, wie bekannt, nur eine Tochter, Fatime, welche an Ali verheirathet war. Nach seinem Tode wurde der rechtmäßige Nachfolger drei Mal nicht allein vom Kalifate ausgeschlossen, sondern sogar später ermordet. Sein Sohn und rechtmäßiger Nachfolger Hussein wurde in der heiligen Ebene von Kerbelah überfallen und mit einem großen Theile seines Anhanges niedergehauen. Trotzdem existiren eine Menge Menschen in allen Ländern, wo es Mohamedaner giebt, die sich für Nachkommen Ali's halten, und mit besonderer Rücksicht behandelt werden. Sie allein haben das Recht, einen grünen Turban zu tragen. Unter Omar und seinen beiden nächsten Nachfolgern wurde der Koran vervollständigt, das heißt die Kalifen erließen noch eine Reihe Verordnungen, welche die Sunna oder die späteren Ueberlieferungen bilden. Diese wurden aber nicht von allen Gläubigen anerkannt und es entstand eine Secte, deren Haupt später den persischen Thron bestieg. So stehen sich jetzt die Perser als Schiiten den Osmanen oder Türken als Sunniten, wie Protestanten und Katholiken in der christlichen Kirche, feindlich einander gegenüber.
Anmerk. des Uebers.

an anderen Orten des alten Persiens aufgefunden hat. In allen Einzelheiten sind sie aber genau dieselben. Die zwei Reiter haben die königlichen Abzeichen, einen Helm und darüber eine Kugel mit wimpelartigen Anhängen. Vielleicht ist es Schahpur, der den Römern als Sapor der Erste bekannt ist, und sein Sohn Behram. Das Einzige, was mir auffiel, waren die kurzen Bärte der Figuren, da sie an egyptische Gottheiten erinnern.

Der Berg stand in der Ebene ganz frei und bestand aus grauem Marmor, der von weißen Adern durchzogen war. Nach Süden hin bildete er mit der dortigen Gebirgskette einen engen Paß, durch den die Straße ging. Es ist gar nicht so unwahrscheinlich, daß hier in der Nähe die Perser in jener Zeit einen Sieg über die Römer davongetragen haben und deshalb zum Andenken die Figuren in den Stein gehauen wurden. Die einen zu Fuß, welche zu knieen scheinen, möchten denn möglicherweise römische Gefangene vorstellen. In den Ruinen von Schahpur findet man ganz dasselbe. Die Figuren sind, wenn auch übrigens nicht gerade colossal, doch von bedeutender Größe. Die Entfernung dieses interessanten Monumentes aus grauem Alterthum mag von Eski-Scheher in gerader Linie nur zehn englische Meilen betragen. Nachdem ich mir Alles genau besehen hatte, setzte ich meine Reise weiter fort. Der Weg führte durch eine Ebene, deren grüne Fläche gegen die in einiger Entfernung zu beiden Seiten aufsteigenden Felsen sich freundlich ausnahm. Mehr rechts erblickte man, vielleicht nur fünf bis sechs englische Meilen entfernt, den Urmijah-See. Wir kamen alsbald nach dem Dorfe Minas und erreichten endlich Jauschanlu.

Die Ebene von Salmas, die wir eben durchreist hatten, wurde schon von einem berühmten persischen Schriftsteller vor einigen Jahrhunderten sehr hübsch beschrieben. Es ist dieses Hamdullah Mustafa Kaswini. Seine Beschreibung, obwohl sie aus dem Jahre 725 der Hedschra stammt, ist nicht ohne Interesse, selbst für unsere Zeit. „Salmas," sagt er, „ist zwar eine große Stadt, aber ihre Mauern sind gegenwärtig im Verfall. Der Vesir von Hadshi-Tadschidin, Ali Schah Tabrisi, hat sie erbaut. Ihr Umfang beträgt 8000 Schritt. Das Klima ist fast kalt. Das Wasser kommt aus den Thälern und Bergen Kurdistans und ergießt sich in den Urmijah-See. Sie besitzt Gärten und liefert vorzügliches Obst

und gute Weintrauben. Aber auch das Getreide, sowie überhaupt Pflanzenproducte, die hier gewonnen werden, gehören zu den besseren. Die Einwohner leben mit den Kurden in beständigem Kriege; zwischen ihnen herrscht tödtliche und ewige Feindschaft. Es ist diese eine nie aufhörende blutige Fehde, welche keinen Frieden zuläßt. Die Abgaben betragen 39,200 Tomans."

Meiner Meinung nach paßt diese Beschreibung auf Eski-Scheher, obgleich gegenwärtig Dilman die Hauptstadt der Provinz Salmas' und von zahlreichen Dörfern umgeben und selbst sehr bevölkert ist.

Von Jauschanlu führte uns die Straße über schöne Wiesen, welche nur eine Fortsetzung der Ebene von Salmas zu sein schienen. Bald darauf vermochten wir die Ufer des See's genau zu unterscheiden. Die Ebene wurde niedriger und flacher, je näher wir diesem kamen. Es schien mir, als wenn sie öfters überschwemmt würde und wohl hauptsächlich deshalb von einer starken Vegetation von Salzpflanzen bedeckt sei. Links erhoben sich die Kawasmaßberge, ein Theil der Gebirgskette, welche sich zwischen Choi und Tauris ausbreitet. Rechts hingegen lag der See, an dem einige Flamingos herumliefen.

Der Tag war außerordentlich heiß und drückend; dazu kam nun noch Mangel an gutem Wasser, sodaß Thiere und Menschen sich bald ermattet fühlten. Nicht ein einziges Boot war auf dem See zu erblicken, obgleich einige elende Fahrzeuge eine unregelmäßige Verbindung zwischen der Stadt Urmijah und dem entgegengesetzten Ufer des See's, von wo die Straße über Maraga nach Tauris führt, unterhalten.

Wenn man einen Blick auf die eigenthümliche Bildung des persischen Hochlands wirft, so kann man die Ebenen rings um den Urmijah-See als die nördlichsten der persischen Salzplateaus betrachten. Mehr nach Süden findet man eine ganze Reihe kleinere Gebirgsspalten, von denen wohl die, welche zwischen Kum und Teheran liegen und den Namen des Todesthales (Malek-el-Mat) führen, die wichtigsten sind. Hier ist der Schauplatz vieler Erzählungen und Sagen aus der frühern Perserzeit.

Auf einem trocknen und warmen, aber doch fruchtbaren Strich Landes, wo die Landleute schon überreife Gerste von vorzüglicher Güte schnitten, setzten wir unsern Weg fort. Ein obwohl von Mauern umgebenes Dorf, das uns zur Linken lag, war verlassen; so ritten wir weiter,

und kamen alsbald in ein anderes Dorf, um das frische Wasser, wonach wir uns sehnten, endlich zu erhalten. Von Hunger gequält und ganz erschöpft, waren wir sehr glücklich, einigermaßen gutes Brot in hinreichender Menge zu erhalten. Es bestand zwar aus jenen dünnen Kuchen, wie sie im ganzen Oriente allgemein gebacken werden, aber sie waren hier ganz besonders weiß und mit Sauerteig zubereitet.

Wiederum gestärkt, setzten wir unsere Reise aufs Neue fort und gelangten nach zwei Stunden nach Kuze-Chureh, wo wir die Nacht blieben. Die Einwohner hatten gar nicht Lust, uns aufzunehmen, brachten uns aber nach langen Unterhandlungen endlich zu einem verlassenen Hause, das von jeder andern menschlichen Wohnung entfernt stand. Es blieb mir wiederum weiter nichts übrig, als nun in einem befehlenden Tone und nachdrücklich eine bessere Aufnahme zu verlangen. Die Leute sind hier gar zu sehr an einen barschen und befehlenden Ton gewöhnt, als daß ich meinen Zweck verfehlt hätte. Man wurde freundlich und brachte uns in das Haus eines persischen Najah. So bequem es auch, wenigstens für den Orient, eingerichtet war, so unangenehm wurden uns doch die vielen Fliegen, welche unser Zimmer ganz anfüllten.

Am folgenden Tage ritten wir noch einige Zeit längs der Seeküste, nämlich bis dahin, wo sich die Straße direct nach Tauris wendet. Eine außerordentlich fruchtbare Gegend nahm uns auf, denn wir kamen durch eine Reihe großer Dörfer, welche ringsum von Obstpflanzungen und Gärten umgeben waren, bis wir endlich Tauris vor uns sahen.

Das Erste, was wir von der Stadt in Folge der außerordentlichen Klarheit der Luft schon in weiter Entfernung erblickten, war ein hohes, aus Backsteinen erbautes Gebäude. Selbst über die Gipfel der Bäume erhob es sich noch hoch empor. Wir hielten es anfangs für ein Stadtthor, allein je weiter wir kamen, um so ferner schien es uns zu treten. Neugierig doch zu wissen, was es wäre, ritt ich mit Jussuf Agha voraus. Endlich sahen wir, daß es ein sehr großes und viereckiges thurmartiges Gebäude vorstellte, von dem jede Seite achtzig Schritt lang und achtzig Fuß hoch sein mochte. Die Eingebornen schreiben seine Erbauung noch der Zobeida, Gemahlin des Kalifen Harun-al-Raschid, zu. Es liegt schon innerhalb der Citadelle und wird gewöhnlich ein Palast genannt; wahrscheinlicher ist es mir jedoch, daß es eine Moschee gewesen ist. In dem Ge-

mäuer sind leider bereits große Risse, wie von Erdbeben verursacht, vorhanden.

Gärten ziehen sich einige Meilen um die Stadt herum und waren überall mit Weinstöcken und Obstbäumen aller Art bepflanzt, die jetzt ganz mit reifen Früchten bedeckt waren.

Es war gerade Sonnenuntergang, als wir durch die Vorstädte, welche uns sehr bevölkert schienen, ritten. Allenthalben sahen wir Buden, in denen für alle Bedürfnisse des Lebens gesorgt war. Das Aeußere der Häuser war unansehnlich, da sie nirgends beworfen waren und durchgehends die ursprüngliche Erdfarbe zeigten. Erst wenn man sich mit dem Innern etwas bekannt gemacht hat, söhnt man sich nach und nach aus, denn sie sind keineswegs so unbequem, als sie von außen scheinen, und im Allgemeinen auch recht reinlich.

Die Vorstädte enden mit einem freien Platz, der ungefähr vier englische Meilen breit ist und sich bis an die Stadtgräben erstreckt. Hier befanden sich einige nicht eingefriedigte Kirchhöfe, die aber nicht, wie in der Türkei, mit Cypressen und anderen Bäumen bepflanzt waren. Die starken Stadtmauern werden von zahlreichen runden Thürmen unterbrochen. Ueber eine Hängebrücke gelangten wir an das Thor, wo ein persischer Infanterist Wache stand. Als wir eben die uralte Stadt betraten, zeigte ein königliches Musikchor, wie es nur an solchen Orten, wo der Schah oder Jemand aus seiner Familie residirt, anzutreffen ist, den Untergang der Sonne an. Dieser Gebrauch soll bei den Persern aus sehr alter Zeit stammen.

Wir ritten ruhig weiter. Selbst Jussuf Agha ließ sich durch verschiedene Schimpfworte, welche einige junge Leute ihm anhingen, nicht weiter stören. Endlich langten wir bei der Residenz, einem großen, von Bäumen umgebenen Gebäude in der Mitte der Stadt an, und fanden hier den andern Theil unsrer ursprünglichen Karawane, die bereits vor uns von Erserum aufgebrochen war, und sich jetzt bequem in Tauris eingerichtet hatte. Wir schlossen uns rasch wieder einander an und verlebten einen recht angenehmen Abend.

Während der wenigen Tage, die ich mich hier aufhielt, besuchte ich alle Basars, die große Moschee und verschiedene andere öffentliche Gebäude. Die Basars waren im Vergleich mit denen größerer türkischer Städte, klein

und schmuzig obgleich mit allen Gegenständen des täglichen Bedürfnisses ebenfalls reichlich versehen und ebenso von vielen Menschen besucht. Es ging sehr unruhig zu, denn es war ein heftiger Streit entstanden, bei dem Jedermann Partei nehmen zu müssen glaubte. Dergleichen Scenen sollen sich häufig wiederholen.

Die große Moschee soll zwar ebenso, wie einige andere Gebäude von Zuluku, einem unmittelbaren Nachkommen Dshingis-Khan's errichtet sein; mir schien es jedoch, als wenn sie aus der Zeit der Seldshuken, welche der Moguldynastie vorausging, stamme.

Vor den unbedeutenden Werken, welche die Citadelle umgeben, ziehen sich eine Art Tranchéen dahin. Sie selbst wird von einem tiefen Graben, der nach Außen durch Pallissaden abgeschlossen ist, und von starken Mauern mit Thürmen, umgeben. Von der Festigkeit wird man einen Begriff bekommen, wenn man weiß, daß die Steine sämmtlich nur Lehmsteine, also schlecht und weich, und bereits auch an vielen Stellen zerfallen sind. Außerhalb der Stadt, auf der linken Seite eines Thales, liegen die Ruinen eines alten Gebäudes, was wahrscheinlich ebenfalls eine Citadelle gewesen war. Es heißt Kaleh-Reschid, d. i. „das starke Fort." Sollte es nicht vielleicht seinen Namen von Harun-al-Raschid erhalten haben? Nach Innen zu hat man jedoch ebenfalls ungebrannte Steine dazu verwendet, während ich nach Außen nur harte erblickte. Dahinter stehen noch zwei andere Thürme, die aber jetzt mit Schutt ausgefüllt sind, wahrscheinlich in Folge eines der hier so häufigen Erdbeben. Sie werden alle wiederum von einer dritten Citadelle beherrscht, welche über die Stadt, das Thal und die ganze umliegende Gegend weit hervorragt. Wahrscheinlich kann sie auch mit Wasser aus einem Bache, der dahinter von den Höhen kommt, versehen werden. Uebrigens bieten auch die Höhen im Süden genug Punkte dar, von wo aus man die Stadt beschießen könnte.

Neuntes Kapitel.

Das persische und russische Armenien.

Sofian. — Marand. — Sal. — Ein Gewitter. — Ein wichtiger Paß. — Reflexionen. — Der Araxes. — Quarantaine. — Dshulfa. — Wichtige Lage an der Straße. — Furten über den Araxes. — Charakter des Flusses. — Naghdshewan. — Traditionen von Noah. — Der Prinz von Persien. — Der Ararat. — Artaxata. — Eriwan. — Etschmiadsin. — Besuch beim Patriarchen. — Grab Sir Macdonald's. — Sardarabad. — Talyn. — Gümri. — Seine Befestigungswerke. — Gergery. — Dschelaroglu. — Schulaweri. — Ankunft in Tiflis.

Von einigen Dienern begleitet, verließ ich gegen Mittag Tauris, um das russische Transkaukasien und das Gebirge, in dem sich Schamyl und die Tscherkessen gegen die russischen Eingriffe vertheidigen, näher kennen zu lernen. Auf einer Brücke, die aus vielen Bogen bestand, gingen wir über den Fluß, und setzten hierauf unsern Weg in einer weiten Ebene fort. Im Allgemeinen erschien das Land hier unfruchtbar, obgleich man gutes Getreide baut, denn der Boden ist bald salzhaltig, bald sumpfig. Nur wenige Dörfer finden sich vor. Von Pflanzen war nur der Kameeldorn*) häufig. Links hingegen von Sofian schien eine fruchtbare Gegend zu liegen, reich mit Dörfern besetzt. Die Straße war gut. Unsere erste Tagereise endete in dem obengenannten Sofian, einem hübschen Dorfe am Abhange einiger Höhen mitten in einer grünen Landschaft. Unser Nachtquartier hatten wir im obern Stocke eines der besten Häuser.

Der Weg führte uns von Sofian durch eine Bergschlucht in ein grünes, weites Thal, das von einem Bache durchflossen wurde, und wo wir in einer Entfernung von einer halben englischen Meile zwei Mühlen fanden. Bald darauf kamen wir an einen Grabhügel, der aber einem Haufen von Steinen und Schutt ähnlicher sah. Im Thale weideten Rinder, während an beiden Seiten auf den Abhängen Ziegen und Schafe umherkletterten. Einmal erfreuten wir uns an einer schönen Aussicht auf einen Paß mit einem Bergkamm im Hintergrunde. Wiederum ging es

*) Wie schon früher gesagt, mag der Verfasser wohl Alhagi camelorum oder Hedysarum Alhagi, einen stachlichen und fast blattlosen Schmetterlingsblüthler, darunter verstehen. Anmerk. des Uebers.

in einer Schlucht aufwärts. Oben angelangt, fanden wir ein hübsches altes Karawansarai, was mit seinen vier Thürmen aus Stein erbaut war. In der Ferne sahen wir das Dorf Kara-Tepeh, hinter ihm mit Schnee bedeckte Berge. Bergab ging es über Bäche und Gräben nach dem Dorfe Disa und in ein anderes Thal. Vor uns lag Marand mit einem alten Castell auf einer Höhe, umgeben von hübschen Gärten, die reichlich bewässert waren. Die Gegend sah recht anmuthig aus, obgleich viele Bäume vertrocknet waren. Die Luft war in den Bergen weit kühler und angenehmer, als in Tauris. Wir waren wiederum vorausgeritten, um ein Quartier zu besorgen. Auch hier mußten erst Drohungen vorausgehen, bevor man unserm Verlangen nachkam.

Marand ist viel größer als Sofian und enthält gegen 1000 Wohnhäuser mit mehreren Basars und öffentlichen Gebäuden. In den Gärten standen viele Obst- und andere Bäume, namentlich Pappeln. Das frische Grün rings umher deutete an, daß es in dieser Gegend häufiger regnen mochte. Wir wurden auch alsbald Zeuge davon, während der Nacht fiel sogar bedeutender Schnee. Der persische Anstrich verliert sich allmälig nach Norden und so namentlich schon in Marand, obschon die Gebäude noch ganz in persischem Style erbaut sind.

Zwischen Marand und der Stelle, wo man über den Araxes setzt, liegt nur ein Dorf, was man uns Sal nannte, weshalb wir zeitig aufbrachen. Zuerst durchritten wir eine schöne und fruchtbare Ebene, mit einem vorzüglichen und gut bebauten Boden. Besonders häufig waren Ricinus-Felder. Von einem hohen Punkte aus vermochten wir einmal die ganze Landschaft hinter uns zu überschauen. Weiter ging der Weg durch eine wiederum gut angebaute Gegend, die bis an das nahe Gebirge reichte. Ueber einige Berge von unbedeutender Höhe hinweg, gelangten wir an das an einem Abhange gelegene Sal. Es ist ein Gebirgsdorf, aber keineswegs so arm, als man glauben sollte, denn gut gekleidete Leute führten uns in ein reinliches und bequemes Haus. Die Lage von Sal ist sehr hoch und deshalb auch kalt. Das Wasser kocht hier schon bei 78 Grad R. Der Boden ist gut, wohlbewässert, und läßt sich tief bearbeiten. Aepfel sind hier das einzige gedeihende Obst. Wir sahen hier Pflüge, vor denen vier Ochsen gespannt waren, von Knaben geleitet. Mein Wirth war aus Fars, und stand in Diensten des Gouverneurs von

Marand. Er war ein zuvorkommender flinker Bursche. Er bot mir sogleich sein Haus an und ersuchte seine Frau ohne Umstände sich in der Zeit meiner Anwesenheit einen andern Aufenthalt zu suchen. Alsdann trat er mir sogar auch sein eignes Lager ab und brachte mir Melonen und Aepfel.

Nach dem Thermometer konnte der Ort nicht höher als Tauris liegen; wenn ich aber nach der Kälte, und daß wir von Tauris aus beständig aufwärts gingen, schließen darf, so muß die Höhe von Sal über dem Spiegel des Meeres doch bedeutender sein. Am Vormittag hatten wir zwar Nebel, aber doch keinen Regen. Später kam ein Ostwind und machte es heller. Gegen Abend jedoch zogen sich wiederum Wolken zusammen und es entlud sich ein heftiges Gewitter.

Von Sal aus war die Straße nicht gerade schlecht, obwohl mitunter steinig. Das Thal ist auf beiden Seiten ganz zur Vertheidigung gleichsam gemacht und es brauchten nur die Kanonen auf den Höhen aufgepflanzt zu werden. Später gelangten wir abermals in eine fruchtbare und gut angebaute Ebene, in der besonders Hanf, Baumwolle und Ricinus cultivirt wurde. Eins der fürchterlichsten Gewitter überraschte uns hier plötzlich. Das Unangenehme, bis auf die Haut durchnäßt zu werden, wurde noch durch eine grimmige Kälte, die damit eintrat und durch heftigen Nordwind hervorgerufen wurde, vermehrt. Nach allen Richtungen zuckten Blitze; das Rollen des Donners glich einer furchtbaren, ununterbrochenen Kanonade. Dicht vor uns schlug einmal ein Blitzstrahl mit solchem Geprassel und mit einem so blendenden Lichte in den Boden, daß mein Pferd zurückprallend mit den Vorderfüßen in die Höhe stieg und sich überschlug, sodaß ich herunterfiel und einige Schritte weit fortgeschleppt wurde. Zum Glück war mir sonst kein Unglück geschehen. Als ich aber mit meinem Pferde wiederum an dieselbe Stelle kam, blieb dieses plötzlich schnaubend und an allen Gliedern zitternd stehen und sah unverrückt dahin, wo der Blitz in den Boden geschlagen hatte; nur mit Mühe und den Zügel an der Hand, konnte ich es vorbeibringen. Ich hatte früher manchmal von den heftigen Gewittern am Araxes gehört; nun konnte ich auf einmal von ihnen aus eigener Erfahrung sprechen.

Ehe man an diesen Fluß kommt, führt die Straße durch ein mehr oder minder zerrissenes Terrain, was aber in der Nähe des Flusses sandig

wird. Ein schlecht gebautes Fort steht hart an der Fähre, während gegenüber sich die russische Quarantaine befindet. Der Araxes scheidet hier Persien von Rußland. Zehn bis zwölf elende Erdhütten waren hier vorhanden. Eine derselben wurde mir angewiesen, während meine Pferde wegen gänzlichen Mangels an Ställen im Freien bleiben mußten. Die Nacht hindurch stand ein Posten vor meiner Thür. Es war ein eigenthümlicher Mensch. Ich hörte ihn mit sich selber bald schwatzen, bald singen, dann seufzen und stöhnen, bis lautes Lachen wiederum an deren Stelle trat.

Der nächste Morgen war herrlich. Der scharfe Nordwind wurde durch warmen Sonnenschein gemildert. Die Quarantaine liegt ziemlich in der Mitte einer unbedeutenden, aber von malerischen Bergen umkränzten Ebene. Nach Süden ist die Bergkette bedeutend steiler und kühner, als auf der andern Seite; sie war auch noch ganz und gar mit Schnee bedeckt. Die Berge im Nordosten hingegen erschienen nur zur Hälfte weiß. Die niedrigeren Höhen, welche eine andere Richtung hatten, besaßen dieselbe braungelbe Farbe, welche sonst allen Bergen Persiens mehr oder minder eigenthümlich ist. Als Hintergrund einer grünen Landschaft sind sie ganz vorzüglich und geben dem Ganzen etwas Wärme, wenn ich mich so ausdrücken darf. Wo diese aber fehlt, machen sie einen traurigen, ich möchte sagen melancholischen, Eindruck. Von Vögeln sieht man hier Adler und Falken, ferner das große Alpenrebhuhn, von der Größe eines jungen Truthuhns, das rothgefiederte Rebhuhn, eine schöne Varietät des europäischen und mehrere andere. Von den Vierfüßlern findet man die wilde Ziege, den Steinbock, das Schaf, den Esel, Antilopen, Wölfe, Füchse u. a. m.

Der Paß, welchen wir gestern durchschnitten hatten, ist für Persien von der größten taktischen Wichtigkeit, aber wie gewöhnlich ganz und gar vernachlässigt. Wenn er einmal von Russen genommen ist, was durch einen Handstreich sehr leicht geschehen möchte, so kann auch nichts mehr ihren Marsch nach der Hauptstadt Adserbeidshans aufhalten. Die anderen, mehr südlichen Pässe bis in die Nähe von Tauris können regulaire Truppen ohne große Schwierigkeiten wegnehmen, selbst wenn sie von dem ganzen Heere, was Persien zur Verfügung hat, vertheidigt würden. Allerdings führen noch andere Straßen, vom Araxes nach Choi, deren sich der Feind

ebenfalls leicht bemächtigen könnte; allein sie sind weiter und verursachen dadurch wenigstens einen Aufenthalt, was bei solchen Gelegenheiten ebenfalls ein Gewinn ist. Vor Allem ist es durchaus nothwendig, alle directen Wege stark zu befestigen, zumal wenn sie Pässe enthalten, die so leicht vertheidigt werden können. Blos nur drei englische Meilen vom rechten Ufer des Flusses ist eine so starke Position auf den letzten und niedrigsten Höhen, daß schon ein paar Redouten im Stande wären, einen Feind lange aufzuhalten. Drei Meilen weiter beginnt nun erst der eigentliche Paß; und zwar auf beiden Seiten mit Glacis ähnlichen Höhen, worauf eine so enge Schlucht folgt, daß Colonnen von nur sehr geringer Breite vorrücken können, und dabei während ihres ganzen Marsches den Gewehrsalven leichter Truppen ausgesetzt sind. Einzelne Punkte ließen sich noch ganz besonders befestigen und möchten wohl im Stande sein, den Feind ganz und gar von allem fernern Vordringen abzuhalten. Eine sorgsame und thätige Regierung müßte dieses längst eingesehen und eine von der Natur so begünstigte Gegend zu einem Waffenplatz gemacht haben. Die natürliche Festigkeit, der Reichthum der benachbarten Landschaft, und die Nähe der feindlichen Grenze weist unmittelbar darauf hin. Aber auch an anderen Stellen müßten ähnliche Befestigungen, mit tüchtigen Garnisonen versehen, angelegt werden, sodaß die ganze russisch-persische Grenze von dem Caspischen Meere bis an den Ararat jeden Augenblick vertheidigt werden könnte.

Es ist unnöthig, sich über die Folgen, die der Verlust von Adserbeidshan und Gilan für Persien haben muß, weiter auszusprechen. Ein Blick auf die Karte genügt, um die Wichtigkeit beider Provinzen klar zu machen. Eine disciplinirte Armee, wie die russische, würde in ihrem Besitz leichtes Spiel haben, denn bis nach Teheran ist dann kein fester Punkt vorhanden, der einer selbst weniger disciplinirten Armee erfolgreichen Widerstand entgegensetzen könnte. Zwischen Tauris und Udshan sind noch einige Positionen, von da an bis Miana ist für Truppen, wie sie Persien nicht besitzt, das günstigste Terrain. Der Paß von Koflankoh nach Teheran ist zwar leicht zu vertheidigen, kann aber auf beiden Seiten ohne weitere Mühe umgangen werden.

Auf einer Art Floß, welches auf einmal sechs Pferde und sieben bis acht Mann aufnehmen kann, kommt man auf die andere Seite. Der Fluß

ist hier siebenzig bis achtzig Ellen breit. Die Höhe des Wassers war jetzt gerade unbedeutend; hie und da fanden sich sogar ganz seichte und trockne Stellen vor. Der Strom war schnell, und betrug sechs bis sieben englische Meilen in der Stunde. Für Pontons ist der Araxes an der Stelle ganz gemacht. Das Flußbett ist hier auch genau abgegrenzt, während es bei Kaghysman breit und unbestimmt erschien. Auch fließt bei genanntem Orte das Wasser viel reißender. Am linken Ufer, also auf der russischen Seite, giebt es ebenfalls mehrere leicht zu befestigende Höhen, welche nicht allein die Furten, sondern sogar auch das andere Ufer beherrschen. Unterhalb der Quarantaine ist der Fluß schon zu tief und zu reißend, um noch für die Passage benutzt werden zu können. Bei Alt-Dshulfa dagegen ist es umgekehrt, da sind die Höhen am rechten Ufer sehr steil abfallend, sodaß man dort gar nicht landen kann, und beherrschen die russische Seite.

Ich verließ die Quarantaine, um die alte Stadt Dshulfa zu besuchen. Schon gegen Mittag traf ich daselbst ein. Diese einst wichtige Stadt enthält noch mehrere gut enthaltene massive Gebäude unter vielen Ruinen. Von diesen will ich nur einer alten Kirche gedenken. In uralter Zeit führte auch eine Brücke auf die andere Seite. Sie wird ganz mit Unrecht dem Augustus zugeschrieben. Man sieht jetzt nur vier aus Quadern zusammengesetzte Pfeiler, die gegen funfzig Ellen auseinander liegen.

Ungefähr dreihundert Schritte von der Brücke entfernt steht ganz allein eine Art Gotteshaus, was wahrscheinlich zugleich ein Grabmal darstellt und offenbar ein altes, armenisches Werk ist. Der Styl erscheint als ein Gemisch des griechischen mit dem arabischen. Die Einwohner von Dshulfa erzählten mir, daß Thurm und Kirche von einer frommen Jungfrau zu guten Zwecken erbaut worden sei.

Als wir glücklich die Quarantaine überstanden hatten, setzten wir an einem trüben Morgen unsere Reise fort. Der Quarantaine-Inspector begleitete uns mit seinem Dolmetscher über anderthalb Stunden weit. Als wir wiederum in die Nähe von Dshulfa kamen, zeigte er uns auf der Höhe eines steilen und über dem Araxes hängenden Felsens die Ruinen eines alten Castells oder vielleicht auch eines Klosters. Der Weg führte uns nach Nordwest und war auf beiden Seiten von hohen Bergen umgeben, bis wir den Ilanlü-Dagh oder Schlangenberg erblickten. Von da

an ging es abwärts in eine schöne, reichbewässerte Ebene mit dem Blick auf Naghdshewan (Nachitschewan bei den Russen). Trotz der Fruchtbarkeit war das Land wenig bebaut und die Zahl der Dörfer doch sehr gering. Die Berge boten einen malerischen Anblick dar, der durch einige Gewitter, die sich über ihren Gipfeln entluden, noch bedeutend erhöht wurde. Der Weg ist hier geebnet und für Wagen eingerichtet. Wir erfreuten uns wiederum eines Fuhrwerks, was wir so lange nicht gesehen hatten, und fuhren in einer Art offener Kalesche, mit zwei prächtigen Pferden bespannt, ziemlich rasch dahin. Nicht weit von uns zur Linken, ungefähr vier englische Meilen entfernt, floß in vielen Windungen der Araxes durch die Ebene. Als wir den Fluß von Naghdshewan passiren wollten, fanden wir ihn, in Folge der Jahreszeit und der zahlreichen Bewässerungen, welche von ihm abgeleitet werden, ganz und gar ausgetrocknet. Wir sahen die Reste einer alten, steinernen Brücke von drei Bogen. Um die Kleinigkeit von ungefähr zwei Schillingen kauften wir hier zwei Keulen einer Bergziege, die sich durch sehr große widderähnliche Hörner auszeichnete.

Naghdshewan ist jetzt in seinem außerordentlich verfallenen Zustande eine viel elendere Erscheinung, als ähnliche persische Städte. Der Polizeimeister der Stadt empfing uns sehr zuvorkommend. Er trug den echten Nationalpelzrock auf bloßem Leibe. Einige Soldaten in noch schmierigeren Röcken gingen ab und zu. Gelegentlich ritt auch ein Officier des hier zur Vertheidigung der Grenze stehenden Bataillons mit wichtiger Miene vorbei, als hinge von ihm das Schicksal der Welt ab. Die Landleute tragen hier die georgische Kleidung, welche mehr fantastisch als malerisch aussieht; die langen Aermel des Oberrockes geben ihr einen etwas weibischen Anstrich. Die Gesichtsfarbe der fast bartlosen Männer ist selbst noch dunkler als weiter nach Süden. Bald nach meiner Ankunft erschienen auch zwei Steuerbeamte in Begleitung einiger Soldaten, die ganz und gar die rohe Art und Weise an den Tag legten, wie alle russischen Officiere.

Die Armenier erzählten, daß Naghdshewan der Ort sei, wo sich Noah nach der Sündfluth wiederum angebaut habe; der Name selbst bedeute die erste Niederlassung. Von hier aus hat man nur drei Tagereisen bis zum Ararat. Die große Fruchtbarkeit des Bodens macht allerdings die Sage wahrscheinlich.

Da man mir früher hiesige Melonen als ausgezeichnet gerühmt hatte, so ließ ich mir einige kommen. Sie waren dem Aeußeren nach von derselben Sorte, als die von Teheran und Ispahan, standen ihnen aber an Süßigkeit und Wohlgeruch weit nach. Die Trauben konnten, obschon groß und schön, doch nicht mit den gewöhnlichsten aus den Gärten von Tauris verglichen werden. Am Abend war ich Zeuge einer Hochzeitsfeier, indem verschiedene junge Bursche und Männer mit kreischenden Pfeifen und Tambourins die Stadt durchzogen.

Von hier ging unser Weg anfangs in nördlicher Richtung nach dem Ararat hin. Vor uns marschirte ein Officier mit zwanzig Mann, die so schwer mit Gepäck belastet waren, daß sie oft Halt machen mußten. Später begegneten wir einigen Reitern von hübschem Aussehen und in muselmännischer Kleidung. In ihrem Aeußeren erinnerten sie mich an die Tscherkessen. Später erfuhren wir, daß es Leute von Hassan Khan seien, welcher als Befehlshaber von Eriwan in dem letzten persisch-russischen Kriege Stadt und Festung den Russen übergab und darauf in russische Dienste getreten war. Er starb zu Ispahan, als er später dorthin zurückgekehrt war, um seine confiscirten Güter wieder zu bekommen, in größter Armuth.*)

Ueber eine Art Tafelland gelangten wir nach Guran, wo uns ein junger russischer Sergeant in seinem Hause aufnahm. Die Hitze war während der letzten drei Stunden sehr drückend gewesen, aber der Weg gut.

Es wurde uns am Abend mitgetheilt, daß ein Bauer einen der Soldaten, denen wir am Morgen begegnet waren, schwer verwundet habe, weil dieser ihm aus seinem Garten eine Melone gestohlen. Da nicht gleich Hilfe dawar, hatte sich der arme Teufel fast verblutet. Dieser entschlossene Widerstand der hiesigen muselmännischen Bevölkerung gegen

---

*) Hassan Khan, der letzte persische Serdar von Eriwan, ist nie in russischen Diensten gewesen; im Gegentheil hat er stets tapfer gegen die russische Uebermacht gekämpft und nur nach der äußersten Gegenwehr seine Provinz verlassen. Eine Folge des Unglücks war aber auch die Ungnade seines Herrn, des Schah's. Seine Besitzungen lagen zum großen Theil in der Provinz Eriwan und gingen nach der Besitznahme derselben durch die Russen natürlicherweise verloren. Die übrigen confiscirte der Schah. Von Kummer und Elend gebeugt, starb Hassan Khan in tiefster Armuth. Er war übrigens ein ausgezeichneter Mann, dem die Provinz Eriwan viel verdankt. Vor Allem ist die berühmte Wasserleitung von Eriwan sein Werk. Anmerk. des Uebers.

jede Anmaßnng der Soldaten ist wohl ein deutliches Zeichen von dem Widerwillen gegen die russische Regierung. In Dshulfa sagte man mir sogar, daß vor nicht langer Zeit ein ganzes Commando von den Bauern gründlich durchgeprügelt worden sei, als diese das Wasser, was zur Bewässerung verwendet wird, und ihnen rechtlich zukam, sich aneignen wollten. Das Wasser ist in dieser Gegend ebenso kostbar als das Getreide selbst, und wird, wie in Persien, den Ackerbauern zugetheilt.*)

Der nächste Morgen war heiter, aber trotzdem der Ararat so mit Wolken bedeckt, daß man ihn kaum erkennen konnte. Als wir in die Nähe eines Flusses kamen, sahen wir große Schaaren von Enten. Von hier aus führte der Weg über eine Höhe hinweg.

Auf der Karte von Monteith, eine der besten, die bis jetzt über die Gegend erschienen, ist zwischen Naghdshewan und Churseh eine gute Furt durch den Araxes angegeben; sie schien mir sehr zur militairischen Besetzung geeignet. Der genannte Reisende hält auch die Ruinen in der Nähe einer Brücke dicht am Araxes für die Reste der altarmenischen Stadt Artaxata. Meiner Meinung jedoch nach, möchte die wahre Lage nach den vorhandenen Materialien sehr schwierig festzustellen sein. Nach den Spuren, die wir vorfanden, muß allerdings an der bezeichneten Stelle eine Stadt ge-

*) Die Angabe in Betreff des Durchprügelns der Soldaten mag wohl übertrieben sein, obwohl die meisten Raufereien in diesen Theilen des Orientes wegen des Wassers herkommen. Bei der brennenden Hitze im Sommer und dem seltenen Regen müssen nämlich alle Felder bewässert werden. In der Regel gehört die Wasserleitung der Regierung, die das Wasser nach der Zeit, in der es fließt, verkauft oder verpachtet. Der Reihe nach nehmen nun die Ackerbesitzer, je nachdem sie mehr oder weniger bezahlt haben, die Leitung auf 5, 10, 15 Minuten u. s. w. in Anspruch, und führen in der Zeit das Wasser in besonders dazu angefertigte Rinnen auf ihre Felder. Jeder sucht die Zeit möglichst zu verlängern, verkürzt aber dadurch das Recht des Ackerbesitzers, der an die Reihe kommt und sich dieses natürlich nicht gefallen lassen will. Er macht es aber wiederum gerade so mit dem, der nach ihm Wasser erhalten soll. Dadurch entsteht nun während der ganzen Vertheilung ein solcher Lärm und Streit, daß dieser nicht selten mit allgemeiner Schlägerei endigt. Die russische Regierung, um dabei mit mehr Nachdruck verfahren zu können, giebt in der Regel ihrem Wasseraufseher einige Soldaten zur Verfügung; möglich und selbst wahrscheinlich wäre es dann, daß bei einer solchen allgemeinen Schlägerei auch die Soldaten etwas abbekommen hätten. Das Durchprügeln der Soldaten möchte aber bei der Strenge der russischen Behörden schlimme Folgen haben; ein ganzes Commando, man sollte es wenigstens glauben, würde sich auch nicht so leicht durchprügeln lassen. Anmerk. des Uebers.

standen haben, die wenigstens älter als die mohamedanische Zeit ist. Die Steine, welche umherliegen, sind zwar groß und sehr hart, aber doch hatte der Zahn der Zeit bereits an ihnen genagt. Zur Brücke hatte man einen harten Sandstein genommen, die eigentlichen Pfeiler aber waren aus großen Basaltblöcken zusammengesetzt. Schon die Wahl der Lage auf hohem Ufer und die ganze Bauart deuten auf römischen, nicht auf persischen Ursprung. Die Bogen sind auch viel zu groß, um persischen oder arabischen Ursprungs sein zu können. *)

Zu Schah-Tacht sahen wir ein altes, massives Fort mit Thürmen, was, wie es häufig in der Türkei bei ähnlichen Gebäuden der Fall ist, Mauern mit außerordentlich mächtigen Blöcken besaß. Dicht vorbei floß ein Bach, an dem wiederum einige Trümmer, ohne Zweifel die Reste einer Burg lagen. Die ganze Ebene ist sehr fruchtbar und wohlbewässert, weshalb sie auch gut angebaut schien und reichlich mit Dörfern bedeckt war. In Nuraschin übernachteten wir in einem Posthause, die in diesen Gegenden überhaupt immer das beste Quartier geben.

Am nächsten Morgen war es kalt und alle Berge von Wolken tief eingehüllt; dazu wehte noch ein heftiger Nordwind, sodaß mir alle Anzeigen eines baldigen Schneefalles immer deutlicher wurden. Bevor ich abreiste, wanderte ich noch nach dem eine englische Meile entfernten schönen und großen Dorfe Seiwa-Derbend. Zwei Straßen führten von hier nach Astarak, (Arasdajansk auf Koch's Karte) der nächsten Station.

Auf dem Wege begegnete uns der damalige Thronfolger und jetziger Schah von Persien, der dem Kaiser Nikolaus während dessen Rundreise durch Transkaukasien in Eriwan einen Besuch abgestattet hatte. Der junge Prinz war zu Pferde und mit seinem Adjutanten dem langen Zuge vorausgeritten; in dem Wagen hingegen saß sein Onkel mütterlicherseits, der damals Oberbefehlshaber der regulairen Truppen war. Den letztern hatte ich schon früher kennen gelernt. Er empfig mich äußerst höflich und, wie die Perser es fast immer sind, zuvorkommend. Von gan-

*) Die Karte von Monteith war zur Zeit recht gut, ist aber jetzt, wo der Generalstab in Tiflis diese Gegenden aufgenommen und eine Karte im verkleinerten Maßstabe herausgegeben hat, ganz unbrauchbar geworden. Diese liegt hauptsächlich auch der großen Karte des kaukasischen Isthmus und Armeniens von Karl Koch, wenigstens hinsichtlich des russischen Transkaukasiens, zu Grunde. Die Ruinen von Artaxata liegen übrigens weiter nordöstlich und zwar da, wo das Dorf Artaschad sich befindet.

zem Herzen bedauerte er, daß weder Zeit, noch Umstände ihm erlaubten, mit mir hier auf der Straße noch länger zusammen zu sein. Er machte auf mich den Eindruck eines braven, alten persischen Edelmannes. Sein Bart war ganz schwarz, wogegen die grauweiße Farbe des Gesichts sehr abstach.

Der ganze Zug nahm sich sehr gut aus. In ihm befanden sich wahrscheinlich auch einige Kaukasier, die in russischen Diensten waren. Uebrigens ist die kaukasische Tracht selbst unter den Russen hier sehr beliebt, ja sogar die persischen Militairs in Adserbeidshan tragen sie gern. Der halb soldatische und halb orientalische Anzug ist von Seiten der Russen ganz gut berechnet, um die Perser mehr an sich zu ziehen.

Die Straße, die hier einmal wieder an niedrigen Höhen vorbeigeht, ist überall ausgezeichnet.

Um ein Uhr kamen wir in Astarak an. Eine schöne Ebene zieht sich von hier bis an den Ararat. Auf der anderen Seite erheben sich in nicht bedeutender Entfernung schon bedeutende Berge, die ziemlich tief mit Schnee bedeckt waren. Es war am Tage auch sehr kalt gewesen, und wir waren gezwungen, uns in unserem Quartiere ein Feuer anzubrennen, um uns einigermaßen wieder zu erwärmen.

Nach einer kalten Nacht hatten wir einen sonnigen Morgen. Der Ararat war wiederum bis zum Gipfel hell und klar, als stände er dicht vor uns. Man konnte deutlich sehen, daß er vulkanischen Ursprungs ist, denn am hellen Sonnenschein sahen wir dessen tiefe Risse, die um so sichtbarer wurden, als ihre hohen Ränder mit Schnee bedeckt waren. Seine Gestalt ist, man mag ihn von einer Seite sehen, wo man will, doch überall imponirend; der kleinere Ararat ist 8000 Fuß hoch und sieht dem Vesuv außerordentlich ähnlich; der größere hingegen hat eine Höhe von ungefähr 12,000 Fuß und gleicht einigermaßen dem Aetna, nur ist dieser nicht so steil, und im Verhältniß zur Höhe hat er einen breitern Fuß.*)

Wir verließen unser Quartier gegen neun Uhr und kamen nach vier Uhr in Ardischir (Ardaschad) an; es ist ein reizend gelegenes Dorf, das

*) Der große Ararat besitzt einen breiten Rücken mit drei Kuppen, von denen die höchste aber über 16,000 Fuß hoch ist. Ebenso hat der Verf. den kleinen Ararat gerade um ein Drittel zu niedrig angegeben.
Anmerk. des Uebers.

früher von Lehmmauern und Thürmen umgeben war; jetzt sind leider diese beide in einem ganz verfallenen Zustande, zum Theil selbst in Ruinen. Es befindet sich hier eine Kirche, welche kürzlich Glocken erhalten hat.

Die Leute waren eben damit beschäftigt, erst jetzt, also Ende October, das Getreide auszudreschen, während dieses in Persien im Mai geschah. Man läßt dasselbe hier gern erst einige Zeit in Schobern liegen, bevor man die Körner gewinnt. Ringsherum sieht man zwar viele Dörfer in der ganzen Ebene, aber meist sind sie unbewohnt; gewiß ein schlechtes Zeichen für die Stärke der Bevölkerung.

Wir erfreuten uns abermals eines herrlichen Morgens. Man konnte sich unmöglich einen schönern Tag im Spätherbste denken. Die Landschaft erschien wahrhaft großartig; die Berge, zur Hälfte schon mit Schnee bedeckt, glänzten im hellsten Weiß, während die Ebene noch rings herum mit dem frischen Grün bedeckt war und mit dem tiefblauen Himmel im freundlichen Einklange stand. In der Nacht hatte es zwar gefroren, aber von dem Augenblicke an, wo die Sonne über den Horizont getreten war, wurde es alle Stunden wärmer. Aus dem weißbeschneiten Gebirge kam ein Fluß und eilte in vielen Armen dem Araxes zu. Die Höhen vor uns waren angebaut und ziemlich reich mit Dörfern besetzt. Ueber sie dahin kamen wir in ein unfruchtbares Thal, aus dem wir in eine Gegend gelangten, die mit Steingetrümmer bedeckt erschien und nur wenige Pflanzen zu ernähren vermochte; weiter hin erblickten wir zahlreiche Heerden auf der Weide. Der Weg führte uns allmälig auf den höchsten Punkt, von dem aus wir endlich Eriwan erschauten, und alsbald auch in der Stadt einritten.

Eriwan besitzt eine ziemlich feste Lage am linken Ufer des Sengi, eines Nebenflusses des Araxes. Die massiven Festungswerke vermöchten jedoch wohl einer regulairen Truppenmacht nicht lange zu widerstehen, um so mehr als sie von Höhen beherrscht werden, obwohl sie immer stark genug sein mögen, einer türkischen oder persischen Armee einen bedeutenden Widerstand entgegenzusetzen. Leider sind gerade auf der Westseite, wo der Fluß zwischen steilen Ufern dahinströmt, die Werke ganz und gar verfallen. An einer noch gut erhaltenen steinern Brücke sah ich auch einige Kanonen. Jene sondert übrigens die Stadt in zwei Hälften ab, von

denen die nördliche auch größer ist und einige sehr hübsche und mit Bäumen bepflanzte freie Plätze besitzt. Außerdem sind schöne Moscheen und mehrere Basars, welche letztere aber leider hölzerne Dächer haben und nur russische Fabrikate führen, vorhanden. Zur Erhöhung der reizenden Landschaft trägt eine alte Burg nicht wenig bei.

Der Sengi hat, sobald er die Stadt durchflossen, eine westliche Richtung und fließt zunächst inmitten eines äußerst romantischen und fruchtbaren Thales. Seine Ufer sind auf der einen Seite abschüssig, auf der andern hingegen terrassenartig und deshalb zu Weinanpflanzungen und Gärten benutzt. Weiterhin erhöht auch eine kleine Waldung die Schönheit der Umgebung.

Von hier gehen zwei Militairstraßen nach Tiflis. Die kürzere führt am Gökschai (das heißt blauem See) vorbei und durch den Paß von Delischan und ist gegen hundertfunfzig englische Meilen lang. Die andere hingegen macht einen großen Bogen um den Alagäs nach Gümri (Alexandrapol) und geht dann über drei parallele Gebirgshöhen. Die erstere ist jetzt meisterhaft hergestellt und kommt erst wenige Meilen vor Tiflis mit der andern zusammen. Ich schlug die Straße nach Gümri ein, um die Festungswerke nun auch in der Nähe zu sehen.

Auf breiter Straße gelangten wir durch eine reizende Landschaft nach Etschmiadsin, dem armenischen Rom, was wir mit seiner alleinstehenden Kirche schon von weitem erblickten. Ich konnte unmöglich vorbeifahren, ohne eine der ältesten Kirchen Asiens, die hier schon zu Anfange des vierten Jahrhunderts mit großer Pracht erbaut wurde, zu sehen. Demnach ließ ich Halt machen und verfügte mich zu dem Procurator des Klosters, um ihm zunächst meinen Empfehlungsbrief zu bringen. Ich fand ihn in einer Kleidung, welche halb russisch und halb persisch war, seine Siesta haltend. Er war ein gebildeter Mann aus früherer Zeit mit einem breiten, georgischen Gesichte und schneeweißem Haar. In seiner Begleitung verfügte ich mich zum Palaste des Patriarchen, der eine Art Burg, von Mauern und Thürmen umgeben, darstellt. In dem großen Hofraume fanden sich außerdem noch die obenerwähnte alte Kirche, die Wohnungen der Prälaten, das Senatshaus, die Bibliothek, eine Druckerei, eine Schule, ein Haus für Fremde und verschiedene andere Gebäude vor, die alle, äußerlich wenigstens, reinlich und freundlich schienen. Der Pa-

triarch empfing mich am Ende eines großen Saales auf seinem Throne sitzend mit vieler Förmlichkeit. Zu beiden Seiten hatten andere hohe Geistliche die Stühle eingenommen. Jedermann behandelte das Oberhaupt der Kirche mit großer Ehrfurcht; man neigte sich tief vor ihm und küßte die Hand. Ein Kaufmann überreichte ihm meinen Brief sogar auf den Knieen. Der Patriarch war in ein langes Kleid, aus purpurfarbenem Sammet bestehend, gekleidet und trug auf der Brust einen großen Stern mit Juwelen, einen russischen Orden, außerdem aber ein kostbares Kreuz von Diamanten. Der Saal war mit orientalischer Pracht geschmückt; leider gestatteten aber die Glasmalereien dem Tageslichte nur geringen Eingang, sodaß ich die prächtigen persischen Teppiche, womit der Boden bedeckt war, nicht ganz in ihrem Glanze zu sehen vermochte. In der Vorhalle, durch die wir eingetreten waren, hingen einige recht schlechte Bilder von armenischen Königen, die wenigstens stattliche Rahmen hatten. Das letzte stellt das Bildniß des jetzigen Kaisers von Rußland dar.

Die Verhältnisse des Patriarchats haben sich gegen früher sehr verändert und zwar zu seinem Gunsten. Als Sir Gore Ouseley Etschmiadsin besuchte, kamen der Patriarch und sämmtliche Geistliche dem englischen Gesandten zu Fuß entgegen. Jetzt saß der Patriarch auf stolzem Throne und empfing den Brief eines britischen Ministers aus den Händen eines Mannes, der vor ihm knieen mußte. Es ist von der russischen Politik sehr pfiffig, daß sie das Haupt der armenischen Kirche auf gleiche Höhe mit den höchsten Würdenträgern des eigenen Landes stellt. Hierdurch werden allein schon die Armenier gewonnen. Damit steht die allgemeine Verachtung und der Haß dieses Volkes gegen die muselmännische Bevölkerung und umgekehrt natürlich im engsten Verhältnisse.

Der Patriarch hatte eine ehrwürdige Gestalt, obgleich in seinem Benehmen etwas, ich möchte in der That es aussprechen, Gewöhnliches lag. Uebrigens war er sehr gastfreundlich, und zeigte sich in Betreff des Denkmals des hier am 10. Juni 1830 verstorbenen englischen Gesandten, des John Macdonald Kinneir, zu Allem bereitwillig. Es steht auch schon in der Nähe des Grabmales vom letzten Patriarchen, rechts vom Portikus der Kirche, und ist ein rein classisches Werk aus cararischem Marmor. Eine Inschrift in drei Sprachen, nämlich in der persischen, griechischen und englischen, giebt nähere Kunde.

Die uralte Kirche soll mehr als funfzehn Jahrhunderte alt sein. Das Innere erinnert an die ältesten italienischen Gebäude der Art, während die Außenseite einen gemischten, halb gothischen, halb ächtarmenischen Styl besitzt. Das Innere, was leider einiger Repraturen sehr bedürftig ist, enthält mehrere Gemälde; unter andern: „Christus empfängt die Kinder“ und eine „Madonna mit dem Kinde.“ Das erstere ist ein Geschenk von Robert Porter und, wenn ich nicht irre, von ihm selbst gemalt; das andere stammt aber von einem armenischen Künstler. In der Mauer links erblickte ich auch einige griechische Inschriften. Hinter der Kirche standen eine Menge sehr alter Steine, offenbar Grabmäler, die mit seltsamen Kreuzen verziert waren.

Das Senatsgebäude steht nach Osten und schließt alle Materialien über die Gesetzgebung der armenischen Kirche ein. Auf einem Tische des Versammlungszimmers befindet sich in einer vergoldeten Kapsel ein Document, vom russischen Kaiser ausgestellt, worin der Kirche zu Etschmiadsin verschiedene Rechte zugestanden werden.

Die Bibliothek enthält einige seltene armenische Manuscripte und Bücher. Mehrere der erstern sollen vierhundert bis sechshundert Jahre alt sein. Im Ganzen war die Sammlung doch unbedeutender, als ich anfangs glaubte. In der Druckerei befanden sich einige Pressen in Thätigkeit, um Gebetbücher und theologische Schriften zu drucken. Zuletzt besuchten wir noch die Schule, welcher ein Armenier aus Moskau vorstand, der erst vor einem Monat angelangt war. Gegenwärtig wurde nur Unterricht in der armenischen Sprache gegeben; doch wollte man auch später die lateinische, russische und französische Sprache einführen. Die Räume, in denen Unterricht ertheilt wurde, waren reinlich und gut, und unterschieden sich von ähnlichen zu Petersburg, Moskau und anderen Orten Rußlands gar nicht. Der Lehrer schien übrigens ein gebildeter Mann zu sein. Er hatte die Absicht, die alten hier befindlichen armenischen Manuscripte für die Geschichte zugänglich und anwendbar zu machen. Wir wollen wünschen, daß es dazu gekommen ist.

Endlich reis'ten wir wiederum von Etschmiadsin ab und gelangten durch eine gut bebaute Landschaft, die allenthalben von Canälen und Bächen durchschnitten war. Gegen vier Uhr kamen wir nach Sardarabad und fanden daselbst ein sehr gutes Posthaus, das man allerdings erst für den

Besuch des Kaisers ganz besonders eingerichtet hatte, um den hohen Herrscher für eine Nacht hier beherbergen zu können. Das Zimmer besaß den uns ganz ungewohnten Luxus von grünseidenen Gardinen an den Fenstern; ebenso waren die Stühle mit Seide überzogen. Das Gebäude erschien außerdem ziemlich neu und auch größer wie die gewöhnlichen Gebäude der Art. Wie die meisten persischen Dörfer, so ist auch Sardarabad von Lehmmauern umgeben. Diese hat man allerdings einmal ausgebessert; von der eigentlichen Stadt sah ich jetzt gar nichts, insofern ich nicht die wenigen Häuser, welche hauptsächlich von Armeniern aus Bajasid bewohnt sind, dafür hält.

Von hier aus steigt der Weg allmälig und wird später sogar ziemlich steil. Ueber einige Höhen hinweg kamen wir an eine alte Festung mit sehr vortheilhafter Lage, die man uns Talyn nannte. Es ist ein Achteck von ungefähr hundertsechzig Ellen auf jeder Seite. Leider sind aber die Mauern ebenso schlecht gebaut, wie in ähnlichen türkischen Vesten. Mitten darin stand ein Gebäude, was mir von einem älteren Ursprung zu sein schien und offenbar sehr stark gewesen ist. Es hat sehr feste Mauern und ist außerdem noch von runden Thürmen garnirt. Ueber der Thür auf der Südseite findet sich eine Keilinschrift (?). Wie man eintritt, gelangt man sogleich in eine viereckige, gewölbte Zelle; von da führt eine Treppe in die obern Räume, wo aber Alles voll Schutt liegt. Aber auch außerdem befinden sich noch in der Nähe Ruinen, die auf eine nicht unbedeutende Stadt, die einmal hier gelegen haben muß, hinweisen.

Von hier erhebt sich im Nordost der zwölftausend Fuß hohe Alagäs mit ziemlich scharfen Conturen. Weiterhin entdeckte ich noch mehr Ruinen und selbst auch einige alte und feste Thürme in demselben Styl, sowie einen Kirchhof aus grauer Vorzeit. Dies alles waren wohl ebenfalls Ueberbleibsel der uralten Stadt Talyn.

Unser Weg führte uns von hier aus über eine mit Schnee bedeckte Hochebene, ohne daß es jedoch besonders kalt war, nach einer Schlucht zu einem elenden kurdischen Dorfe, wo wir mitten unter verschiedenerlei Vieh übernachten mußten, weil uns bereits die Dunkelheit überrascht hatte.

Am folgenden Tage erblickten wir schon zeitig und in nördlicher Richtung Gümri. Wir kamen nach zwei Stunden in das große Dorf

Karaklissa (d. i. Schwarzkirche), das nicht weit von einem Flusse entfernt liegt. Dort hatten die Russen bereits eben eine Art Brückenkopf angelegt. Da es Sonntag war und keine Arbeiter zu sehen waren, so benutzte ich die günstige Gelegenheit, um diese erste Befestigung etwas näher zu betrachten. Ich ritt demnach querfeldein auf die besagte Höhe. Der Kosackenposten hielt mich wohl, da ich eine alte Reiseuniform trug, für einen russischen Officier und ließ mich ruhig gewähren. Ich ritt die Südseite entlang, bis ich die westliche Seite erreichte, und sah eine lange Reihe noch unvollendeter Casematten. Die alte Burg, die früher hier inmitten der jetzigen Befestigung stand, war zu Baracken für die Arbeiter eingerichtet. Von der Nordseite aus konnte man sämmtliche Anlagen übersehen. Die sehr festen Mauern hatten eine Höhe von dreißig Fuß. Nachdem ich mir Alles genau besehen, zog ich in die offene Stadt ein und stattete sogleich dem Commandanten meinen Besuch ab. Er empfing mich sehr höflich und redete mich in fließendem Deutsch an. Beim Diner traf ich noch einige Officiere und mehrere georgische Damen; auch einen Deutschen, den Professor Karl Koch, lernte ich hier kennen.

Obwohl ich von Seiten der Officiere mit großer Höflichkeit behandelt wurde, erhielt ich dennoch nicht die Erlaubniß, die Festungswerke zu besehen, da es durchaus verboten sei, Fremde dahin zu führen. So mußte ich mich begnügen, sie wenigstens von außen zu besehen.

Die Stadt selbst liegt auf einer leichten Erhebung, während dicht dabei nach Süden hin eine plateauartige Höhe sich hinzieht, die von jener durch eine ziemlich tiefe Felsenschlucht getrennt wird. Nach Osten zu wendet sie sich plötzlich nach Süden und endigt in dem Thale des Arpatschai. Nach der Südseite zu fällt das Plateau ziemlich steil ab, während es von Westen aus leichter bestiegen werden kann. Hier ist auch der Weg nach oben. Die ganze Ausdehnung des Plateaus beträgt ungefähr eine englische Meile in die Länge und eine halbe in die Breite. Wie ich früher schon angeführt habe, besitzt die Festung eine Hufeisenform. Die Anzahl der Kanonen soll gegen dreißig (?) betragen, die ungefähr drei Fuß von einander entfernt stehen. Die innern Mauern haben ebenfalls noch Schießscharten für kleinere Feuergewehre. Außerdem ist noch, über die ersteren hinwegragend, eine Reihe wiederum größerer Schießscharten vorhanden, welche die ganzen steilen Glacis beherrschen. Diese beginnen östlich fünf Fuß von

der Basis des Hauptwerkes und sind ohne Gräben. Die äußere Mauer erschien mir ungefähr fünf Fuß dick.

Nördlich vom Hufeisen stehen zwei andere Werke, deren vorderes einer Bastion gleicht, das zweite hingegen einer Sternschanze. Sie beherrschen die östlich liegende früher erwähnte Schlucht. Beide sind nicht weiter befestigt, aber sehr gut gebaut. Im Süden giebt es endlich noch einige kleine Bastionen und Blockhäuser. Die Nordseite, wo sich die eben erwähnten Casematten befinden, ist der schwächste Theil, und viel regelmäßiger als die übrigen. Das Mauerwerk geht durch und besitzt auf seiner Höhe neben Standpunkten für Infanteristen noch einen ziemlich großen Kranz Schießscharten für die Kanonen, welche die Ebene weithin beherrschen können. Diese Festungswerke sind als Waffenplatz von großer Bedeutung, besonders wo der Nachbar-Staat in jeglicher Hinsicht, namentlich in der Kriegführung, zurück ist. Dennoch glaube ich, daß Gümri durch einen kühnen Handstreich einmal genommen werden könnte, da alle ordentlichen und zur Vertheidigung nothwendigen Glacis ganz und gar fehlen. Während Achalzich das obere Kurthal beherrscht, so ist Gümri nicht weniger Herr der Ebene von Kars. Eine ansehnliche Menge schwerer Artillerie ist schon hier und Alles deutet darauf hin, daß man keine Zeit mehr verlieren will, um die Befestigungen sobald als möglich zu vollenden. Stadt und Festung heißen übrigens jetzt Alexandrapol.*)

Endlich verließ ich Gümri und reiste im Anfange über eine schöne Ebene, die mir sehr fruchtbar und auch gut angebaut erschien, denn viele Dörfer lagen in ihr zerstreut.

Wir traten schon bald in das Gebirge ein und nahmen bei Begkend eine östliche Richtung. Das große Dorf Hamamlu, liegt in einem reizenden Thale, wo auf beiden Seiten malerische Höhen und Felsen, im Hintergrunde aber hohe, mit Wald bestandene Berge sich dem Auge darbieten. Am rechten Ufer liegen mehrere Dörfer. Ueber einen sehr steilen und oben bereits theilweise mit Schnee bedeckten Gebirgsrücken kamen wir in ein enges Felsenthal, das mit einem schönen Eichenwalde endigte. Gegen vier Uhr erblickten wir zwei Dörfer, Gergery mit Namen, die am Fuße, aber auf verschiedenen Seiten, eines kegelförmigen Berges lagen. Wir wen-

---

*) Vergleiche übrigens das Gesagte mit dem was Seite 210 u. s. f. darüber gesprochen ist.

deten uns links und kamen damit in eine Militairstation von gegen tausend Mann, deren Häuser aus Holz erbaut waren. Zum ersten Mal sahen wir russische Soldaten, seit dem wir den Araxes verlassen hatten, in ordentlicher Uniform. Der Commandant war abwesend; so wendeten wir uns auf die andere Seite und fanden in dem dortigen Dorfe, mit Hilfe des Ortsvorstehers auch bald ein Quartier. Es war ziemlich bequem, zumal auch Holz zum Heizen und reines Heu zum Nachtlager vorhanden war. Die Häuser sind hier mehr unterirdisch. Die Einwohner des Dorfes sind Armenier; doch giebt es auch muselmännische Dörfer in der Nachbarschaft.

Jedes Haus zahlt hier jährlich nur zwei Rubel Abgaben; aber dafür müssen die Einwohner unentgeltlich Straßen bauen und Holz fällen, Beides aber nur in der Jahreszeit, wo sie nicht im Felde beschäftigt sind. Außerdem requirirt man bisweilen auch Pferde und Heerden. Wer sich hier verheirathet, muß zwei oder mehr Rubel, je nach seinem Vermögen, bezahlen.

Die Umgegend von Gergery hat guten Boden und ist deshalb wohl bebaut. Im Hintergrunde erhebt sich ein Gebirgszug, der große Thäler einschließt, und dort schöne Weiden und Wälder besitzt.

Von hier führt die Straße nach Dshelaroglu, bei dem die Debeda in tiefem Bette fließt. Sonst zieht sich die Ebene des Thales noch über eine Stunde weiter bis an den Fuß eines andern Gebirges. Dort fuhren wir in einem engen Thale ein, wo viele Heerden weideten, und gelangten nach Haidarbek; einem armenischen Dorfe, so ziemlich in der Mitte zwischen Tiflis und Gümri. Die Häuser sind hier wie in Gergery mehr unter der Erde. Das mir angewiesene Zimmer war von dem Kuhstalle nur durch eine drei Fuß hohe Mauer getrennt. Trotz der vielen Oeffnungen im Dache war es doch sehr dunkel in unserem Verschlage. Alles, was wir sahen, deutete auf Armuth hin.

Als wir am andern Morgen aufbrachen, fiel Schnee. Wiederum ging es steil aufwärts über ein bedeutendes Gebirge hinweg. In Achsibijut ziemlich auf der Höhe hatten einige Russen, die mehr Kalmücken ähnelten, die Poststation inne. Doch erblickten wir auf der Straße ein georgisches Haus, das viel besser aussah. Wiederum ging es bergab in zum Theil engem Thale und auf einem beschwerlichen Wege. In Opret übernachteten wir. Dieses ist eines jener Dörfer, was Paskjewitsch mit Bewohnern aus Baiburt, denen er Land und freien Umzug versprochen hatte,

anlegen ließ. Die Leute waren Griechen und sprachen ganz offen aus, wie leid es ihnen thue, ihr Vaterland verlassen zu haben.

Der Weg wurde, obwohl wir immer mehr aus dem Gebirge kamen, recht schlecht, obgleich Material im Ueberflusse zur Hand wäre, um ihn einigermaßen auszubessern. Es giebt hier viel Wald und nur hin und wieder wechselt dieser mit Matten ab. Ein paar verfallene Capellen und einige Kirchhöfe deuteten darauf hin, daß hier dereinst eine stärkere Bevölkerung vorhanden war. Das Klima wurde allmälig milder. Die meisten Bäume waren grün und bereits zum Theil dicht mit Büschen bedeckt, während Hyazinthen und Krokus dem Boden eine blauröthliche oder weiße Farbe gaben. Die Schattirung der Wälder ist in dieser Gegend ebenso mannigfaltig wie in Nordamerika.

Der Weg führte uns durch ein schönes und bewaldetes Thal; leider war aber in Folge eines dichten Nebels jede Aussicht abgeschnitten. Zu Schulaweri kamen wir in eine elende Poststation, die einige Kosacken mit Schweinen eingenommen hatten.

Die Gegend war von nun an außerordentlich fruchtbar, zumal sie auch von zahlreichen Bächen bewässert wurde. Hin und wieder sah ich Wein angepflanzt. Hauptsächlich begegneten mir aber zahlreiche Heerden, den hauptsächlichsten Reichthum der hiesigen Bevölkerung.

Unserer schlechten Pferde halber waren wir genöthigt, schon in Kysyl-Hadschi zu übernachten, einem armen muselmännischen Dorfe, auf der rechten Seite der Straße. Kaum im Dorfe eingetreten, kamen uns große und bißige Hunde entgegen und machten uns jedes Vordringen so lange unmöglich, bis der Ortsvorsteher erschien und uns in ein Haus brachte, wo mehrere Frauen beim Brotbacken beschäftigt waren. Anfangs fanden wir Widerstand; ein Geschenk aber besänftigte bald.

Am folgenden Tage kamen wir zeitig nach Choda, einem elenden Orte, wo das hübsche neue Posthaus gar sonderbar gegen die ärmlichen Häuser und einige verfallene Thürme abstach, welche wahrscheinlich früher zu Mauern gehört hatten. Weiß, schwarz und gelb angestrichene Meilensteine zeigten uns alsbald die Nähe von Tiflis an; dabei war die Straße abscheulich. Endlich erreichten wir unser Ziel und freuten uns schon im Voraus auf ein gutes Quartier, was uns einigermaßen für die vielen Mühen und Entbehrungen entschädigen sollte.

Ein
Ausflug nach dem Kriegsschauplatz

von

K. K.

Erstes Kapitel.

Tiflis.

Die Königsfamilie der Bagratiden. — Innere Streitigkeiten. — Die Königswitwe. — Prinz Alexander. — Fürst Muchransky. — Herr Salzmann. — Neu-Tiflis. — Jean Paul. — Die Colonisten. — Schwärmereien. — Der Sand. — Vergleich mit den Grusiern. — Erbärmliches Leben. — Das Schlafen im Freien. — Die Stadt Tiflis. — Die Bäder.

Glücklich war ich abermals in Tiflis angekommen. Unter manchen Gefahren und bei vielen Beschwerden hatte ich wiederum eine Reise nach dem Caspischen Meere, zu den letzten Anhängern von Zoroaster's Feuerlehre in Baku und nach bisher von Europäern wenig besuchten Gegenden Daghestan's, zurückgelegt. Meine Brust athmete erst wiederum freier, als ich in der Ferne die alte Burgruine der Residenz der Bagratiden, dieser ältesten Königsfamilie auf der ganzen Erde, erschaute. Unwillkürlich ergriff mich ein wehmüthiges Gefühl, das jetzt Fremdlinge aus hohem Norden eingezogen waren und die letzten der Bagratiden jenen huldigten. Ueber tausend Jahre hatte diese höchst interessante Familie über Grusien (Georgien) geherrscht; einzelne Könige ruhmvollen Andenkens, unter ihnen auch eine Frau, die glorreiche Thamar, nannten sich nicht allein Herren des kaukasischen Isthmus und aller der Völker, die das mächtige Gebirge bewohnten, sie waren es auch in der That, und zwangen die übermüthigen Tscherkessen und Lesghier ihnen Tribut zu zahlen. Was Persiens Könige, was Dschingis-Khan und Timur, was später Nadir-Schah und Peter der Große umsonst versucht hatten, führten christliche Herrscher in Tiflis glorreich aus.

Glücklich, wenn auch nur mühselig und unter großen Opfern, hatten sich die Bagratiden Grusiens gegen alle die heranstürmenden Welteroberer, die kurz nach einander aus dem alten Scythenlande, dem Turan der Perser, dem heutigen Turkestan oder der großen Tatarei, jenseit des Cas-

pischen Meeres, hervorgebrochen waren, in größerer oder geringerer Selbstständigkeit erhalten, während die Armeniens lange vertrieben waren und das dortige Reich sich vor dem Halbmonde gebeugt hatte. Als dieser allmälig aber zu bleichen begann, verloren auch die Bagratiden Grusiens durch unglückselige Theilungen, die schon manches Reich zu Grunde gerichtet haben, allmälig an Macht, bis endlich zu Anfang dieses Jahrhundertes der schwache Georg XIII. sein klein gewordenes Erbe dem nordischen Czaren vermachte. Im J. 1801 zogen russische Truppen als Herren in der alten Bagratiden-Stadt ein.

Doch mit dem formellen Rechte des Besitzes konnte Rußland sich noch keineswegs den Herrn des Landes nennen. Es ermannten sich die letzten Sprossen der alten Königsfamilie zum Theil, erklärten das Testament für ungültig und empörten sich gegen ihren ihnen aufgedrungenen Herrn. Es entstanden selbst unter den Edeln des Landes zwei Parteien, von denen die eine glaubte, daß nur eine feste, möglichst fremde Hand den innern Streitigkeiten ein Ende machen und dem Lande wiederum die Ruhe geben könnte, die andere hingegen die eigene Selbstständigkeit über alle Nebenrücksichten hinwegstellte und ihrem letzten Könige das Recht absprach, über das ihm selbst erst vererbte Reich willkürlich zu verfügen.

Unter der letztern fand sich die Königswitwe selbst. Mit Entrüstung wies sie das Verlangen ihres neuen Herrn ab, nach Petersburg zu kommen und dort eine ehrenvolle Stellung einzunehmen; sie versicherte mit Bestimmtheit, nur der äußersten Gewalt nachzugeben. Alles, Drohungen wie Bitten, waren vergebens. Die Regierung in Petersburg erkannte die gefährliche Lage, so lange die Königin mit ihren Söhnen sich noch in Tiflis befände, und gab daher Befehl, um jeden Preis ihr Verlangen zur Ausführung zu bringen. Ein grusischer Fürst wurde beauftragt und erschien bittend vor seiner Königin. Umsonst! Er mochte versuchen, was er wollte, und ihr noch so eindringlich vorstellen, daß es des Landes Wohl erheische, und daß man immer besser thue, einer Nothwendigkeit nachzugeben, als sich ihr mit dem vollen Bewußtsein des eigenen Unterganges entgegenzusetzen. Endlich, ungeduldig über einen vergeblichen Widerstand und von draußen harrenden russischen Generälen gedrängt, ergriff der Fürst die Königin an der Hand. Da zuckte der lange, in weitem Gewande verborgene Dolch, und mit den Worten „Verräther!“ durchbohrte die unglück-

liche Mutter ihren frühern Vasallen. Ruhig ließ sie sich nun mit ihren beiden Söhnen gefangen nehmen, um für immer zu verschwinden. Niemand weiß, was aus der Königswitwe geworden; man erzählt aber, daß sie in einer Stadt Rußlands gefangen gehalten sei bis an ihren Tod, der auch bald erfolgt sein mag.

So trat die älteste Königsfamilie in dem Jahrhundert der Gesittung, was doch das neunzehnte sein soll, von dem Schauplatze der Geschichte ab, um wahrscheinlich nie wieder eine Bedeutung zu erhalten. Ein Sprößling der herrschenden Familie, Alexander, floh nach Persien und nahm an den Kriegen lebhaft Theil, die dieses Land mit dem russischen Reiche führte. Eine Seitenlinie lebt noch in Karthli, der Stammprovinz des grusischen Königthums, und hat von seinem Wohnsitz Muchran den russificirten Namen Muchranski angenommen. Der dort regierende Fürst ist russischer Generallieutenant, seinem Kaiser treu ergeben, und hat sich in der neuesten Zeit im Kampfe gegen die Türken durch seltenen Muth und große Tapferkeit ausgezeichnet.

In Tiflis fand ich Alles in großer Bewegung, denn sehnsüchtig sah man neuern Nachrichten von dem Kriegsschauplatze entgegen. Der größte Theil meiner Bekannten, und selbst der Civillisten, war abwesend; nur Herrn Salzmann fand ich, den liebenswürdigen Schwaben, der mich wiederum in seinem Hause aufnahm. Allen Reisenden nach diesen freilich entfernteren Gegenden kann das durch und durch deutsche Wirthshaus genannten Herrns gar nicht genug empfohlen werden. Nur Der, welcher lange in fremden, der Cultur wenig zugänglichen Ländern sich aufgehalten hat und Entbehrungen ertragen mußte, die man bei uns in Deutschland gar nicht kennt, ich möchte selbst sagen, gar nicht ahnt, kann sich in meine Lage versetzen, als ich zum ersten Male wiederum nach längerer Zeit ein reinliches Zimmer mit Tisch und Stühlen, eine Schlafbank, auf der mir aus besonderer Rücksicht Herr Salzmann eine Matratze ausgebreitet hatte, und Speisen und Getränke auf vaterländische Weise angefertigt erhielt. In der Fremde lernt man erst recht die liebe Heimat schätzen; da stellen sich erst die Vorzüge derselben heraus. Wie Musik erklang mir die sonst keineswegs wohlklingende schwäbische Mundart der Salzmann'schen Kinder. Auch die blauen Gewänder der Mädchen, wie ich sie in Schwaben in früherer Zeit gesehen, traten mir hier wieder entgegen; ebenso wie im

Vaterlande hatten diese ein großes Tuch über die Schultern und über die Brust kreuzweis gebunden.

Mein erster Ausgang war abermals nach der Schwaben-Colonie, nach Neu-Tiflis, was eine halbe Stunde nördlich in der Ebene des Kur liegt und gegen die elenden grusischen Häuser Sackly's, einen überaus freundlichen Anblick darbietet. Die deutschen Colonien haben im russischen Transkaukasien in der That eine große Aehnlichkeit mit den Colonien, welche Friedrich der Große nach dem siebenjährigen Kriege angelegt hat. Jedes Haus besitzt nur ein Stockwerk und ist vorn von einem kleinen, hinten von einem größern Gärtchen umgeben, in denen Gemüse und Blumen gezogen werden und auch einige Obstbäume stehen. Jede Familie bewohnt ihr Häuschen für sich und richtet sich dieses nach seiner Größe ein.

Meine schwäbischen Landsleute hießen mich mit einer solchen offenen und ungekünstelten Freundlichkeit willkommen, daß es meinem Herzen wohlthat. „Guten Abend!" und „Gott grüß' Euch!" vernahm ich rechts und links. Die Kinder spielten fröhlich mit einander und erhöhten mir dadurch noch ungemein die angenehme Gegenwart. Von dem nahen Kirchthurme ertönte die Uhr in lauten Schlägen.

Ich trat bei Jean Paul ein. Gewiß ein ominöser Name im fernen Transkaukasien. Der dortige Jean Paul ist aber nicht einmal Deutscher, sondern wird nur dazu gezählt. Man braucht ihn auch nur kurze Zeit gehört zu haben, um zu begreifen, daß ihm selbst die schwäbische Mundart recht viel Mühe gemacht hat. Das Hochdeutsche versteht er noch weniger. Er würde selbst mit russischen und deutschen Officieren nicht selten in Verlegenheit kommen, wenn Deutsch gesprochen werden sollte, da bald der eine, bald der andere Theil nicht recht wissen würde, was denn eigentlich der andere gewollt hätte.

Der gute Jean Paul in Tiflis hat mit unserm berühmten, aber wenig verstandenen Landsmanne aber doch eine, wenn auch noch so geringe, Aehnlichkeit, indem er ebenfalls eine unverwüstliche Jovialität besitzt, durch die er sich in ganz Tiflis einen Ruf erworben hat. Er ist übrigens eine geschichtlich merkwürdige Persönlichkeit, da er zu den Unglücklichen gehört, die mit dem großen und ersten Napoleon nach Rußland gingen und dort einem unvermeidlichen Untergange preisgegeben wurden. Jean Paul gerieth zu seinem Glück schon zeitig in Gefangenschaft und wurde nach dem

Süden transportirt. Dort fand er sich in die Sitten und Gebräuche und kam später nach Tiflis. Wahrscheinlich knüpften den Franzosen keine Erinnerungen an sein Vaterland und ebenso wenig mochte er dort etwas zu verlieren haben. Er siedelte sich in Neu-Tiflis unter den Colonisten an, die den jovialen, heitern Mann gern hatten, und errichtete daselbst eine Art Wirthshaus. Namentlich die Beamten und Officiere deutschen Ursprungs gehen an schönen Abenden gern nach Neu-Tiflis, trinken dort Kaffee, oder auf europäische Weise angefertigten Wein, plaudern oder spielen ein Stündchen und schlagen dann wieder den Rückweg ein.

Die Colonisten in der Nähe der Stadt haben einen großen Vorzug vor den anderen, die entfernter liegen, daß sie ihre Producte und sonstigen Erzeugnisse schneller absetzen können und sich deshalb eines besseren und leichteren Verdienstes erfreuen. Vor Allem versorgen sie die Stadt mit Milch und Butter. Deutsche Butter wird immer doppelt so hoch bezahlt, als russische oder gar grusische. Auch das deutsche Brot wird allem andern vorgezogen. Außerdem bauen die Colonisten Gemüse und hauptsächlich Kartoffeln, die sie zu Markte bringen und ebenfalls um ziemlich hohe Preise verkaufen.

Trotz aller dieser Vortheile erfreut sich Neu-Tiflis doch nicht des Wohlstandes, als man nach allem Diesen, was ich eben gesagt habe, meinen sollte. Zunächst ist der Boden, den man ihnen zugetheilt hat, zwar nicht gerade unfruchtbar, aber es fehlt ihm, namentlich während der heißen Jahreszeit, die nährende Feuchtigkeit. Ohne Wasserleitungen haben im ganzen Oriente die besten Gegenden keinen oder nur sehr geringen Werth. Das Schwierige ist hier, daß die Ufer des ziemlich dicht an der Colonie vorbeifließenden Kur etwas hoch sind, und daß das Wasser entweder durch ein kostspieliges Mühlwerk gehoben werden müßte, oder daß man einige Stunden weiter oben einen Canal anlegte. Aber auch dieses ist nicht ohne bedeutende Kosten zu bewerkstelligen. Wäre jedoch das Interesse dafür bei den Leuten vorhanden, oder könnten vielmehr diese es beurtheilen, so würde das Letztere am leichtesten zu bewerkstelligen sein, da sie es ohne weitere Unkosten selbst ausführen könnten.

Leider haben die Colonisten viel Indolenz, hauptsächlich hervorgerufen durch religiöse Schwärmerei. Ein Theil von ihnen lebt noch in der vollen Zuversicht, daß das jüngste Gericht bald hereinbrechen würde und

daß man sich deshalb bemühen müsse, am Tage der Auferstehung in Jerusalem zu sein, denn dort befände sich der Herr auf hohem Throne, um zu richten über die Lebendigen und Todten. Eine alte siebzigjährige Frau hatte sich einige Jahre vor meiner Ankunft zum Propheten aufgeworfen und später als Jesu Braut viel Unheil hervorgerufen. Nur durch die Energie der russischen Regierung, und hauptsächlich des auf alle mögliche Weise zu beschwichtigenden Herrn von Kotzebue, des jüngsten Sohnes des Dichters, wurde größerem Unheil vorgebeugt.

Ich hatte schon von Kurden vernommen, daß Deutsche ihr Land durchziehen und nach Jerusalem reisen wollten. Man hatte mir christlicher Seits diese Nachricht verbürgt; natürlich vermochte ich damals keinen Zusammenhang herauszufinden. Mehrere räuberische Stämme hatten bereits mit Sehnsucht der Zeit entgegengesehen, wo sie ihren Raubbegierden wiederum neue Nahrung bieten konnten. Und in der That möchte das Häuflein der irregeleiteten Schwaben, die zum Theil endlich nur mit Gewalt in Grusien zurückgehalten werden konnten, das Opfer ihrer Verblendung geworden sein, wenn sie ihren Plan in Ausführung gebracht hätten.

Einen noch größeren Nachtheil besitzt die Colonie Neu-Tiflis dadurch, daß gerade die intelligenteren Bewohner dieselbe verließen und sich in der Stadt ansiedelten. Dort ergriffen sie irgend ein Handwerk und hatten, hauptsächlich als Tischler, Schuhmacher und vor Allem als Bäcker, eine sehr gute Einnahme. Alle Arbeiten, welche von ihnen gemacht wurden, standen im Preise gegen einheimische in noch einmal so hohem Werthe. Selbst die besten von einem Russen verfertigten Schuhe oder Stiefeln wurden weit geringer bezahlt.

Ein großer Theil dieser Colonisten hat sich zwischen der Vorstadt Kuki und dem Theile der Stadt, welche die Citadelle einschließt, dicht am Kur, zwischen diesem und dem steilen Felsenabhange der Vorstadt Awlabar, auf dem sogenannten Sande niedergelassen. Fortwährend gehören sie aber noch nach Neu-Tiflis und haben mit den dortigen Bewohnern alle Rechte und Pflichten gemein.

Man sollte kaum glauben, daß die Eingebornen, nachdem sie das weit bequemere Leben der Colonisten und die Vortheile, welche diesen aus ihrer Thätigkeit, besonders aber aus ihrem Gemüse- und Kartoffelbau werden, gesehen haben, nach wie vor in Armuth, Schmuz und, wenig-

stens nach unseren Begriffen, in Elend zubringen und sich auch nicht im Geringsten bemühen, ihnen auch nur im Kleinsten nachzuahmen, oder sich in bessere Verhältnisse zu bringen. Dieselben mehr unter- als überirdischen Häuser (Sackly) findet man in den Vorstädten, besonders in Kuki und Awlabar, ja selbst in Tiflis, wie sie vor hundert Jahren gewesen sind und wie man sie noch fortwährend in den Dörfern sieht. Alle Frühjahre, wenn die Regenzeit kommt, bringt der Grusier und Armenier von Neuem in Wohnungen zu, in die fortwährend Wasser eindringt, ohne auch nur im Geringsten darauf bedacht zu sein, im Sommer diesem Uebelstande abzuhelfen. Man muß sich jedoch hüten, Alles nach unsern Zuständen zu beurtheilen und in einem Lande, wie Transkaukasien, Alles so zu verlangen, wie wir es gewohnt sind und wie wir es bei unsern Vätern und Großvätern gesehen haben. Die Cultur hat die dortigen Zustände noch keineswegs beleckt — man verzeihe mir einen Ausdruck, der aber genau ausdrückt, was ich will — im Gegentheil haben sich im Oriente Sitten und Gebräuche nicht erst seit Jahrhunderten, sondern seit Jahrtausenden ziemlich gleich erhalten. Es ist selbst durch das Eindringen türkisch-mongolischer Stämme aus dem Osten wenig verändert worden, da diese mit der Zeit Sitten und Gebräuche der Vorderasiaten annahmen. In meinem Werkchen über Xenophon's Zug der Zehntausend habe ich mehrmals Gelegenheit gehabt, nachzuweisen, wie namentlich in Armenien zur Zeit der damaligen Griechen sich die Zustände von denen, wie ich sie während meiner Reise durch das genannte Land gefunden, außerordentlich wenig geändert haben. Ganz anders ist es bei uns, wo zuerst römische Sitten sich in Europa geltend machten. Die christliche Religion gestaltete Alles um und durch die Völkerwanderung kam Manches zur Geltung, was früher unbekannt war. Auch die Kreuzzüge riefen in den Zuständen Europa's manche Veränderung hervor. Noch wichtiger war die Eroberung Konstantinopels durch die Türken, worauf eine große Anzahl morgenländischer Männer von Bedeutung sich im Abendlande niederließen und unbedingt mit ihrer höheren Bildung auf lateinische und germanische Völker einen wesentlichen Einfluß ausübten. Von diesen standen fortwährend die einen mit den andern in Verbindung, sodaß man sich nicht wundern darf, wenn im Allgemeinen doch dieselben Zustände und dieselbe Art zu denken sich allmälig durch ganz Europa Geltung verschaffte. Dieselben Bedürf-

nisse und derselbe Luxus zeigten sich im Westen, wie im Osten, und zwar um so mehr, als das Land auf einer höhern Stufe der Cultur steht, wie es namentlich in Deutschland, Frankreich und England der Fall ist.

Der Orientale lebt im Allgemeinen in einer so grenzenlosen Armuth, daß selbst die Bewohner des Erzgebirges oder Oberschlesiens sich in einer weit angenehmern Lage befinden würden, wenn sie nicht etwas Besseres gesehen hätten und stets noch sehen müßten. Der Hunger mag oft bei uns quälen; im Oriente gehen aber ununterbrochen Menschen in Folge der Entbehrungen vielfach zu Grunde. Wie wäre es denn sonst möglich, daß die Bevölkerung des Orientes fortwährend in Abnahme begriffen ist? Unsere Unglücklichen, die im Winter kaum ein Stückchen Brot haben, würden sich noch weniger mit dem Bischen Hirsen- oder Maismehl, oder mit saurer Milch, was dort für den ganzen Tag geboten wird, begnügen.

Selbst der Wohlhabende im Oriente lebt nach unsern Bedürfnissen armselig; kaum daß er etwas Brot und Pillau genießt. Von einem regelmäßigen Essen, wie bei uns, weiß man in Asien nur ausnahmsweise etwas. Sind Fasten, so ißt der christliche Asiate wenige eingemachte Bohnen, Wurzeln, Kräuter und Aehnliches und ist doch dabei fröhlich und guter Dinge.

Auch fühlt sich der Orientale im Durchschnitt glücklicher als der Occidentale, weil er nichts Besseres kennt, oder der Abstand so groß ist, daß er von vornherein gleich die Unmöglichkeit einsieht, etwas Aehnliches zu erreichen. Er staunt die blendende Aeußerlichkeit eines Pascha's oder eines russischen Gouverneurs an, ist erfreut, den Glanz gesehen zu haben, und spricht davon so lange, bis sich wiederum etwas Neues ereignet hat, was jenes zurückdrängt. Wenn es Nacht wird, legt er sich während des Winters in die Nähe des Feuers in der Mitte des Zimmers, oder sucht sich im Sommer auf dem Dache oder irgendwo ein Plätzchen, was ihm für die Nacht bequem genug erscheint. Glücklich wenn er dann noch einen Teppich besitzt, oder gar ein Kissen, was er sich unter den Kopf legen kann.

Bei uns fürchtet man des Nachts in freier Luft zu schlafen; im Oriente hingegen flieht man im Sommer das Haus und bringt des Nachts nur außerhalb desselben zu. Es ist nicht zu leugnen, daß der Schlaf unter Gottes freiem Himmel etwas Anziehendes und Angenehmes hat. Ich habe Jahre lang, selbst bei sehr ungünstigen Zeiten, im Freien zugebracht, und mich nie so wohl befunden, als damals. Ein weiches Lager

war mir nie auf meinen Reisen gebettet; denn meine Mittel erlaubten mir nicht, noch allerhand Gegenstände, die ein weiches Lager verlangt, mit mir zu führen, da ich dann gezwungen gewesen wäre, wenigstens noch ein Pferd mehr mit mir zu nehmen. So schlief ich auf gleich hartem Lager im Hause oder im Freien. Es erquickte mein Gemüth wahrhaft, wenn über mir der ganze Himmel dicht mit Sternen bedeckt erschien und diese mir freundlich entgegenblickten. Es war für mich ein besonders beruhigender Gedanke, daß dieselben Gestirne zum größten Theil auch daheim im Vaterlande leuchteten.

Am andern Tage schlenderte ich trotz der Hitze, die im Schatten nicht weniger als 28 Grad R. zeigte, durch die Straßen der Stadt, die mir allmälig lieb und theuer geworden war. Ich hatte sie zuerst im Spätsommer 1836 kennen gelernt, dann den Winter desselben Jahres unter sehr angenehmen Verhältnissen daselbst zugebracht, und zum dritten Male eine längere Zeit im Spätherbste 1837 in Tiflis gelebt. Zum vierten Male kam ich im Februar 1844 hierher und hatte jetzt zum fünften Male die interessante Stadt besucht. Ich kenne keinen Ort, der einen so angenehmen Eindruck auf mich gemacht hätte, als Tiflis, hauptsächlich weil der orientalische Charakter sich neben dem europäischen ziemlich rein erhalten hat. Der Gegensatz tritt hier keineswegs so grell auf, als ich ihn sonst gesehen habe, da die vornehmen Grusier und Armenier, mehr als sonst die Asiaten, es verstehen, sich hübsche und dem Auge wohlgefällige Häuser zu bauen.

Gut ist es auch, daß die Russen einen besondern Stadttheil angelegt haben, den sie fast nur allein bewohnen. Er liegt gerade unter einem ziemlich hohen Berge, der steil aufwärts geht und eine heilige Capelle auf seinem Abhange trägt. Die Häuser sind hier ohne Ausnahme hübsch gebaut. Zwischen der russischen Stadt (Gareth-Uban) und dem Kur liegen die Wohnungen der vornehmen Grusier und Armenier, sowie die verschiedenen Basare. Vor Allem bietet aber die Häuserreihe dicht am Wasser einen sehr hübschen Anblick dar, besonders des Abends, wo sich die Lichter in dem nahen Flusse vielfach abspiegeln. Wenn ich nach eingetretener Dunkelheit auf dem Balkone meines Hauses stand und, den tiefblauen Himmel über mir, nach der Stadtseite hinblickte, kamen unwillkürlich alle Erinne-

rungen der frühen Jugend aus dem Märchen der Tausend und einen Nacht wiederum zum Bewußtsein.

Wenn man nicht ungerecht sein will, so muß man auch anerkennen, daß Tiflis seit der russischen Besitznahme unendlich gewonnen hat. Es gilt dieses in gleichem Maße von dem ganzen Lande. Viele Jahre war es gar nicht möglich, des Abends da, wo jetzt die letzten Häuser nach der Barriere zu stehen, zu lustwandeln, ohne sich der Gefahr auszusetzen, von Lesghiern beraubt oder sogar in die Gefangenschaft geschleppt zu werden. Die Russen haben zwar das grusische Reich geerbt, aber trotzdem waren sie gezwungen, sich Schritt für Schritt erst zu befestigen. Der jetzt greise Jermoloff hat in den ersten Zeiten für die Befestigung der russischen Herrschaft und für die Sicherheit ungemein viel gethan; man würde unbestritten noch weiter gekommen sein, wenn diesen Mann, der sich unbedingt die meisten Verdienste um das Land erworben hat, nicht Intriguen gestürzt und von der Stelle, wo er so viel gethan, entfernt hätten.

Tiflis war zur Zeit der Besitznahme durch die Russen ein armer Ort und bestand aus Ruinen in größerer Anzahl und aus ein paar Hundert bewohnten Häusern. Gegen früher ist die Stadt gar nicht mehr zu erkennen. Wenn ich selbst nur die acht Jahre zurückgehe, welche zwischen meiner ersten und zweiten Reise liegen, so fand ich den Unterschied schon sehr groß. Es waren in der Zeit eine Menge neuer Häuser entstanden; Handel und Gewerbe hatten sich wesentlich gehoben und die Basare vermehrt. Dasselbe gilt von den Schulen. Es existirt schon seit längerer Zeit in Tiflis ein Gymnasium, was zwar keineswegs mit einem deutschen rivalisiren möchte, aber mancher Schule der Art in Frankreich vorgezogen werden könnte, insofern man von dem leider nur zu formellen Unterrichte etwas absieht. Es läßt sich durchaus nicht leugnen, daß die russische Regierung ungemein viel thut, wenn auch auf der andern Seite nicht zu verkennen ist, daß die Beamten nicht immer ihre Pflichten erfüllen.

Der älteste Theil von Tiflis ist die Gegend um die Bäder, wenn auch keineswegs die Gebäude, welche sie einschließen, und die rings herum befindlichen Häuser auf ein hohes Alterthum Anspruch machen können. Diese warmen Schwefelbäder veranlaßten, wie grusische Chroniken erzählen, einen persischen Feldherrn, der Mßcheth, die alte Hauptstadt Grusiens, gegen das Ende des vierten Jahrhunderts n. Chr. vergebens bela-

gerte, in der Nähe an einer günstig gelegenen Stelle eine Burg zu erbauen, die später von dem tapfern Könige Wachtan Gurgaßlan erobert und weiter befestigt wurde. Die so entstandene Stadt erhielt den Namen Kala und wurde bald darauf von Datschi, Wachtan's Sohne, zur Residenz auserlesen, was Tiflis bis zum Jahre 1801, daher 1300 Jahre, geblieben ist.

Den Namen Tiflis (grusisch Thphilist) erhielt die Stadt von den Bädern. Man behauptet nämlich hier und da, daß das slawische „Teplo", was warm bedeutet, dem Worte Tiflis ebenso zu Grunde liege, wie dem böhmischen Teplitz. Ich bin zu wenig oder eigentlich gar nicht Sprachforscher, um hierüber ein Urtheil zu haben; auf jeden Fall ist aber die Aehnlichkeit der Benennungen zweier so entfernt liegender Badeorte höchst interessant und mag zu weiteren Untersuchungen Veranlassung geben.

Die orientalischen Länder haben etwas Eigenthümliches, was unseren ganz und gar fehlt, den dortigen Verhältnissen aber ganz angepaßt ist. Im Oriente liebt man nur warme Bäder. Man ist aber keineswegs mit dem blosen Baden zufrieden, sondern macht noch ganz andere Anforderungen. Das Bad ist den Orientalen zwar etwas durchaus Nothwendiges und demnach ein wahres Bedürfniß, es ist aber auch ein Gegenstand des Luxus, der in der Regel dem armen und reichen Manne viel Geld kostet. Während der Erstere ganz gewöhnlich in armseligen und schmuzigen Wohnungen fast sein ganzes Leben hindurch zubringt, verlangt er doch von einem Bade eine gewisse Sauberkeit und Nettigkeit. Er giebt gern eine Kleinigkeit mehr, um desto besser in dem Genusse zu schwelgen.

In einem Vorzimmer entkleidet man sich unter Beihilfe eines Badedieners und tritt dann in das eigentliche Bad ein. Hölzerne Pantoffeln stehen bereit, damit der, dem der Fußboden etwa zu heiß sein sollte, selbige anziehen kann. Die Heizung befindet sich nämlich in der Regel da, wo das Bad künstlich ist und nicht, wie hier in Tiflis, eine natürliche Wärme von 28—32 Grad R. und selbst mehr besitzt, dicht unter dem Badesaale. Ein in Folge des dichten, beständig aufsteigenden Wasserdunstes blos matt erscheinendes Licht erleuchtet den runden und meist gewölbten Raum nur spärlich. Es kommt noch dazu, daß fortwährend Wasser auf die warmen und zum Theil heißen Steinplatten gegossen wird und demnach auch neuer Dunst aufsteigt. Das Badebassin befindet sich in größern Zimmern in

der Mitte, in kleinern aber an der Seite. Dahin steigt man nun alsbald hinab und bleibt darin, so lange es einem gefällt. In der Regel ist aber der Aufenthalt hier nur kurz und man geht zum zweiten Theile des Badevergnügens über.

An einer Seite des Badezimmers, oder auch mehr in der Mitte, befindet sich nämlich eine Art Pritsche, auf die man sich alsbald der Länge nach hinlegt. Es kommt ein Badediener und springt mehr, als er geht, auf die Armgelenke des Badenden, der zu diesem Zwecke seine Arme gerade ausgestreckt hat. Mit dem Fuße streicht er einige Mal bald von den Schultern herab nach dem Gelenke, bald von diesem nach der Hand und verlangt dann, daß man sich umkehre, d. h. auf den Bauch lege. Damit geht eigentlich erst die Arbeit des Dieners und das Ausrencken an.

Immer mehr springend als gehend steht der Badediener bald auf den Schultern und gleitet vor Allem längs der Wirbelsäule mit einer solchen Vehemenz herab, daß ein Jeder, der sich zum ersten Male einer solchen Procedur unterwirft, glauben möchte, er sollte zusammengetreten werden. Und doch geschieht in Wahrheit auch nicht das geringste Weh. Von da geht das Ausrenken und Ausgleiten an die Beine, wo wiederum die Kniekehlen die Ausgangspunkte sind. So wird ein Glied nach dem andern ausgerenket, bis alle der Reihe nach daran gewesen sind. Der Neuling ist zuletzt ganz verwundert, wenn er sich überzeugt hat, daß weder eine Rippe gebrochen, noch ein Glied aus seinem Gelenke getrieben ist.

Der Badediener hat aber damit noch nicht genug gethan. Er bittet den Badenden sich zu setzen, damit ihm im eigentlichsten Sinne des Wortes der Kopf gewaschen werde. Zuerst ergreift er ein Gefäß, angefüllt mit Seifenschaum, und reibt diesen auf eine keineswegs zarte Weise auf dem Kopfe ein. Ist dieses geschehen, so holt er einen Eimer warmen Wassers und gießt dieses, ohne weiter zu fragen, über ihn her. Ein zweiter folgt und das Ueberschütten geht so lange fort, bis aller Seifenschaum wiederum abgelaufen und der Kopf von allem Schmuze gereinigt ist.

Damit ist man endlich fertig und glaubt in der That nicht mehr der Alte zu sein. Man fühlt sich auf einmal, als hätte man Flügel und könnte davon fliegen. Ein ganz eigenthümliches Wohlbehagen ergreift den ganzen Menschen und hält kürzere oder längere Zeit an. Von allen

unsern deutschen Bädern, die ich in verschiedenen Städten habe kennen lernen, kann ich mich nie eines gleichen Genusses rühmen.

Ein anderer Genuß, der besonders dem Asiaten werth ist, beginnt, wenn man in das Ankleidezimmer zurückgekommen ist. Eine Art Diwan ladet den ein, der sich an dergleichen Freuden gewöhnt hat, und natürlicher Weise diese Kosten bezahlen kann. Mit Hilfe des Badedieners ist man bald so weit angezogen, um an der bestimmten Stelle Platz nehmen zu können. Der Eingeborne setzt sich mit übereinandergeschlagenen Beinen, während der Europäer es sich so bequem macht, als es eben geht. Zuerst wird die lange türkische Pfeife brennend gereicht. Ruhig thut man einige Züge, und vertauscht sie dann mit dem Scherbet und verschiedenen Süßigkeiten, die nun an die Reihe kommen. Aber selbst damit sind für einen Orientalen noch keineswegs die darzubietenden Freuden zu Ende, denn dieser hat noch allerhand Gelüste, oder glaubt wenigstens jetzt mehr als zu irgend einer andern Zeit dazu disponirt zu sein. Der Armenier und Georgier liebt vor Allen Gesang und Musik. Es erscheinen demnach Bänkelsänger, die Helden- oder Liebeslieder mehr trillern, als singen. Dazu wird der Dudelsack gespielt oder irgend ein einheimisches Instrument. Später erscheinen auch hübsche und phantastisch gekleidete Mädchen mit Tamburins und tanzen die Lesghinka, einen kaukasischen Nationaltanz, der hinsichtlich der dabei an den Tag gelegten Grazie an den spanischen Fandango erinnert. Während Jedermann bereit ist, Herz und Sinn des Herrn zu erfreuen, hat dieser wieder die Pfeife und bläs't die Rauchwolken ruhig dahin. Noch mehr liebt er bei dieser Gelegenheit den Kallian oder die Wasserpfeife. So sitzt der Orientale mehrere Stunden auf seinem Diwan, oft ohne ein Wort zu sprechen und ohne, außer dem Rauchen, auch nur im Geringsten thätig zu sein. Endlich geht er befriedigt und in der Regel auch mit leerem Beutel von dannen.

Zweites Kapitel.

Schamil und der kaukasische Krieg.

Neidhardt. — Fürst Woronzoff. — Die russischen Soldaten. — Schamil's Einfall. — Urquhart. — Schwierigkeiten der Verpflegung. — Armuth der Gebirgsbewohner. — General Saß. — Nachtheile der Kaukasier in der Ebene. — Werth der Kanonen. — Polnische Hilfe. — Bell. — Englische Hilfe. — Werth des Pulvers.

Meine Angelegenheiten zur Abreise gingen nicht rasch, denn Jedermann war von den Kriegsereignissen so erfüllt und zum Theil so beschäftigt, daß man eben für alles Andere keinen Sinn hatte. Die große Angst und Sorge, die die siegreichen Waffen Schamil's und der Aufstand des Daniel-Sultan, in der ersten Hälfte des Jahres 1844 hervorgerufen, hatten sich allmälig wiederum gelegt. Der Energie und Besonnenheit des Oberbefehlshabers, Baron Neidhardt hatte man es allein zu danken, daß alles fernere Unglück verhütet wurde. Diesem Manne, der allein damals Transkaukasien rettete, hat man russischer Seits schweres Unrecht angethan, weil man Unmögliches von ihm verlangte, nämlich die Unterwerfung Schamil's oder wenigstens die Wiedereroberung Awariens, die bis heute noch nicht geschehen ist. Neidhardt setzte allein und zwar keineswegs mit so eminenten Streitkräften, als dem Fürsten Woronzoff zu Gebote standen, den Eroberungen Schamil's eine Grenze und nahm diesem sogar alle Gaue jenseit der östlichen Linie am Caspischen Meere wiederum ab. Neidhardt ging langsam vorwärts, was man ihm fortwährend zum großen Vorwurf machte, sicherte sich aber und das ihm anvertraute Land vollständig. Er hat die Genugthuung, daß Fürst Woronzoff, nachdem er blutige Erfahrungen gemacht hatte, zuletzt ebenfalls einsah, daß ein Häuptling, wie Schamil, und ein Land, wie das der Tschetschen und Lesghier, sich nicht ohne Weiteres durch Massen besiegen läßt, doch die ursprünglichen Pläne Neidhardt's verfolgt hat. Fürst Woronzoff war neun Jahre Oberbefehlshaber in den kaukasischen Landen. Ihm verdankt das Land ebenfalls viel, so wie er auch unendlich viel beigetragen hat, Rußlands Oberherrschaft in diesen entlegenen Provinzen zu befestigen. Bei seiner Vorliebe für das Land und die ritterlichen Bewohner des Gebirges, bei der genauen Kenntniß der Verhältnisse des Landes und der Kaukasier, bei seiner anerkannten Gerechtigkeitsliebe und seinem Organisationstalente und end-

lich bei seiner unabhängigen Stellung, die er sich gleich von vorn herein von seinem Kaiser erbeten hatte, schien Fürst Woronzoff ganz dazu berufen zu sein, um das zu Ende zu führen, woran alle seine Vorgänger gescheitert waren. Da ist er ebenfalls mitten in seinen Bestrebungen abgerufen worden und frische Kräfte sollen das vollenden, was er begonnen. Die Folge wird es lehren.

Dieser häufige Wechsel in der Besetzung der obersten Civil- und Militairstellen kann dem Lande und auch dem russischen Ansehen nur zum großen Nachtheile gereichen. Daß man den Schamil und die Tscherkessen nicht mit Gewalt und selbst nicht mit den größten Hilfsmitteln erdrücken oder bezwingen kann, das, glaube ich, hätte man längst einsehen können. Nur eine genaue Kenntniß der Verhältnisse, die man aber nicht aus der Ferne oder schon in wenigen Jahren sich im Lande verschaffen kann, macht allein vielleicht die endliche, wenn auch noch so ferne, Unterwerfung und Sicherung des kaukasischen Gebirges möglich.

Man glaube aber etwa ja nicht, daß die Russen im Kampfe gegen die feindlichen Bergvölker sich nicht gut schlügen und daß, wie man in der neuern Zeit zu meinen Willens war, schon ein Paar Tscherkessen oder Lesghier hinlänglich wären, um ein ganzes russisches Bataillon in die Flucht zu jagen. Ich habe während meines längern Aufenthaltes hinlänglich Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß die Russen gute Soldaten sind, und daß von Demoralisation, Feigheit und änlichen Stichworten über die russische Armee im Munde englicher, französischer und selbst deutscher Berichterstatter gar keine Rede sein kann. Die neueste Zeit hat es glänzend bewiesen. Jetzt hört man nun umgekehrt Klagen über Schamil und die Tscherkessen, daß beide die für sie so günstigen Verlegenheiten der Russen nicht besser benutzen und ihre Feinde nicht aus einem Lande verjagen, was diesen nicht gehört. Man begreift die Ruhe der kaukasischen Bergvölker nicht und Ueber-Nacht-Politiker sprechen schon von Verrath und Bestechung. Als die ersten Nachrichten zu uns kamen, daß Schamil aus dem Hochgebirge in die kachische Ebene (Kacheth) herabgestiegen sei, und bereits Tiflis bedrohe, erwartete man mit ebenso viel Sicherheit als Ungeduld die Eroberungen der kaukasischen Hauptstadt. Tiflis steht aber aller Verlegenheiten der Russen zum Trotz noch. Schamil hat sich in derselben Schlucht von Schildi zurückgezogen, in der er gekommen war, nachdem er klüglicher

Weise gar bald eingesehen hatte, daß er in einer Ebene und ohne europäische Kriegführung nichts ausrichten würde. Von Verrath und Bestechung kann gewiß gar keine Rede sein.

Urquhart's Brief an die Tscherkessen hat großes Aufsehen gemacht. Man konnte nicht begreifen, daß ein Mann wie er, ein eingefleischter Russenfeind und großer Verehrer der Tscherkessen, diesen gerathen hatte, sich auf keinen Fall mit den Engländern einzulassen, und ihnen, insofern sie es doch thun sollten, den gewissen Untergang zu prophezeien. Er hat aber vollkommen Recht; auch ich bin der unmaßgeblichen Meinung, daß Tscherkessen und Lesghier mit dem Augenblicke, wo sie eine englische oder französische Hilfe annehmen, auch ihre Unabhängigkeit und Freiheit begraben.

Um diese Manchem als paradox erscheinende Behauptung zu verstehen, muß man sich vor allem die Gründe klar machen, warum bis jetzt, sowohl Schamil auf der Ostseite des Kaukasus, als auch die Tscherkessen auf der Westseite, allen Eroberungsgelüsten der Russen Trotz geboten haben. Früher ist bereits ausgesprochen, daß trotzdem die letzteren sich im Durchschnitt durch Muth und Tapferkeit auszeichnen. Man kann, ohne zu übertreiben, keck behaupten, daß die Russen seit der Zeit, wo der Kampf von ihnen mit einer gewissen Energie betrieben wird, also ungefähr seit fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, mehr Soldaten verloren haben, als der feindliche Theil des kaukasischen Gebirges überhaupt Einwohner besitzt. An diesen ungeheuren Verlusten haben aber die Bergvölker weniger Schuld als das ungesunde, zum Theil mörderische Klima. Die Hälfte der russischen Soldaten, die in den kaukasischen Landen den Tod gefunden, haben den Feind vielleicht gar nicht gesehen; wiederum geht die Hälfte der Zurückgebliebenen an den unglaublichen Strapazen und Entbehrungen, die ein solcher Kampf mit sich führt, zu Grunde. Erst das letzte Viertel unterliegt der Kugel und dem Schwerte des Feindes.

Die größte Schwierigkeit, welche sich den Russen im Kampf mit den Bergvölkern entgegenstellt, bietet die Verpflegung dar. Der Krieg in der Krim hat auch denen, die sonst hier keinen rechten Begriff hatten, diesen wohl jetzt beigebracht. Das ganze kaukasische Gebirge ist im Verhältniß zur Schweiz unfruchtbar und bietet selbst für die Heerden, welche den Kaukasiern zugleich Nahrung und Kleidung geben müssen, wenigstens

für die Winterzeit, nicht hinlängliche Nahrung. Vielleicht liegt darin ein Grund, daß die Eingebornen im Frühling und Sommer nicht die rechte Fürsorge treffen, und in der Zeit, wo es genug üppige Matten giebt, sich nicht die nöthigen Vorräthe anschaffen. Genug, sie sind mit oder ohne ihre Schuld zum großen Theil gezwungen, entweder mit ihren Heerden während der strengeren Winterzeit nach den Ebenen zu ziehen, und mit den Russen in friedlichen Verhältnissen zu leben, oder ihren Bedarf zu stehlen. Fortwährend geschehen deshalb Ueberfälle von Dörfern, die die Russen bei aller Wachsamkeit nicht hindern können. Noch mehr sind selbst die Magazine und Heu-Niederlagen der russischen Regimenter den Beraubungen ausgesetzt. Russische Transporte von Lebensmitteln müssen immer ganz besonders mit dem nöthigem Schutze versehen sein.

In den feindlichen Gauen finden die Russen auch gar nichts, was ihnen in irgend einer Hinsicht von Nutzen sein könnte. Selbst die Pferde haben nicht oder kaum das nöthige Gras, um sich davon nähren zu können. Man darf es nicht wagen, diese auf entfernte Weiden zu bringen, ohne sie Gefahren preiszugeben, und muß sich demnach mit der geringen Nahrung, welche auf dem Wege selbst geboten wird, begnügen. Feindliche Lesghier oder Tschetschenzen umschwärmen nämlich fortwährend das russische Heer auf seinen Märschen und in den Lagern; wehe dem Soldaten, der es wagen sollte, aus der Schußlinie der russischen Gewehre herauszutreten! Der unglückliche Dichter Bestuscheff, der unter dem Namen Marlinsky auch bei uns bekannt ist, wurde auf diese Weise von den Tscherkessen ergriffen und nie wieder gesehen. Selbst die eroberten Dörfer bieten so unbedeutende Zufluchtsörter dar, daß sie gar nicht in Anschlag gebracht werden können. Außerdem sind die Häuser auch so mit Ungeziefer angefüllt, daß sie mehr Plage darbieten, als Schutz gegen die äußeren Einflüsse der Witterung, gegen die die kaukasischen Häuser größtentheils nicht einmal ganz zu schützen vermögen, da die Dächer einen starken Regen gar nicht aufhalten können.

Unter solchen Verhältnissen liegt es nun klar vor, daß die Russen mit großen Heeren gar nicht operiren können. Es kommt noch dazu, daß weder Grusien und die mohamedanischen Provinzen jenseit des Kaukasus, noch Ciskaukasien nur einen geringen Theil des nöthigen Getreides zu geben vermögen, und dieses erst aus entfernteren Provinzen Rußlands herbeige-

schafft werden muß. Hält man einen Einfall in feindliches Land einmal für durchaus nothwendig, so werden in der Regel auch nur Truppenmassen von höchstens 15—20,000 Mann dazu genommen, und doch beeilt man sich, um den Feldzug in der möglichst kürzesten Zeit auszuführen. Selbst die Expedition des Fürsten Woronzoff nach Dargo, die eigentlich sehr unglücklich ablief und den Russen alle Lust nahm, wiederum dergleichen Expeditionen zu machen, bestand nur aus 40—50,000 Mann und kam, als alle Verbindung mit der Linie plötzlich abgeschnitten wurde, in sehr große Verlegenheit.

Der Feind bietet aber auch außerdem den Russen gar nichts, woran dieser ihn mit Nachdruck fassen könnte. Von Städten ist im ganzen kaukasischen Gebirge gar keine Rede; selbst die Dörfer sind der Art, daß sie, wenn sie heute zerstört sind, in acht Tagen schon wieder bewohnt werden können. Ackerbau findet im Gebirge fast gar nicht statt; kaum daß etwas Hirse gebaut wird. Nur in Daghestan kommt Obst- und Hirsenbau mehr vor. Durch Abhauen der Bäume und Verwüsten der Felder kann wohl für den Augenblick empfindlicher Verlust, aber nicht für die Dauer beigebracht werden. In Gegenden, wo man Obstbau treibt, ist die Vegetation so üppig, daß schon in wenigen Jahren alle Spuren einer Verwüstung verwischt sind.

Handel und Wandel gehören ferner im Gebirge ebenfalls zu völlig unbekannten Dingen. Viehzucht, obwohl fast der einzige Nahrungszweig, ist ebenfalls gar nicht so bedeutend, als man glauben sollte, und bietet den Russen ebenso wenig einen Gegenstand, an dem diese empfindliche Schläge beibringen könnten. Wie der Feind kommt, nimmt der Kaukasier seine Habseligkeiten, treibt sein Vieh vor sich her und flüchtet sich in Gegenden, wohin ihm die Russen nicht nachfolgen können. Man richtet russischerseits nur dann etwas aus, wenn man ein Dorf plötzlich überfallen und sich wenigstens des Viehes bemächtigen kann, ehe dieses einen Vorsprung hat. Der General Saß, der eine lange Zeit an der Tscherkessenlinie stand, stellte sich häufig krank, und ließ sich sogar einmal begraben, um die Bewohner der nähern Dörfer glauben zu machen, daß sie jetzt nichts mehr zu fürchten hätten. Wurden diese nun sorglos, so brach er plötzlich mit einer tapfern Schaar hervor, bemächtigte sich vor Allem des

Viehes und zog sich dann ebenso schnell wieder zurück, als er gekommen war.

Das sind, glaube ich, hinlängliche Gründe, warum die Russen im Gebirge nicht leicht große Thaten verrichten werden. Alle festen Burgen, die sie im Verlaufe der Zeit zerstört haben, waren nicht weit von der Grenze entfernt und konnten deshalb eine längere Zeit belagert werden, ohne daß Mangel an Munition oder Nahrung eintrat. Die Gründe, warum Schamil aber außerhalb der Berge und seiner Schlupfwinkel ebenfalls keine großen Thaten verrichten wird, dagegen aber im Gebirge fast unüberwindlich ist, liegen ebenso klar vor. Nur in den Bergen vermag er einen Guerillaskrieg zu führen, wo jeder Einzelne seinen bestimmten Werth für sich hat. Die Mordinstrumente und Maschinen, der furchtbaren Zerstörung gewidmet, wie wir sie jetzt in Europa kennen, haben bei der Beweglichkeit des Feindes im Gebirge nur einen geringen Werth, abgesehen davon, daß ihr Transport daselbst unendlichen Schwierigkeiten unterworfen, ja zum Theil unmöglich ist. Kanonen für das Gebirge besitzen ein leichteres Kaliber und werden in der Regel von zwei Pferden getragen. Wie schwierig es aber ist, selbst diese auf Stellen anzubringen, die dominiren, wird Jeder wissen, der in Gebirgen reiste. Desto größeren Vortheil haben aber die Kanonen und sonstige Instrumente der Zerstörung in Ebenen und gangbaren Gegenden. Gegen sie sind die Kaukasier immer im Nachtheil; sie würden sich sogar ganz umsonst opfern, wenn sie, ohne mehr und größere Wurfgeschosse zu besitzen, versuchen wollten, sie wegzunehmen. Die Kanone steht im Gebirge in großem Ansehen und führt bei den Tscherkessen wegen ihrer Bedeutung den Namen „Tausend Mann." Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß Schamil in der Ebene, selbst wenn er mit seinen 30—40,000 Mann, die ihm ungefähr zu Gebote stehen, auf einmal gegen eine russische Heeresmacht von 10—20,000 Mann erschiene, insofern diese mit der nöthigen Artillerie versehen ist, immer noch den Kürzeren ziehen würde und allenthalben auch in der That gezogen hat.

Die Kanonen sind wiederum die einzigen Ursachen, warum weder Tscherkessen noch die Anhänger Schamil's gegen die russischen, auch noch so unbedeutenden, Befestigungen etwas vermögen. Eine russische Krjepost ist zum Theil nichts weiter als ein schlechtes Blockhaus, oder ein viereckiger Wall, der an jeder Ecke eine oder zwei Kanonen besitzt; und doch gelang

es den Kaukasiern nur selten, sich einer solchen Befestigung zu bemächtigen. Wie sollte nun gar Schamil sich an Festungen ersten Ranges, wie Derbend, Kuba, Sakataly oder gar Tiflis, zu welcher letztern Stadt erst eine Reihe kleinerer Vesten führen, und zwar ohne alles Belagerungsgeschütz, wagen! Nur wer eben mit den dortigen Verhältnissen gar nicht vertraut ist, konnte den über England und Frankreich uns zugebrachten Nachrichten, daß Schamil Tiflis bedrohe und bereits vor den Thoren stehe, Glauben schenken.

Urquhart warnt die Tscherkessen vor jeder Verbindung mit den Engländern. Er hat Recht, denn diese würden nur den Ruin der kaukasischen Freiheit herbeiführen. Die Kaukasier sind, wie gesagt, in ihren Bergen außerordentlich stark und, insofern nicht ein Zufall die Russen begünstigt, gar nicht zu überwinden. Wie sie nach dem oben Ausgesprochenen außerhalb der Berge zu Grunde gehen müßten, so würden sie ebenfalls bei europäischer Kriegführung den Kürzeren ziehen. In der ersten Zeit seines Kampfes gegen den russischen Coloß war Schamil darauf bedacht, sich Kanonen zu verschaffen, und war auch bald so glücklich, eine nicht geringe Anzahl in seine Gewalt zu bekommen. Doch schon bald überzeugte er sich, daß sie ihm keineswegs den gehofften Vortheil brächten, sondern im Gegentheil unter anderen Nachtheilen den für ihn sehr gewichtigen hatten, daß ihre, und noch dazu schlechte Bedienung eine Menge Leute verlangte, die wo anders wichtiger gewesen wären. Selbst als er später die Kanonen von Gefangenen und polnischen Ueberläufern bedienen ließ, hatte er kein günstigeres Resultat. Es war für ihn zuletzt noch ein Glück, daß die Russen sie ihm zum Theil wieder abnahmen.

Man spricht viel von polnischer Hilfe, deren sich Schamil bei seinem glücklichen Kampfe gegen die Russen erfreute und denen er häufig seine Erfolge zu verdanken hätte. Das ist durchaus falsch. Zunächst ist die Zahl der polnischen Ueberläufer gar nicht so groß, als man glaubt, und dann werden sie von den Lesghiern nur als Diener und Sclaven benutzt. Ich habe Gefangene gesprochen, denen es gelungen war, glücklich wieder zu entkommen. Diese schilderten mir ihren Aufenthalt keineswegs mit rosigen Farben, wenn sie auch dabei versicherten, daß sie nicht mishandelt worden wären. Der russische Soldat mag es noch so schlecht haben, so befindet er sich doch in seinem Bataillon, wo er wenigstens ein- und zweimal

die Woche hindurch Fleisch erhält, unendlich besser als im Gebirge, wo ihm kaum etwas anderes als eine Hirsenpolenta ohne Salz und ohne Fett geboten wird.

Als der bekannte Engländer Bell während seines zweijährigen Aufenthaltes in Tscherkessien sich auf alle mögliche Weise bemüht hatte, den Tscherkessen europäische Kriegführung beizubringen, und es auch in der That bei der Gelehrigkeit derselben bis zu einem gewissen Grade gebracht hatte, wurden alle Angriffe der Bergvölker mit ungeheuren Verlusten zurückgeschlagen und die meisten ihrer Raubzüge vereitelt. Diese Verluste überzeugten die Tscherkessen sehr bald, daß sie, um Erfolge zu erzielen, durchaus bei ihrer alten Kampfweise bleiben müßten. Das geschah denn auch; damit waren sie wirklich wiederum glücklicher. Bell sah es selbst ein, und war endlich gezwungen, ein Land zu verlassen, wo sein Aufenthalt keineswegs von Vortheil gewesen war.

Was sollte auch die englische Hilfe nützen. Ein starkes Heer würde mit denselben Mängeln und Verlegenheiten zu kämpfen haben, als ein russisches in feindlichen Thälern; im Gegentheil könnte es noch viel früher einer Hungersnoth und dem größten Elende preisgegeben sein, da sehr leicht alle Zufuhr vom Meere aus, namentlich in der Winterzeit, stocken könnte. Ein paar hundert und selbst ein paar tausend Mann englischer Hilfe möchten nicht viel helfen und dürften wegen der Ernährung nur zur Last fallen. Die Alliirten haben Suchum-Kaleh und Redut-Kaleh seit längerer Zeit besetzt, hüten sich aber wohlweislich, in das Innere vorzudringen, wo ihnen stärkere feindliche Truppenmassen entgegentreten und bald Mangel an Nahrung kommen dürfte.

Das Einzige, womit man die Kaukasier im Kampfe gegen die Russen unterstützen kann, ist mit Pulver. Daran haben diese immer Mangel, abgesehen davon, daß das ihrige so schlecht ist, daß es zum Theil nur mit einer Lunte abgebrannt werden kann. Das Pulver besitzt überhaupt im ganzen Oriente einen großen Werth und wird selbst mehr als Geld geschätzt. Kein Geschenk wurde von mir freundlicher und wohlgefälliger aufgenommen, als ein paar Schüsse guten Pulvers. Wie man freilich zu Schamil Zufuhr von Pulver bringen will, ist eine schwierige Aufgabe, da sein Land rings von russischem Gebiete umgeben ist und nur vom Schwarzen Meere aus besucht werden kann. Käme man auch glücklich durch Tscher-

kessien, so würde die große Militairstraße neue Schwierigkeiten bieten. Ein Transport Pulver, den man den Lesghiern oder Tschetschenzen zuführen wollte, könnte den Russen nicht leicht verborgen bleiben, und daher wohl ohne große Vorbereitung leicht vereitelt werden. Es wäre gewiß auch jetzt, wo die Alliirten im Besitze der wichtigsten Punkte der kaukasischen Küste sind, geschehen, wenn es so leicht hätte ausgeführt werden können.

Drittes Kapitel.

Der Aufstand des Sultans von Elißui.

Abreise von Tiflis. — Marienfeld. — Die große Ebene. — Posthäuser. — Sighnagh. — Mein Diener Fritz. — Geschichtliches. — Karaghatsch. — Daniel Sultan. — Elißui. — General Schwartz. — Der Geheimschreiber. — Unterhandlungen mit Schamil. — Bestrafung des Verräthers. — Treffen am Alasan. — Die Schlacht bei Kach. — Der Engpaß. — Oberst Belgard. — Oberst Bekoff. — Einnahme von Elißui.

Es war in Tiflis zu heiß, um daselbst noch ein paar Wochen mit Nichtsthun zuzubringen; die Ausfertigung meiner Papiere sollte, wie gesagt, in einer Zeit geschehen, wo alle Welt so beschäftigt war, daß ein Gelehrter mit seinem friedlichen Verlangen wohl nachstehen konnte. Obwohl erst eben großen Gefahren entronnen, so hatte ich doch keine Ruhe, zumal mein Wunsch, den Borbalo, einen der wichtigsten Punkte des kaukasischen Gebirges, zu ersteigen und von dort aus die weitere Ausbreitung desselben zu verfolgen, leider nicht hatte ausgeführt werden können. Der rebellische Sultan von Elißui war bereits völlig aus seinen frühern Besitzungen vertrieben und so die Ruhe von Neuem dort hergestellt. Die tapfern Bergvölker der Thuschen, Pschawen und Cheffsuren hatten gerade in der Zeit der Bedrängniß ihre Treue gegen Rußland bewiesen. So beschloß ich mich von Neuem in die Nähe des Kriegsschauplatzes zu begeben, um vielleicht mit einem Detachement im Gebirge vorzudringen.

An einem wunderschönen Morgen eines heitern Augusttages nahm ich daher ein Dreigespann und fuhr wiederum nach Osten zu. Auf einer mir bekannten Straße, welche ich schon vor sieben Jahren einmal in Be-

gleitung des Fürsten Suworoff gemacht hatte, fuhr ich zunächst nach der deutschen Colonie Marienfeld, die an dem Gebirgsflusse Jora liegt, und erfreute mich von Neuem meiner lieben schwäbischen Landsleute. Ich will nicht wiederholen, was ich ausführlich in dem dritten Bande meiner Wanderungen nach dem Oriente über die transkaukasischen Colonien bereits berichtet habe, sondern nur mittheilen, daß auch Marienfeld allmälig an Wohlstand gewinnt, und daß seine Bewohner mich dieses Mal ebenso freundlich aufnahmen, als vor sieben Jahren, wo ich mich verirrt hatte und erst gegen Mitternacht und bei der größten Dunkelheit, daselbst ankam.

Noch an demselben Nachmittag ging es in einer mit den schönsten Kräutern bewachsenen Ebene weiter. Im Winter bringen hier, sowie auf der ganzen Strecke bis zur Verbindung des Alasan mit dem Kur, die obengenannten drei Bergstämme zum großen Theil mit ihren zahlreichen Heerden zu, da deren eigentliche Wohnsitze im Hochgebirge sie kaum im Sommer zu ernähren vermögen. Die Russen gestatten es ihnen gegen eine geringe Abgabe und ohne irgend eine Belästigung. Aus dieser Ursache haben die Thuschen, Pschawen und Chefffuren auch eine große Anhänglichkeit an Rußland und sind eine wichtige Vormauer gegen die räuberischen Einfälle der Lesghier.

Der Boden ist hier außerordentlich fruchtbar und dürfte wohl mit der Zeit eine Kornkammer Grusiens werden. Jetzt fehlen aber leider die Hände, welche den Boden bebauen sollen. Die frühern Bewohner, deren Vorfahren übrigens auch erst durch georgische Könige hierher übersiedelt worden waren, wurden von Nadir Schah in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wiederum nach Choroßan in Persien weggeführt.

Bei dem Dorfe Muhanly setzten wir über den Fluß, die Jora, und fuhren dann in gleicher Ebene weiter. Zur Linken hatten wir ein Kalkgebirge, den Ziwi, was sich mit seinen vielen Schluchten recht hübsch ausnahm und auch ziemlich, wenn auch nicht mit Wald, so doch mit allerhand Gesträuch bewachsen war. Es wurde allmälig dunkel, als wir einem steilen Berg aufwärts fuhren, um auf der Höhe des Ziwi in der dortigen Poststation, die dicht beim Dorfe Nukrieh liegt, zu übernachten. Die Posthäuser sind hier recht hübsch, zum Theil weit besser als in den entfernteren Provinzen Rußlands, und legen auch Zeugniß ab, daß Grusien, sowie ganz Trans- und Ciskaukasien gegen früher sich wesentlich gehoben hat.

Reisende empfinden die Wohlthat einer guten Herberge, wenn man des Abends, wie es gewöhnlich der Fall ist, ermüdet ankommt, ganz besonders.

Obwohl mir die Gegend aus früherer Zeit noch sehr gut im Gedächtniß war, so erfreute ich mich dieses Mal ganz besonders an der in der That wunderschönen Aussicht. Ich ließ mein Gepäck im Posthause und wanderte auf geebneter Straße, auch erst eine russische Einrichtung, nach der Kreisstadt Sighnagh. Hier waren ebenfalls seit meiner letzten Anwesenheit Veränderungen vorgegangen, die nur zum Vortheil der Einwohner waren. Eine ganze Reihe neuer Häuser hatte man seit sieben Jahren erbaut. Auf dem Basar herrschte ein reges Leben, an dem ich mich gar sehr erfreute. Als ich hier herumschlenderte und eben im Begriff war, mir für die weitere Reise etwas Brot und einige andere Vorräthe zu kaufen, wurde ich plötzlich mit einem „guten Morgen, Herr Professor!" begrüßt. Man denke sich meine Verwunderung. Ich blickte mich um und sah meinen frühern Diener Fritz, einen schwäbischen Colonisten aus Petersdorf bei Marienfeld, der sich in Thelaff, einer andern Kreisstadt Kachethʼs, als Gastwirth niedergelassen hatte. Der gute Mensch war vor acht Jahren mit mir durch die gefährlichsten Gaue Oßiens, durch Mingrelien und Imerien gegangen, und auf der ganzen langen Reise der Einzige gewesen, welcher meine Muttersprache verstand und mit dem ich mich unterhalten konnte.

Seine Anwesenheit war mir um so angenehmer, als ich durch ihn bestimmte Kunde von dem Stande der Kriegsbegebenheiten jenseit des Alasan zu erhalten hoffte. Leider war die Sicherheit doch nicht so weit hergestellt, daß ich den Gebirgsrücken, über den die feindlichen Bergstämme schon hausen, ohne Gefahr hätte ersteigen können. Ich suchte meinen frühern Diener zu überreden, mich zu begleiten; leider war er aber als Gastwirth sehr nothwendig zu Hause und meinte auch, da er bereits verheirathet sei, sich nicht leichtsinnig Gefahren preisgeben zu dürfen. Das war allerdings für meine Sehnsucht nach dem höhern Gebirge nichts Tröstliches. Zum Glück verschaffte er mir aber einen anderen Colonisten, der für Geld und gute Worte mich wenigstens längs der Linie jenseit des Alasan zu begleiten versprach.

Mit ihm fuhr ich spät am Nachmittag noch ab, wenigstens bis zur nächsten Station Karaghadsch. Uns gegenüber breitete sich der Hauptrücken

des mächtigen Kaukasus aus, von dem einzelne Spitzen, mit ewigem Eis und Schnee bedeckt weit emporragten. Mächtig zog es mich dahin und doch durfte ich der Stimme nicht nachgeben, wenn ich nicht mit ziemlicher Sicherheit einer Gefangenschaft entgegengehen wollte. Vor uns breitete sich wiederum eine fruchtbare Ebene aus, die ein ziemlich großer Fluß von Nordwest nach Südost durchfließt. Es ist dieses der Alasan, der Alazonius der Alten im Lande der Albaner, von denen Römer und Griechen, trotz des Kriegszuges, kaum mehr als den Namen wußten. Die Grusier nannten das Land hier Hereth, denn es fiel bei der Theilung des kaukasischen Isthums unter die Söhne des Thargamos, eines Urenkels Noah's, dem Heros, zu. Später erhielt es aber den Namen Kachien oder Kacheth und bildete wiederum, wenn auch nicht in so großer Ausdehnung, zwei Mal ein selbstständiges Königreich. Zuerst machte sich ein gewisser Grigol im Jahre 787 von den damals über Grusien herrschenden Sassaniden unabhängig und seine Nachkommen regierten bis zum Jahre 1089, wo David, der Wiederhersteller, alle grusischen Länder abermals unter einem Scepter vereinigte. Doch schon ein Enkel David's errichtete das Königreich Kacheth aufs Neue, bis der Großvater des letzten grusischen Königs, Theimuras **II.**, sich auch in den Besitz des übrigen Grusiens setzte. Sein Sohn Herakleus **II.** verlegte seine Residenz von Thelaff nach Tiflis.

In Karaghadsch fanden wir ebenfalls ein gutes Posthaus und ein vorzügliches Abendessen. Das, was wir hier erfuhren, war ebensowenig geeignet, mir zur Fortsetzung meiner Reise größere Lust zu machen. Ich mußte sogar alle meine Ueberredungsgabe anwenden, um den mich begleitenden Colonisten von der Rückreise abzuhalten. Nur unter der Bedingung, daß ich nicht nach Elißui, sondern direct nach der Festung Sakataly ginge, und von da aus von meinen Papieren in Betreff einer Begleitung von Kosacken Gebrauch machte, würde er mir noch weiter folgen. Er habe nicht Lust, meinte er wiederholt auf meine eindringlichen Worte, sich die Fersensehnen durchschneiden zu lassen und Zeit seines Lebens ein Diener der verdammten Lesghier zu sein. Das wünschte ich zwar ebenso wenig, als mein guter Landsmann. Allerdings haben leider die feindlichen Kaukasier die üble Gewohnheit, ihren Gefangenen, damit sie nicht entlaufen können, die Achillessehnen zu durchschneiden. Ich hatte jedoch für meinen Theil nicht gleiche Besorgniß, denn russischer Seits waren alle Vorkehrungen

getroffen, um den aufständigen Daniel-Sultan das Wiederkommen zu verleiten. Man wußte auch Lesghierseits hinlänglich, daß jetzt, wo die kachethische Linie stark besetzt war, kein Einfall ausgeführt werden konnte.

Ehe ich meine Weiterreise über den Alasan weiter beschreibe, wird es gut sein, Einiges über Daniel-Sultan, oder den Naib Daniel, wie er jetzt heißt, zu sagen, zumal dieser nächst Schamil unbedingt die bedeutendste Persönlichkeit ist und ohne Zweifel, wenn dieser auf irgend eine Weise mit dem Tode abgehen sollte, die Herrschaft übernehmen wird. Der Naib Daniel ist um so mehr von Seiten der Russen zu fürchten, als er eine lange Zeit in russischen Diensten stand und die Pläne seiner Feinde genau kennt, und daher auch leichter zu vereiteln vermag.

Seit dem 16. Jahrhunderte herrschte jenseit des Alasan in der Ebene bis auf den Rücken des ziemlich jäh aufsteigenden Hauptrückens des kaukasischen Gebirges, ein Häuptling und zwar ein Grusier, aus dem Geschlechte der Wachachiß-Schwili, von denen der erste unter dem Namen Ali-Sultan zum Islam übergetreten war. Abbas der Große, der seine Herrschaft bis hierher ausgedehnt hatte, glaubte durch Einsetzung eines mehr selbstständigen Sultans die räuberischen Lesghier am besten von ihren Einfällen abhalten zu können. Seine Residenz hatte der Sultan auf der festen Burg Kurmuch, die später den Namen der Herrschaft annahm. Später erkannten die Sultane von Elißen oder Enißel, ein Name der später in Elißui, (d. h. hundert Wasser) und durch die Russen in Jelißui umgewandelt wurde, die Könige von Kachien als ihre Herren an; als Grusien zu Anfange dieses Jahrhunderts russisch wurde, ging die Oberherrschaft auf Rußland über. Dieses, die Wichtigkeit der Sultane anerkennend, that alles, um den Häuptling zu gewinnen und sich möglichst ergeben zu erhalten. Anstatt einen Tribut zu zahlen, erhielt der letzte Sultan, Daniel mit Namen, sogar noch eine sogenannte Pension und stieg bis zum Range eines Generalmajors empor. Als solcher leistete er den Russen, den er bis dahin treu ergeben war, die wichtigsten Dienste. Er allein verhinderte sehr oft einen beabsichtigten Einfall der Lesghier und hielt mit Energie und Strenge seine eigenen Unterthanen so im Zaum, daß diesen alle Lust verging, den Ueberredungen lesghischer Abgesandten Gehör zu geben. Aus dieser Ursache war Sultan-Daniel auch keineswegs beliebt.

Schamil gab sich alle mögliche Mühe, um den Häuptling auf seine Seite zu ziehen; als ihm dieses nicht gelang, suchte er ihn bei den Russen zu verdächtigen, indem er immer seine Ländereien verschonte, so oft er einen Einfall in Kacheth machte. Russischerseits durchschaute man die Absichten Schamil's und überhäufte den Sultan mit Ehrenbezeigungen aller Art, um ihn dadurch noch mehr an die Person des Kaisers zu fesseln. Er erhielt einen Orden nach dem andern. Selbst sein Erbland wurde durch die beiden lesghischen Gaue Achti und Rutul vergrößert. Da er, obwohl Muselmann, den Wein und vor Allem den Champagner liebte, wurde von Seiten des Oberbefehlshabers auch hierfür Sorge getragen. Noch ein paar Wochen vor seiner Empörung wurde er in einer Versammlung von Generälen zu Rathe gezogen und er machte seltsamer Weise Mittheilungen, die dem allgemeinen Feinde Schamil, keineswegs gleichgiltig sein konnten. Mir ist es daher wahrscheinlich, daß er damals noch keineswegs daran dachte, zu Schamil überzutreten. Er war auch viel zu ehrgeizig, um sich unter den Befehl eines einfachen Lesghiers, wie Schamil doch war, zu stellen, und wußte zu gut, wie sehr ihn seine Glaubensgenossen haßten. Da ich mich längere Zeit in der Nähe des Kriegsschauplatzes aufgehalten und alles gesammelt habe, was mir darüber, zum Theil von Leuten, die sehr vertraut mit den Ursachen sein konnten, berichtet worden ist, so will ich versuchen, die Gründe der plötzlichen Empörung einigermaßen herauszustellen.

Chef der lesghischen Linie war damals General Schwartz, ein braver und tapferer Mann, dem Rußland viel dankt, der aber doch mit den orientalischen Sitten nicht genug vertraut zu sein schien, und bei dem Umgange mit einem solchen gewichtigen Häuptling durchaus nicht die nöthige Vorsicht gebraucht hatte. Er mochte wohl auch gemerkt haben, das Schamil mit Daniel-Sultan in fortwährender Verbindung stand. Hauptsächlich deshalb suchte Schwartz einige Leute aus der nächsten Umgebung des Letztern zu gewinnen, die ihm von Allem, was in Elißui geschah, genaue Kunde geben sollten. Unter diesen Verräthern befand sich sogar sein Geheimschreiber, ein Armenier von Geburt. Daß Daniel-Sultan aber, trotz aller Verhandlungen mit Schamil, auch bei General Schwartz rein dastand, beweist seine oben schon erwähnte Zuziehung zu allen Berathungen russischer Generäle.

Elißui war, obwohl selbstständig, doch unter den Kreishauptmann von Sakataly gestellt, der sich aber bis jetzt noch nie in die inneren Angelegenheiten des Sultans gemischt hatte. Streitigkeiten eines Bewohners der früheren Dshar'schen Republik mit einem angesehenen Elißuer, wurden zum Nachtheil des letztern entschieden. Daniel-Sultan beklagte sich über die Eingriffe eines russischen Beamten, der nur den Rang eines Majors habe, und nicht einem Generalmajor, der er sei, Vorschriften machen dürfe, erhielt aber von Seiten des Chefs der lesghischen Linie, des Generals Schwartz, Unrecht. Darüber entstanden die ersten Mishelligkeiten, die von Seiten des letztern eine noch größere Bewachung des Sultans veranlaßten.

In der Zeit versuchte Schamil, der vielleicht Kunde erhalten hatte, von Neuem den Häuptling zu gewinnen. Er stellte ihm vor, daß er zwar bis jetzt seine Besitzungen geschont habe, weil sein Kampf nicht seinen Glaubensgenossen, sondern den russischen Giaurs und deren Anhängern gelte, daß er aber von nun an leider gezwungen sei, ihm, der mit dem allgemeinen Feinde des Islam gemeinschaftliche Sache mache, ebenfalls nicht mehr zu schonen. Der Sultan von Elißui wies die Anerbietungen keineswegs ganz und gar zurück und suchte Schamil durch allerhand ausweichende Redensarten von einem Einfall in seinem Ländchen abzuhalten. Sein Geheimschreiber wurde, wie gewöhnlich, mit der Antwort beauftragt. Anstatt sie aber allein an Schamil abzusenden, sandte er sie auch an Schwartz und fügte noch einige Worte hinzu, in der Hoffnung eine große Belohnung zu erhalten. Ein Zufall führte das letztere Schreiben dem Daniel-Sultan in die Hände.

Außer sich über eine solche Verrätherei und in der festen Ueberzeugung, daß ihm keine Rechtfertigung gelänge, glaubte Daniel-Sultan, daß ihm nichts weiter übrig bliebe, als Schamil's glänzende Anerbietungen anzunehmen. Augenblicklich entsendete er einen treuen Boten an den Imam des Kaukasus. Doch zuvor wollte er selbst Recht sprechen über die unerhörte That. Als Orientale und Anhänger des Koran verstand er es musterhaft, sich zu beherrschen, als wäre in und mit ihm auch gar nichts vorgegangen. Er befahl ein Gastmahl zuzubereiten und ließ rasch dazu die angesehensten seiner Unterthanen einladen. Dergleichen war man gewöhnt, denn der Sultan von Elißui liebte Feste. Jedermann hatte sich

eingefunden, unter ihnen auch der Geheimschreiber. Es ging lustig und fröhlig zu, denn Niemand ahnete, was in Kurzem geschehen sollte. Man trank und ließ den freigebigen Herrn leben.

Da erhob sich dieser furchtbar vor sich herblickend und rief mit lauter Stimme: „einen Verräther haben wir unter uns, dessen Bestrafung mir obliegt. Grade der, den ich liebte und hochstellte, hat mich verrathen. An meinem eigenen Busen habe ich die Schlange gezogen. Hier ist der Brief, der mir von dem scheußlichen Verbrechen Kunde gab; ist dieses deine Hand, Verräther!" rief der Herr seinem Geheimschreiber zu. Dieser verstummte; damit war auch der Henker eingetreten. Wieder ergriff der Sultan das Wort und sprach: „Die Hand, die mich verrathen, werde abgehauen." Es geschah. „Das Auge, was mich so oft betrogen, werde herausgerissen, und die Zunge, die so oft gelogen, abgeschnitten." Nur zu pünktlich wurden die Befehle des gestrengen Gebieters zur Ausführung gebracht. „Wohlan denn, meine Freunde! das Entsetzliche ist geschehen. Von nun an bin ich Feind der Christen und gehe hin zu dem, der unsere geheiligte Religion wiederum zu Ehren gebracht hat. Ihm leihe ich meinen Arm, mit ihm streite ich für den rechten Glauben. Wer mit mir gleich denkt, schüttele das russische Joch, was wir bisher getragen, ab, wer aber durch Glauben oder sonst durch Verhältnisse an die Giaurs sich gebunden glaubt, gehe von dannen. Von nun an sind wir Feinde."

Damit entließ er die wenigen Russen, welche er bei sich hatte, und wer sonst nicht weiter mit ihm gehen wollte. Unter den letztern befand sich auch sein eigener Schwager, ein Sohn des frühern Herrschers von Karabagh, Feth Ali Khan. Diese gewiß durchaus nobele Handlung war für Rußland ein großes Glück; denn ehe Daniel-Sultan seine ihm treuergebenen Truppen sammelte, war durch die Flüchtlinge auch die Kunde zu General Schwartz und nach dem nahen Nuchi gelangt.

Am dritten Tage stand der Sultan mit einer kleinen Schaar an der großen Straße zwischen Tiflis und dem Osten, um bei der Fähre über den Alasen die Posten wegzunehmen. General Schwartz erkannte auch seinerseits die Gefahren, welche durch unterbrochene Verbindungen entstehen mußten, und sammelte schnell die ganze ihm zur Verfügung stehende Macht. Mit Hilfe seiner Kanonen erzwang er den Uebergang und bestimmte den Sultan, der noch vor wenig Wochen mit und neben ihm

gekämpft hatte, sich nach Kach, einem großen Dorfe, zurückzuziehen. Dort setzte er sich fest. Beiderseits suchte man sich so sehr als möglich zu verstärken. Die Russen hatten unterdessen noch einige Kanonen an sich gezogen und rückten rasch vor, ehe Schamil etwa mit einem Hilfscorps herbeieilte. Trotz der tapfern Gegenwehr von Seiten der Elißuer gaben doch endlich die Kanonen den Ausschlag und der Sultan sah sich gezwungen, sich nach dem Passe, der zu seinem festen Schlosse führte, zurückzuziehen. Unterdeß hatte wiederum Oberst Belgard dem General Schwartz eine nicht unbedeutende Verstärkung zugeführt, so daß dieser im Stande war, seinen Feind auch in die Engpässe zu verfolgen. Es kam Alles darauf an, die Empörung so schnell als möglich niederzudrücken, denn die muselmännischen Provinzen warteten nur auf das erste Misgeschick Rußlands, um ebenfalls das verhaßte russische Joch abzuwerfen.

Beim ersten und zweiten Angriff wurden die Russen mit blutigen Köpfen zurückgeworfen; schon weigerten sich die Soldaten von Neuem anzugreifen. Da ergriff der tapfere Oberst Belgard die Fahne und forderte alle die auf, welche ihm folgen wollten. Es stellte sich eine todesmuthige tapfere Schaar, die mit einem Ungestüm vorwärts drang, daß glücklich der Eingang forcirt wurde. Unterdeß hatte man auch einige Kanonen wiederum gut aufgestellt, die ebenfalls ihre Wirkung thaten. Die Lesghier wurden nach der festen Burg Elißui zurückgedrängt.

Die Russen folgten und ein Zufall brachte sie schon am dritten Tage ganz unerwartet in den Besitz der Veste. Der Obrist Bekoff, Commandant von Nuchi, hatte nämlich ebenfalls seine disponiblen Truppen zusammengezogen und eilte so schnell als möglich dem General Schwartz zu Hilfe. Mit Recht glaubte er gar keine Zeit verlieren zu dürfen und zog, da er von der Flucht des Sultans nach seiner Burg Kunde erhalten, mit seinen Getreuen direct über die Berge nach Elißui. Plötzlich sah man dort die Russen über die Höhen kommen und bemerkte sogar einige Kanonen. Daniel-Sultan glaubte schon das ganze Heer des Fürsten Argutinsky im Anzuge und war damit der festen Ueberzeugung, daß er für längere Zeit einer solchen Macht, der auch Belagerungsgeschütz zur Verfügung stände, nicht widerstehen könnte. So entfloh er bei dunkler Nacht mit seinen Frauen und den Schätzen, welche er mit sich führen konnte, ins

hohe Gebirge und fand, wie man sagte, im Anfange bei Schamil keineswegs eine freundliche Aufnahme.

Die Russen sahen am andern Morgen gegen alles Erwarten die Burg von ihren Vertheidigern entblößt und zogen, Anfangs ihren Augen nicht trauend, daselbst ein, um eine ungeheure Beute, häuptsächlich Champagner, zu finden. Damit endete eine Empörung, die unter ungünstigern Verhältnissen den Russen sehr gefährlich werden konnte. Seitdem befindet sich Daniel-Sultan in der nächsten Umgebung des Imams und scheint sein volles Vertrauen zu genießen. Er ist, wie schon gesagt, unbedingt für Rußland der gefährlichste Feind, da er alle Pläne kennt.

Nach dieser gewiß interessanten Erzählung kehre ich zu der Beschreibung meiner Reise wiederum zurück.

Viertes Kapitel.

Die lesghische Linie.

Sakataly. — Dshar. — Die Samur'schen Lesghier. — Belakan. — Die Platanen. — Befestigte Häuser. — Beschanjany. — Quareli. — Der Fürst Tschafftschewadse. — Die Didos. — Nekreßi. — Die Karauls. — Die Milizen. — Schlucht von Schildi. — Nakolokewi. — Freundliche Aufnahme. — Gremi.

In der kachischen Ebene fuhren wir von Karaghadsch nach dem Alasan zu, wurden dort übergesetzt und gelangten nach einigen Stunden glücklich nach Sakataly, nach Nuchi die stärkste, vielleicht aber die wichtigste Festung auf der ganzen lesghischen Linie.

Man war über meine Ankunft sehr verwundert, einestheils, daß ich den Muth gehabt hätte, gerade in dieser Zeit zu kommen, anderntheils, daß ich Papiere mit solcher Wichtigkeit in den Händen hatte. Aber doch glaubte man dazu berechtigt zu sein, mich wegen der möglichen Gefahren auf demselben Wege, den ich gekommen, zurückzusenden. Ich widersetzte mich und berief mich auf die erhaltene Erlaubniß. Wenn man mich nun auch nicht nach dem nahen, mehr ostwärts liegenden Elißui reisen ließ so gestattete man mir doch endlich, wenigstens in westlicher Richtung, die lesghische Linie weiter zu verfolgen.

Sakataly hat eine vortheilhafte Lage und dabei eine Festigkeit, die wohl allen Angriffen Schamil's und seiner Anhänger widerstehen möchte. Selbst mit europäischem Belagerungsgeschütz versehen, möchte sie keineswegs so leicht genommen werden können. Ganz in der Nähe liegt das schöne und reiche Dorf Dshar, deren Bewohner nur mit dem höchsten Widerwillen das russische Joch ertragen. Es befindet sich um Sakataly, am Ausgange eines engen Thales, das auf die Höhen des Gebirges zu den Quellen des Samur führt. Die dort wohnenden Lesghier erkannten bisweilen die Oberherrschaft der kachischen Könige an, aber zu arm, um einen Tribut zu zahlen, mußten sie im Sommer eine bestimmte Menge Eis an den königlichen Hof abliefern. In den Zeiten aber, wo auf dem Throne Kachiens schwache Könige saßen, plünderten die Lesghier in der Ebene, machten sich unabhängig, bemächtigten sich sogar später aller Dörfer vom Gebirge bis an den Alasan und legten den dortigen Bewohnern einen Tribut auf. Dadurch wurden die oft nur aus Noth zu Räubereien gezwungenen und armen Lesghier aus dem Quellengebiete des Samur allmälig wohlhabend und damit um so kühner. Sie verließen zum Theil ihre Wohnungen im Gebirge und siedelten sich am Ausgange der fünf wichtigsten Thäler an. Hier befestigten sie sich, schlossen unter einander Schutz- und Trutzbündnisse ab, bildeten eine Art Republik, die den Namen der Dshar'schen erhielt, und behaupteten ihre Besitzungen bis in die neuere Zeit. Wo es etwas zu rauben gab, befanden sich auch Glieder der fünf Verbrüderungen. Bald waren sie im Gefolge des Awaren-Khans, bald dienten sie hingegen den Königen Kachiens, oder auch dem persischen Schah Agha Mohamed Khan, als dieser sich gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Grusiens bemächtigte.

Als Grusien an Rußland überging, waren es die Dsharen, die eine lange Zeit große Schwierigkeiten entgegensetzten. Sie unterwarfen sich endlich, wo sie nicht mehr widerstehen konnten, empörten sich aber auch wiederum, sobald die russischen Heere abgezogen waren. So mußten sie immer von Neuem unterworfen werden. Während der Kriege Rußlands mit Persien, oder der Türkei glaubten sie abermals ihr Joch abschütteln zu können, wurden jedoch immer wieder zum Gehorsam zurückgeführt. Das letzte Mal empörten sie sich im Jahre 1830. Seitdem hat man ihnen aber ihre festen Burgen am Eingange der Thäler abgenommen und nicht

allein behalten, sondern noch mehr befestigt, um sie als Zwingvesten zu benutzen.

Es that mir leid, in den beiden Thälern, die sich, wie gesagt, unweit des großen und schönen Dorfes Dshar vereinigen, nicht aufwärts gehen zu können, da die Gefahr, dort gefangen zu werden, doch gar zu sehr drohte. Allerdings wäre es für mich kein besonderes Vergnügen gewesen, gerade am Schlusse meiner überhaupt gefahrvollen Reise noch in Gefangenschaft zu gerathen und gegen meinen Willen die Bekanntschaft Schamil's zu machen. Die Höhen waren zum Theil mit Gesträuch, zum Theil mit einer Art Unterwald bewachsen, die beide ganz dazu gemacht schienen, um für die räuberischen Bergvölker Verstecke zu bilden. Schade um das fruchtbare Land, was jetzt größtentheils unbebaut daliegt. Früher, wo bisweilen im Lande Kach Könige mit festem Zügel die Regierung in der Hand hatten und ihrem Lande hinlänglich Schutz zu geben vermochten, wurde hier sehr viel Getreide gebaut, während auf der andern Seite des Alasan, hauptsächlich auf den diesseitigen Abhängen des Ziwi, die Weinrebe gehegt und gepflegt wurde.

Am andern Morgen verließen wir in Begleitung von sechs Kosacken Sakataly und gingen dem Fuße des kaukasischen Hauptzuges entlang in nordwestlicher Richtung, hier und da auch über Höhen hinweg. Allenthalben waren Posten ausgestellt, um jede drohende Gefahr augenblicklich zur Kenntniß zu bringen. An Stellen, wo gewöhnlich Lesghier hervorbrachen, waren außerdem noch zur Vorsicht Pfähle mit Reisig und Stroh oder Heu umwickelt. Diese wurden angebrannt, wie sich eine Gefahr kund that. Es waren hier auf der lesghischen Linie ziemlich dieselben Einrichtungen getroffen, wie man sie schon seit langer Zeit im Norden des Kaukasus auf der tscherkessischen und tschetschenzischen Linie findet.

Schon nach ein paar Stunden kamen wir nach Belakan (russisch Bjelokany), ebenfalls einer festen Burg am Ausgange eines schluchtähnlichen Thales. Die vortreffliche Lage war schon in alter Zeit erkannt worden, denn die Könige Kachiens hatten auf derselben Stelle die Burg Macabel; ebenso machte sie eine der fünf lesghischen Verbrüderungen zu ihrem Hauptsitz. Weiter ging es in derselben Richtung über unbedeutende Höhen und durch kleinere Flüsse und Bäche. Dieser Reichthum von Wasser trägt zur Vermehrung der Fruchtbarkeit der Gegend ungemein viel bei.

Wie in Mitteldeutschland, so sind auch hier die Gewässer von allerhand kleinern Bäumen und von Gesträuch umsäumt, ein Umstand, der übrigens wesentlich zur Verschönerung der Landschaft beiträgt. Hauptsächlich waren es Maulbeerbäume, Zirgelarten, Ahorn, die kaukasische Flügelnuß (Pterocarya caucasica) und Platanen, welche hier vorkamen. Die letztere war jedoch nur strauchartig und besaß kleinere, mehr handförmig getheilte und mit einer keilförmigen Basis versehene Blätter. Willdenow beschreibt eine solche als selbstständige Art und unter dem Namen Platanus cuneata. Obwohl sie gewiß eine gute Art darstellt, wird sie doch von den meisten Botanikern kaum als Abart gewürdigt. Die Südabhänge des Kaukasus in Kachien möchten als ihr Vaterland betrachtet werden können. Wie man übrigens bis jetzt den Roßkastanienbaum noch nirgends wild gefunden (denn Thibet ist nur ein sehr zweifelhaftes Vaterland), so hat auch bis jetzt noch Niemand unsere Platanen wildwachsend gesehen. Was mir von diesen Bäumen im Oriente bis jetzt vorgekommen ist, war stets erst angepflanzt. Man muß wünschen, daß Reisende auf dergleichen Gegenstände mehr Acht haben und sich lieber weniger mit Reflexionen und sonstigen Betrachtungen, die sie auch zu Hause anstellen können, abgeben.

Von Belakan aus schien es mir, als wenn das kaukasische Gebirge selbst noch mächtiger und großartiger geworden, als es bisher der Fall war; es traten häufiger nackte Felsen und steil abfallende Wände hervor. Auch waren öfters Matten vorhanden und wechselten mit Gebüsch und Unterwald ab. Obwohl der Boden hier noch fortwährend gleich fruchtbar bleibt, so vermindert sich doch allmälig die Zahl der Dörfer; man sieht selbst weite Strecken gänzlich unangebaut, dagegen aber allenthalben Spuren einer frühern und bessern Cultur. Auch die Wachen standen hier näher bei einander. Alles Zeichen, daß die Lesghier hier häufiger aus dem Gebirge kamen und daher die zunächst liegenden Dörfer am meisten bedrohten.

Wir kamen an ein kleines Flüßchen, auf dessen linker Seite am Ausgange eines schluchtähnlichen Thales die feste Burg Karthuban oder Korthuban lag. Hier ist die Grenze des sogenannten Dsharobelekan'schen Militairdistrictes. Damit beginnt wiederum Land, was von den kachischen Königen immer abhängig war und unter dem Namen Gaghmamkar einen eigenen Kreis bildete und seinen besondern Eristaff oder Statthalter besaß.

Die Häuser sind hier allenthalben für Ueberfälle eingerichtet, denn im Erdgeschoß sind nur Räume für die Wirthschaft und bisweilen auch für das Vieh. Das erste Stockwerk bewohnt die Familie und ist von einer hölzernen Galerie umgeben. Eine Treppe, die jedoch augenblicklich durch eine Fallthüre verschlossen werden kann, führt hinauf. Diese Galerie, welche meistens durch hübsches Schnitzwerk verziert ist, giebt dem Hause ein freundliches Ansehen, was die mehr unterirdischen Wohnungen der Grusier durchaus nicht besitzen. Ueberhaupt erschienen mir hier auch die ganzen Dörfer anmuthiger und durchaus nicht so schmuzig und unreinlich, als man sie vor Allem in Karthli findet. Hübsche Gärten, aber freilich von hohen, pallisadenähnlichen Zäunen eingeschlossen, umgeben die Dörfer und schließen eine Menge Obstbäume, hauptsächlich Aprikosen-, Pfirsich-, Aepfel-, Nuß- und Maulbeerbäume ein, die alle jetzt gerade reichlich mit meist reifen Früchten behangen waren.

Gegen Abend kamen wir in der festen Burg Beschanjany an, die wiederum den Eingang in ein schluchtenähnliches Thal bewacht. Hier stand einst eine Kirche und ein Kloster, die beide dem heiligen Stephan gewidmet waren. Obwohl bald Dunkelheit einzubrechen drohte, so zog ich doch vor, noch bis zu dem nahen Quareli zu reisen, wo mir der Fürst Tschafftschewadse aus früherer Zeit bekannt war. Der alte Vater war bereits verstorben, dagegen empfing mich sein Sohn Melchisedeck, der das väterliche Erbe übernommen hatte, auf das Freundlichste. Er war noch derselbe fröhliche und heitere Mann und befahl augenblicklich den besten Wein heraufzubringen, um das Wiedersehen zu feiern. Ganz betrübt war er, daß ich, wie er sich ausdrückte, seit der langen Zeit von sieben Jahren, wo wir uns nicht gesehen, das Weintrinken noch nicht gelernt hätte. Freilich war der Fürst ein anderer Trinker, dessen Constitution auch ganz dazu eingerichtet schien. Unter einer Tunke (gegen fünf Flaschen) fange er, wie er meinte, gar nicht zu trinken an, denn diese, sagte er scherzend weiter, seien gerade hinlänglich, um ihm seinen Durst zu stillen. Dann bedürfe er aber doch noch Etwas, was er in Ruhe und ohne gerade Durst zu haben, trinken könnte.

Zum ersten Male, seit längerer Zeit, schlief ich wiederum auf einem weichen Lager. Die Sonne stand schon lange am Himmel, als ich am anderen Morgen gestärkt erwachte. Der Fürst hatte für ein gutes Früh-

stück gesorgt und sogar recht guten Thee zubereiten lassen. Ich mußte ihm versprechen, wenigstens den heutigen Tag bei ihm zuzubringen, dagegen wollte er mich allenthalben begleiten, wohin ich nur zu gehen wünschte.

Es ist nicht zu leugnen, daß die hiesige Gegend leider für Räubereien sehr geeignet zu sein scheint. Die nahen Berge bieten so viele Verstecke und Zufluchtsörter dar, daß es ungemein schwierig, ja selbst ganz unmöglich ist, die Lesghier auch dahin zu verfolgen. Von den großen Einfällen, welche Schamil, oder irgend einer seiner Naibs macht, hat man hier weniger zu fürchten, da die Russen in der Regel zeitig genug davon benachrichtigt werden und die nöthige Fürsorge treffen. Selbst in dem verflossenen und so verhängnißvollen Sommer vermochte die ganze bewaffnete Heeresmacht Schamil's im offenen Felde Nichts gegen die Kanonen auszurüsten, und mußte sich deshalb unverrichteter Sache zurückziehen. Gefährlicher sind die gewöhnlichen Räubereien, welche auf eigene Hand und ohne allen Zusammenhang mit Schamil, hauptsächlich von den Didos, dem Lesghierstamme, der gerade die nächsten Höhen bewohnt, ausgeführt werden. Diese Didos sind vielleicht die ärmsten Bewohner des Kaukasus. Die Hochthäler im Quellengebiete des Koißu, die sie bewohnen, haben über sechs Monate Winter, zum Theil selbst Schnee, und vermögen, da sie ungemein felsig und steinig sind, kaum die wenigen Heerden, die die dortigen Bewohner deshalb halten können, zu ernähren. Die letztern sind in der That mehr oder weniger gezwungen, bisweilen Einfälle in dem reicheren Kachien zu machen. Ich habe einige Mal Gelegenheit gehabt, Didos zu sehen und muß offen bekennen, nirgends Menschen gefunden zu haben, die auf mich einen so unangenehmen Eindruck gemacht hätten. Schon die kurze und gedrungene Figur, das markirte Gesicht, die schwarzen, durch Schmuz mehr borstenförmig gewordenen Haare, gaben bei den Lumpen, mit denen der Körper bedeckt war, keineswegs einen Eindruck, wie man ihn von seinen Mitmenschen zu haben wünschen muß.

Den Nachmittag wanderten wir dem Thale aufwärts nach der Caserne, die hier zum Schutz des Dorfes an einer günstigen Stelle des Thales erbaut, und mit einigen hundert Soldaten besetzt ist, um in Begleitung einiger Soldaten noch weiter zu den Ruinen der alten Stadt Nekreßi zu gehen. Das Thal erweiterte sich allmälig. Leider fanden wir nur sehr wenige Spuren aus der früheren Zeit, denn außer der alten Hauptkirche

vermochte ich nichts mehr mit Sicherheit zu unterscheiden. Nekreßi ist eine sehr alte Stadt, die schon vor Christi Geburt eine Bedeutung hatte, und in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts v. Chr. von dem Könige Pharnadsh erbaut sein soll. Der erste christliche König erbaute hier ein Kloster, in dem Abibo, einer der dreizehn Heiligen des Landes, Bischof war und als der Apostel der Bergvölker, besonders der Didos, betrachtet wird. Die Sage geht, daß Abibo von den Persern später gefangengenommen und hingerichtet wurde.

Meine Begleiter erlaubten mir auf keine Weise, die nahen Höhen zu ersteigen, wo ich die Flora der Berge einigermaßen kennen lernen wollte. So mußte ich mich mit dem Wenigen begnügen, was das Thal und die Ebene darbot. Das Gebirge, wenigstens am Fuße, besteht aus Jurakalk, wie er auf beiden Seiten des großen kaukasischen Gebirges vorkommt und im Allgemeinen wenig Versteinerungen besitzt.

Am andern Morgen setzte ich meine Reise ziemlich spät fort, da wiederum der freundliche Wirth mir nicht eher Ruhe ließ, als bis einige Tunken Wein ausgetrunken waren. Das Land erscheint hier, trotz der Gefahren, welche jeden Augenblick drohen, weit angebauter, als irgend in Transkaukasien; eine Menge Dörfer folgen so rasch auf einander, daß man in der That nicht weiß, wo das eine anfängt und das andere aufhört. Die ganze Gegend, besonders von Schildi an, scheint ein einziger zusammenhängender Weingarten zu sein. Man kann sich deshalb wohl denken, daß die beutesüchtigen Lesghier sich ganz besonders Stellen auswählen, wo sie ihrer Raubsucht recht genügen können. Die Posten (Karaul's) standen hier noch näher aneinander; anstatt des einen mit Stroh umwickelten Pfahles, waren in der Regel drei ebenso zubereitete und ziemlich hohe Baumstämme errichtet, die ebenfalls in Zeit der Gefahr rasch angebrannt wurden. Damit die ganze Umgegend besser erschaut werden konnte, hatte man noch eine Art erhöhter Plattformen, von den Russen Wüschken genannt, und Taubenschlägen, wie solche sich in dem Hofraum mancher Güter bei uns vorfinden, nicht unähnlich, angebracht.

Meine Reisegesellschaft sah etwas bunt aus. Außer mir, den Colonisten und zwei donischen Kosacken, bestand sie aus zwei von Kopf bis zu Fuße bewaffneten grusischen Edelleuten, einem Priester der morgenländischen Kirche in seinem schwarzen Talar, einer älteren Frau und einem

jungen Mädchen, welche letztere sich ganz in ein weißes Tuch, den sogenannten Tschadry, gehüllt hatten. Später schlossen sich uns noch einige sogenannte Milizen an. Diese bilden eine Art Landsturm, der zu der Zeit der Gefahr, wie sie wohl die Empörung des Sultans von Elißui war, augenblicklich die Waffen ergreift und schnell dahin eilt, wo er nothwendig ist.

Als wir nach der Stelle, wo die Schlucht von Schildi endigt, kamen, war es uns doch ganz eigenthümlich zu Muthe; ohne daß Jemand sich für die Nothwendigkeit aussprach, hielten wir uns sämmtlich näher bei einander, und blickten unverwandt dahin, wo schon mehrmals ein Haufen wilder Lesghier hervorgebrochen war, um außer Raub und Diebstahl, noch allerhand Scheuslichkeiten zu begehen. Auch im vorigen Frühjahre war es wiederum die Schlucht von Schildi, aus der Schamil selbst aus dem Hochgebirge herabgekommen war und sich mehrere Tage lang in den wohlhabenden Dörfern der Umgebung festgesetzt hatte. Die Russen mußten, obwohl sie von dem beabsichtigten Einfalle unterrichtet waren, doch erst noch eine Menge Truppen zusammenziehen und sich vor Allem mit hinlänglichen Kanonen versehen, ehe sie Schamil in die Berge zurückwerfen konnten. Wir athmeten freier, als wir bei der gefährlichen Stelle glücklich vorbeigekommen waren.

Bald darauf kam uns ein freundlicher Mann, begleitet von einigen anderen Grusiern, entgegen und forderte mich auf, in seinem Hause abzusteigen und die Nacht daselbst zuzubringen. Es war dieses einmal wiederum ein Zeichen jener echten kaukasischen Gastfreundschaft, wie sie jetzt aber leider alle Jahre mehr verschwindet. Ich nahm um so lieber das freundliche Anerbieten an, als die hiesige Umgegend für die grusische Geschichte classischer Boden war, ganz und gar mit Ruinen bedeckt ist, und ich durch den freundlichen Mann mehr zu erfahren hoffte. Mein Wirth war der Natzewall, das heißt Schulze, eines der fünf Dörfer, welche hier dicht neben einander liegen und jetzt den Namen Nakolokewi, Gremi, Elißeli, Schildi und Sabui führen. In den ältesten Zeiten stand hier eine große Stadt, von der ich alsbald mehr erzählen werde.

Die Fremden werden in Grusien gewöhnlich im Kelterhause untergebracht; es ist dieses ein besonders ehrenvoller Platz, der immer schon das Gelage andeutet, was hier gehalten werden soll. Der Wein wird

nicht allein hier gekeltert und bereitet, es sind hier auch die Weinurnen oder Kuptschinen, von denen schon früher gesprochen worden ist (s. S. 82) vorhanden, sodaß man bei einem stattfindenden Gelage sehr bequem zu dem beliebten Getränke kommen kann. Mein Quartier war sehr luftig; es besaß zwar ein Dach, aber anstatt der Mauern hatte man nur Flechtwerk angebracht. Mitten durch das Zimmer floß ein heller Bach und trug zur Kühlung der eingeschlossenen Luft sehr viel bei.

Der Wein hatte zwar ebenfalls, wie allenthalben in Transkaukasien, kein Bouquet, war aber sehr stark. Man findet hier in der Regel nur Rothwein, der durch Zusatz von Attichbeeren (Sambucus Ebulus) röther, dicker, und auch berauschender gemacht wird. Mir ist es immer ein Wunder, daß das Getränk, bei der Art und Weise seiner Behandlung, noch so gut werden kann. In hiesiger Gegend hat man außerdem die Gewohnheit, die Trauben noch vor ihrer vollständigen Reife zu lesen, damit sich das Vieh dann von den grünen Blättern und den Zweigspitzen der Reben nähren kann. Die hier, besonders im Spätsommer, noch herrschende starke Hitze ist nämlich die Ursache, daß die Kräuter der Ebene zeitig vertrocknen. Im nahen Gebirge giebt es allerdings Matten genug, die gute Nahrung liefern könnten, aber Niemand wagt mit seinen Heerden dahinzugehen, um nicht etwa herumschweifenden Lesghiern in die Hände zu fallen.

Am andern Morgen unternahm ich die nähere Besichtigung der höchst interessanten, noch von keinem Reisenden beschriebenen Gegend. Der Ort, wo ich wohnte, schien der Mittelpunkt zu sein, und hatte den Namen Nakolakewi, ein Name, den man häufig in Grusien findet und immer eine Ruinenstadt bedeutet. Hier ist die alte Stadt Gremi zu suchen, deren Erbauung durch Leon, den fünften König, geschehen sein soll und demnach in das erste Jahrhundert v. Chr. fällt. Zur Blüthezeit der kachischen Könige hatten diese hier ihre Sommersidenzen. Die erste bedeutende Verwüstung geschah unter dem persischen Schah Abbas dem Großen. Seit dieser Zeit, wenn auch wieder aufgebaut, erholte sich die Stadt nicht wieder, zumal neue Verwüstungen unter Nadir-Schah darauf folgten. Daß die hier liegenden Dörfer ebenfalls häufig den Räubereien der Lesghier ausgesetzt gewesen sind, habe ich schon erwähnt; die größten Greuel geschahen aber in diesem Frühjahre, wo die Empörung des Sultans von

Elißui auch die Dido's und andere Lesghier bestimmte, über die wohlhabenden Dörfer der Ebene in Masse herzufallen. Haufen raubsichtiger Banden überfielen in dunkler Nacht plötzlich das unglückliche Dorf Gremi, was kaum eine halbe Stunde oberhalb Nakolakewi liegt, und brannten die wenigen Häuser nieder. Wer fliehen konnte, floh und ließ sein Hab und Gut zurück. Zwölf Männer wurden auf die empörendste Weise ermordet, andere mehr oder weniger verstümmelt, indem man ihnen zum Theil die Zunge herausschnitt und dann an Bäume festband. Zwölf unglückliche Frauen und Mädchen und drei Knaben waren bereits mit in die Berge geschleppt, bevor es möglich war, die nöthige Hilfe herbeizubringen. Es wurden Greuel begonnen, vor denen jeder fühlende Mensch schaudert.

Die Zeit meines Aufenhaltes auf diesem classischen Boden war leider viel zu kurz; daher vermag ich auch als Naturforscher und hauptsächlich als Botaniker nur ein oberflächliches Bild von dem, was ich gesehen, zu geben. Die hauptsächlichsten Ruinen befinden sich auf der Westseite eines kleinen Flüßchens in und um Nakolakewi und Gremi. Vor Allem nahm eine kleine, noch erhaltene Kirche und einige andere Gebäude, welche auf einem gegen hundertundfunfzig Fuß hohen Felsen, aus einer schiefrigen Kalkmasse bestehend, erbaut waren, meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Die erstere besaß eine Länge von fünfundvierzig und eine Breite von fünfunddreißig Fuß. Das Schiff wurde von der dicken Mauer, welche das Allerheiligste abschloß, und von zwei starken Säulen getragen und endigte mit einer thurmähnlichen Kuppel. Die Wände waren mit schlechten Heiligenbildern geziert, die außerdem noch durch lesghischen Frevel verunstaltet erschienen. Sechs bis acht Schritt von dieser entfernt, aber in entgegengesetzter Richtung, finden sich die Ruinen eines anderen Gotteshauses vor, was wahrscheinlich dereinst eine Art Basilika darstellte. Daneben stand noch der aus drei Etagen bestehende Glockenthurm, in dem ganz oben sich noch zwei kleine Glocken vorfanden. Die unteren Etagen enthielten eine Menge kleinerer Zimmer. Ein gemauerter und ziemlich geräumiger, unterirdischer Gang führte nach dem Flüßchen, sodaß man sich oben immer mit dem nöthigen Wasser versehen konnte.

Dieser Fels hing mit der Höhe zusammen, welche den Gebirgsrücken darstellte, und trug einen ziemlich erhaltenen Thurm und weiter oben noch die zu erheblichen Ruinen einer Burg. Am Fuße des Felsens

fanden sich andere Ruinen vor, die aber zum großen Theil gar nichts mehr unterscheiden ließen. Zum Theil waren sie durch Gebüsch versteckt, wie dieses unter anderen mit einer nach Süden liegenden Kirche der Fall war. Eine vierte, aber ziemlich kleine und sonst leidlich erhaltene Kirche, die ein längliches Kreuz darstellte und in der Mitte eine thurmähnliche Kuppel besaß, befand sich hingegen mehr nach Westen. Noch weiter entfernt in der Ebene sah ich die Spuren einer großen Mauer, welche einen weitläufigen Raum mit zwei ziemlich erhaltenen Kirchen einschloß. Hier soll sich auch das Schloß befunden haben, was der erste grusische König christlicher Religion, Mirian, bewohnt hatte. Davon konnte ich jedoch Nichts mit Bestimmtheit herausfinden, wenn auch manche Zeugen, besonders einige unterirdische und gewölbte Zimmer, dafür zu sprechen schienen.

Ich ging dem Flusse aufwärts nach dem unglücklichen Gremi, was noch vielfache Spuren der bereits erwähnten Zerstörung trug, aber in seiner nächsten Nähe keine Ruinen aufzuweisen hatte. Auf der anderen Seite des kleinen Flüßchens zeigte mir mein freundlicher Wirth endlich zwei Kirchen, denen man das hohe Alterthum ansah, obwohl sie noch ziemlich erhalten waren und die eine selbst noch benutzt wurde.

Fünftes Kapitel.

Das Quellengebiet des Alasan und der Jora.

Lälisturi. — Allawerdi. — Die Sage. — Das Albaner Feld. — Die Thuschen. — König Leon. — Matan. — Fürst Schelako-Schwili. — Erntefest. — Die lesghische Räuberstraße. — Thianethi. — Pschawen und Chefßuren. — Das enge Thal der Jora. — Der Gau Erzo. — Freundliche Senner. — Lesghische Räuber. — Muchrawan. — Tiflis.

Am andern Morgen reis'te ich wiederum, nachdem der Natzewall ein, auf seine Weise vorzügliches, Frühstück hatte zubereiten lassen, weiter. Meine Richtung blieb immer die gleiche. Derselbe fruchtbare Boden setzte sich ebenfalls noch weiter fort und war ebenso gut angebaut. Weinbau ist auch hier die hauptsächlichste Beschäftigung der Bewohner. Außerdem wurde viel Hirse gebaut. Sie war eben reif und daher wohl erst sehr spät

ausgesäet; ferner sah ich Aleppo-Hirse (Sorghum Halepense) angebaut und wild. Die Grusier nennen die letztere Päde, die Tataren hingegen Dari. Man benutzt die Fruchtrispen, indem mehrere zusammengebunden werden, wegen ihrer steifen Style als Besen, aber auch als Bürste für Kleider. Das junge Stroh und die Kerner fressen aber die Pferde gern.

Es war Sonntag und kein Mensch begegnete uns. Dazu kam noch, daß es bald außerordentlich heiß wurde und mein Thermometer mir nicht weniger als sechsundzwanzig Grad R. zeigte, gewiß für die hohe Gegend, in der ich mich befand, außerordentlich viel. Wir durchritten alsbald die Lepota, einen der Quellenflüsse des Alasan, und verzehrten in dem großen und reichen Dorfe Napareul einige Weintrauben. Dabei erfuhren wir, daß eine Stunde entfernt, bei dem Dorfe Läliskuri, noch andere Ruinen sich vorfänden. Als ich jedoch dahin kam, sah ich nur eine sehr kleine und hübsche Kirche, die allerdings auf Alterthum Anspruch machen konnte. Noch mehr gefiel mir eine andere aus der neuesten Zeit. Der anhaltenden Hitze halber rastete ich ein Paar Stunden in dem nahen und großen Dorfe Pschaweli.

Gegen Abend wendeten wir uns südlich nach der jenseit des Alasan befindlichen berühmten Kirche Allawerdi. Sie liegt, wie alle dergleichen wichtigen Gebäude, mitten in einem von einer festen und starken Mauer umgebenen Raume und kann sehr leicht gegen etwaige Ueberfälle, von Seiten der Lesghier, vertheidigt werden. Alle anderen Gebäude, die sich hier noch vorfanden, waren Ruinen und gaben das gewöhnliche traurige Bild vom Ende alles Schönen und Großartigen in Asien. Am meisten war noch, auf der Südseite, die wahrscheinliche Wohnung des Erzbischofs, oder vielleicht auch der älteren Könige Kachiens, die bisweilen in Allawerdi einen Theil des Herbstes zubrachten, erhalten. Dieses einst gewiß großartige Gebäude erstreckt sich bis an die Mauer, oder wurde vielmehr dieser angebaut. Ein Theil mochte auch zu gleicher Zeit als eine Art Bastei benutzt worden sein; leider sind aber die oberen Räume bereits eingefallen. Jetzt sieht man nur noch das Erdgeschoß und ein Stockwerk. Das erstere enthält starke Mauern, und besitzt nach der Außenseite eine Reihe runder, ungefähr zwei Fuß im Durchmesser enthaltender, Löcher, die vielleicht weniger als Fenster benutzt wurden, als vielmehr zu Schießlöchern. Außerdem zerfällt es in eine Menge kleinerer und größerer Räume,

die ohne Zweifel zum Theil der Dienerschaft angewiesen waren, zum Theil auch wohl als Wirthsschaftsräume benutzt wurden.

In das Stockwerk gelangt man, vom Hofe aus, auf einem angebauten, ziemlich bequemen und breiten Wege und zwar zunächst in ein großes saalähnliches Zimmer, was ebenso wie die, das eine links und die beiden andern rechts, anstoßenden Räume, ein Viereck bildet und wegen seiner Genauigkeit und Regelmäßigkeit gar nicht an asiatische Gebäude erinnerte. Es kam noch dazu, daß auch schöne große Fenster, wie ich sie nirgends in Asien gesehen habe, vorhanden waren. Eine Galerie führte, nach dem Hofe zu, rings herum und verband alle oberen Räume mit einander.

Die Kirche ist noch ganz gut und wird auch benutzt. Sie ist unbedingt die größte, welche ich, nächst derjenigen, die ich, aber leider zerstört, in der Citadelle von Kutais in Imerien gesehen habe, und besitzt eine Länge von 165 Fuß. Sie weicht wesentlich von den grusischen und armenischen Kirchen der Art ab, indem sie ein länglich-viereckiges Gebäude bildet, was nur durch die in entgegengesetzter Richtung längliche Kuppel eine Art Kreuz besitzt und dadurch sich wiederum einigermaßen den einheimischen Kirchen nähert. Durch eine Vorhalle, die später angebaut wurde, gelangt man von Westen zur Hauptthüre, durch die man endlich in das Innere kommt. Die Mitte ist gewölbt und führt zum hohen Kuppelraume, über den hin das Allerheiligste beginnt und der etwa ein Drittel der Länge des eigentlichen hundert Fuß langen Schiffes besitzt. Auf beiden Seiten desselben befindet sich eine Sakristei, zu der aber der Weg durch eine Thür vom Kuppelraume aus, und zwar zunächst durch eim kleines Vorzimmer führt.

Auf der einen Seite des einundachtzig Fuß breiten Kuppelraumes ist das Grabmahl des Erbauers, der einer der sogenannten dreizehn Heiligen des Landes gewesen sein soll und den Namen Joseb (d. h. Joseph) führte; der übrige Theil des Schiffes wird auf den Seiten durch zwei dicke Mauern von dem Kuppelraume geschieden, während zwei andere (eine auf jeder Seite bis zur gewölbten Mitte reichend) zwei auf jeder Seite befindliche und einander gleiche Räume von einander trennen. Auf diesen Mauern ruht rechts und links ein abgesonderter Raum, die beide durch eine Galerie in Verbindung stehen und früher, zum Theil auch jetzt

noch, als besondere Kirchen benutzt wurden. Aus dieser Ursache beträgt die Höhe des Schiffes an den Seiten kaum die Hälfte derjenigen, welche in der Mitte bis an das gewölbte Dach vorhanden ist.

Die Hauptkirche führt den Namen: Kirche des gekreuzigten Heilandes, während von den beiden oberen, die, welche noch im Gebrauch ist, dem heiligen Georg gewidmet wurde. Die Wände sind jetzt weiß, während sie sonst allerhand schlechte Bilder, aus dem Leben Jesus und grusischer Heiligen enthielten. Im Allerheiligsten sind in der neuesten Zeit von Seiten der Russen Bilder angebracht, die ebenfalls nicht besser sein mögen, als die, welche man überstrichen hat.

Ueber ihre Erbauung herrscht hier eine Sage, die mir ein Priester mittheilte. Ein Mönch sei nämlich einmal auch hierher gekommen, um den hiesigen Bewohnern das Evangelium zu predigen. Lange hatte er keinen Erfolg, ja er war sogar vielen Verfolgungen ausgesetzt. Eines Tages erflehte er vom Himmel, daß dieser ihm ein Zeichen seines Beifalls geben solle. Da flog plötzlich eine weiße Taube von oben herab und setzte sich dicht neben ihm nieder. Ein Bewohner des Landes ergriff sein Schwert, um das Sinnbild des heiligen Geistes zu tödten, stand aber doch ab. Da zog ein Anderer das seinige. Als er aber eben der Taube den Todesstreich versetzen wollte, erstarrte ihm für immer der ruchlose Arm. Ob dieses Wunders strömten eine Menge Leute herbei und ließen sich taufen. An der Stelle, wo die Taube gesessen, wurde später eine Kirche erbaut, welche deshalb den Namen „Allawerdi, das heißt (im Türkischen): Gott hat sie gegeben" erhielt.

Im Verlaufe der Zeit haben Könige und Fromme ihr Manches vermacht, so daß sie jetzt eine jährliche Einnahme von gegen zehntausend Rubeln besitzen soll. Das Geld wird aber zum großen Theil zu anderen kirchlichen Zwecken verwendet; dabei versäumt man leider die durchaus nöthigen Reparaturen an der Kirche selbst vorzunehmen, so daß diese einmal über Nacht plötzlich einstürzen könnte. Ein Priester derselben erhielt nur eine jährliche Besoldung von achtzig Rubeln (gegen sechsundachtzig Thaler).

Am anderen Morgen setzte ich wiederum über den Alasan, um das Albaner Feld zu besichtigen. Schon der Name war mir interessant genug, um dieser Gegend wenigstens eine geringe Aufmerksamkeit zu widmen. Es ist das einzige Ueberbleibsel, was an das nur dunkel von den Römern

beschriebene Volk der Albaner erinnert. Die Frage, wo ist dieses tapfere Volk hingekommen, und wie hat sich ihr Name gerade hier auf dem beschränkten Raume erhalten? liegt zwar sehr nah; ich will aber Anderen, die mehr in die Geschichte dieses Landes eingeweiht sind, die Beantwortung überlassen.

Auf dem Albaner Felde bringt jetzt ein Theil des Bergstammes der Thuschen im Frühling und im Winter mit seinen großen Heerden zu. Es freute mich, wenigstens einen Theil dieses tapferen Völkchens kennen zu lernen, was, besonders von den Lesghiern, so sehr gefürchtet wird. Vor ein Paar Jahren schlugen die Thuschen einen Ueberfall der Anhänger Schamil's mit Erfolg zurück, und tödteten sogar den Anführer Mohamed Achti. Um Rache zu nehmen, kamen die Lesghier im vorigen Jahre wieder, belagerten ein Dorf, wurden aber ebenfalls glücklich zurückgeworfen. Man kann sich denken, daß die Thuschen unter solchen Verhältnissen den Russen von großem Gewichte sind, und daß man von diesen aus Alles thut, um jene noch mehr an sich zu fesseln. Sie bestehen aus tausend Familien, die vier Verbrüderungen bilden und ihre Wohnsitze im Sommer an den Quellen des Koißu und Alasan besitzen. An dem letzteren ziehen sie sich bis an das Albaner Feld herab.

Die Thuschen (Thuscheten), welche ich sah, hatten eine mittelmäßige Gestalt, aber einen sehr starken Knochenbau. Ihre Gesichtszüge erschienen zwar sehr markirt, waren aber sonst regelmäßig. Auch bei ihnen ist, wie es bei den Ameriern der Fall ist, die Nase häufig gebogen. Die Augen sind rund, mehr klein als groß und besitzen einen stechenden Blick.

Die Sage geht auch, daß König Leon hier Hof gehalten habe. Eine Menge Ruinen, meist jedoch ohne Bedeutung, sollen noch aus jener Zeit stammen. Man zeigte mir die Stelle, wo der ritterliche König, wenn er einen Feldzug unternahm, seine Mannen zusammenrief, oder irgend eine Versammlung hielt, um über das Wohl des Landes zu berathen. Die Ruinen, welche das Schloß des Königs dereinst zum Theil vorstellten, ließen nichts Bestimmtes mehr unterscheiden. Besser sind einige zerstreut stehende, aber kleine Kirchen, zum Theil erhalten, die sämmtlich in echt grusischem Style, das heißt im gleichschenkeligen Kreuze erbaut waren. Den Platz ringsum ein solches Gotteshaus hatten die Thuschen als Gottesacker benutzt. Auf den Gräbern lagen dicke Baumstücke, denen man die rohe Form eines Sarges gegeben hatte.

Mit dem Albaner Feld schließt, wenigstens im Norden, die Ebene, indem ein Gebirgsarm sich dicht bis an den Fluß vorschiebt. Auf ihm sieht man noch einige Befestigungen aus uralter Zeit und das armselige Dorf Baktriani. Dahinter öffnete sich wieder eine Art Kessel, der, fast von allen Seiten von hohen Bergen umgeben, einen schönen Anblick darbot. Auf der einen Seite des Alasan lag das Dorf Chorbalo und wurde von zwanzig Familien der Kisten, eines anderen und im Kaukasus uralten Volkes, bewohnt. Meinerseits wendete ich mich wiederum auf die andere Seite des Alasan und zwar nach Matan, wo ich bei dem Kreishauptmann und Gouverneur der drei Gebirgsstämme: der Thuschen, Pschawen und Cheffsuren, dem Fürsten Schelako-Schwili, der sich aber jetzt als Schelakajeff russificirt hat, eine sehr freundliche Aufnahme fand. Durch ihn hoffte ich tiefer in die Gebirge eindringen zu können.

Leider ging mein Wunsch aber nicht in Erfüllung. Der Fürst versprach, seinerseits alles Mögliche zu thun, machte mich aber gleich Anfangs auf die Gefahren aufmerksam. Er berief einige der Angesehensten der Pschawen und Thuschen und stellte an sie das Verlangen, mich in das Hochgebirge zu führen, jedoch unter der Bedingung, daß sie mich glücklich wieder zurückbrächten. Die guten Leute, denen ich außerdem als Arzt willkommen war, versprachen zwar das Möglichste zu meinem Schutze zu thun, vermochten aber unmöglich in solchen besonders ungünstigen Zeiten alle Gefahren abzuwenden. Der Fürst selbst zuckte die Achseln und rieth mir ab. Er hielt es meinerseits schon für Kühnheit, daß ich mich bis hierher gewagt hätte.

Es wurde gerade Ernte gehalten und gegen hundertundvierzig Menschen: Männer, Frauen und Kinder, hatten sich eingefunden, um ihren Herren das Getreide zu schneiden, zu binden und nach Hause zu bringen. Es ist dieses eine Frohne, welche bei uns noch vor wenig Jahren ganz gewöhnlich war und keineswegs, trotz aller Nivellationen, ganz abgeschafft ist. Die fürstliche Familie war gegenwärtig und ermunterte durch ihre Anwesenheit zur Arbeit. Das Ganze hatte übrigens weit mehr das Ansehen eines Festes oder eines gemeinschaftlichen Spieles, an dem eben fast ein paar hundert Menschen Antheil nahmen. Die Arbeit erschien zwar gut vertheilt und ging rasch von dannen; aber an eine Ordnung, wie wir sie bei uns gewöhnt sind, war keineswegs zu denken. In der Regel schnitten je

zwei in einer geraden Linie; die, welche anfingen, gingen mitten durch das Weizenfeld und traten damit auf den Seiten die Halme nieder. Aber außerdem blieb wiederum Manches stehen, oder wurde beim Wegtragen oder Zusammenbinden verloren, sodaß man beim Einernten gut und gern ein Zehntel, wenn nicht ein Achtel Verlust annehmen konnte.

Wohin man blickte, herrschte Fröhlichkeit, die durch allerhand lärmende Musik, besonders durch einige Dudelsäcke, erhöht wurde. Außerdem ließ noch Jeder seiner Lustigkeit und Ausgelassenheit freien Lauf und sang oder schrie vielmehr, unbekümmert um seinen Nachbar, vor sich hin, während dieser vielleicht gerade aufjauchzte. Zum Schneiden hatte man Sicheln, welche wie ein Yatagan gekrümmt waren und sämmtlich, ziemlich alle Stunden und zu einer und derselben Zeit, von Neuem geschärft wurden. Damit stand ein allgemeines Wassertrinken in Verbindung. Um viel fassen zu können, hatten Die, welche zusammentrugen, sich an den vierten und fünften Finger Hölzer angebunden, durch die ihr Griff eine Vergrößerung erhielt.

Das Mittagsmahl war in der That ein Fest, was mich wahrhaft erfreute und mir unendlich wohl that. So eine Frohne hatte keineswegs das Gehässige, wie wir es bei uns in Deutschland noch zu Anfange dieses Jahrhunderts hier und da kannten. Unter schattigen Bäumen lagerte man sich und jeder Arbeiter erhielt seine Schüssel mit genügendem Fleische, gebratenem Käse und Brot. Wein wurde beständig und in reichlicher Fülle herumgereicht.

Auch die fürstliche Familie aß im Freien. Im Schatten eines prächtigen Nußbaums wurde zu diesem Zwecke ein großes buntes Tuch ausgebreitet. Jedermann setzte sich mit untergeschlagenen Beinen rund herum und erhielt einen eigenen Teller. Bis dahin hatte es die Cultur schon hier gebracht. Der Anfang wurde mit einem guten und ungemein porösen Käse gemacht, dem rohe Gurken folgten. Hierauf kamen der Reihe nach eine Art Hühner-Ragout, Hammelfleisch, Fisch und endlich verschiedene Braten. Dazwischen wurden allerhand gewürzhafte Kräuter, als: Pras (wilde Laucharten), Kagwi (Allium fistulosum), Neachuli (Sellerieblätter), Kondari (Bohnenkraut), Neowanti (Wassermünze) und Bidna (grüne Minze) gegessen, um sich stets bei Appetit zu erhalten. Das Brot (Schodi) war hier nicht so dünn, als es sonst in Transkaukasien gewöhnlich ist und

dessen Bereitung schon früher (S. 100) angegeben wurde, denn es besaß bei vier bis sechs Zoll Breite eine Länge von zwei Fuß. An dem einen Ende war es dicker und hatte ziemlich einen Zoll Stärke, wurde aber allmälig nach dem andern zu dünner.

Daß es auch hier nicht an Wein fehlte, versteht sich wohl von selbst. Er wurde in etwas flachen und mit einem langen Stiel versehenen Gefäßen von Silber (Kasarbeschi), die unserm gewöhnlichen Schöpfköllen glichen, gereicht. Außerdem hatte man noch Steinbockhörner (Ganz) mit oft prächtiger Arbeit und in Silber gefaßt. Endlich bediente man sich auch, namentlich für solche, die gern viel trinken, eiförmiger oder runder Gefäße von Holz, die in eine ziemlich enge Röhre ausliefen, damit man auf einmal nicht zuviel trinken konnte. Diese nennt man Gula. Aus diesem Worte haben Russen und Deutsche den in ganz Grusien gebräuchlichen Ausdruck „Gulaien, das heißt wacker Trinken oder Schwärmen," gebildet.

Mein freundlicher Wirth gehörte zu den ältesten Familien Grusiens und besaß einen Stammbaum, der achthundert Jahre hinaufreichte. Ihre Wohnsitze sind immer hier gewesen und zu allen Zeiten haben sie eine gewisse Suprematie über die benachbarten Bergvölker ausgeübt. Der Großvater des jetzigen Fürsten verband sich in dem blutigen Streite zwischen den erblichen Gaugrafen des Ksan und der Aragua mit dem Ersteren und trug zur Vertreibung des Letztern wesentlich bei. Dafür erhielt er auch dessen Besitzungen. Er erbaute die Befestigungen von Duscheth auf der jetzigen großen Militairstraße, sowie die befestigte Residenz hier in Matan. Diese letztere ist bequem eingerichtet und erinnert zum Theil an die Wohngebäude unserer frühern Ritter, nur daß sie in der Ebene liegt und von einer einfachen, keineswegs sehr starken Mauer umgeben ist. Die Lage kann nicht schöner gedacht werden. Ringsherum zogen sich zum Theil bewachsene Berge und romantische Felsenpartien, während im Hintergrunde einige mit ewigem Eis und Schnee bedeckte Gipfel hervorragten.

Wenn es auch nicht möglich war, das Quellengebiet des Koißu und Alasan unter obwaltenden Verhältnissen zu besuchen, so unternahm ich es doch, über das Gebirge von Kach oder Gamora zu gehen, um das Quellengebiet der Jora näher kennen zu lernen. Mein freundlicher Wirth gab

mir einige zuverlässige und hinreichende Leute mit, um zunächst nach dem Gebirgsgau Thianethi zu gelangen. Das eben näher bezeichnete Gebirge, was sich zwischen den Flüssen Alasan und Jora in südöstlicher Richtung hinzieht und später weit unbedeutender geworden, unter dem Namen Ziwi, Kachien im Süden scheidet und bereits mehrmals genannt wurde, besteht aus Jurakalk, ist zum großen Theil mit Laubholz bewachsen und schließt eine Menge Schluchten und schwer zugänglicher Stellen ein. Aus dieser Ursache und weil Ausläufer von ihm sich ziemlich bis in die Nähe von Tiflis erstrecken, hatten es, namentlich früher, räuberische Lesghier und Kisten auserlesen, einestheils um in den weiter unten auf beiden Seiten liegenden fruchtbaren Ebenen und Thälern Räubereien zu begehen, anderntheils aber um Sclaven, das heißt Männer, Frauen und Mädchen, die irgend wo geraubt waren, von hier aus über den Kur und nach Achalzich, dem großen Sclavenmarkte, zu bringen. Daß mit der Abtretung dieser gewichtigen Stadt auch der Menschenhandel wenigstens von dieser Seite aufhörte, ist schon früher gesagt. Nichtsdestoweniger dauerten aber die Räubereien bis in die neueste Zeit fort und ich mußte alle Vorsicht anwenden, um nicht noch am Ende meiner orientalischen Reisen mein Hab und Gut zu verlieren.

Den Nachmittag reis'te ich ab und trat alsbald in dem Gebirge ein, das über und über mit Bäumen, hauptsächlich Rothbuchen, bedeckt war. Uns that der kühle Schatten gegen die wahrhaft brennende Hitze des Thalkessels unendlich wohl. Wir verfolgten im Anfange den Lauf des Ilto, eines Quellenbaches des Alasan, bis zur Höhe der Wasserscheide. Allenthalben waren Wächter (Karauls) ausgestellt, die Nachricht von den Lesghiern, die sich etwa aus ihren Hochthälern durch diese Waldungen in die Ebenen schleichen wollten, geben mußten. Ist dieses geschehen, so läßt man sie ungestört weiter ziehen, versperrt ihnen aber den Rückweg. Es giebt nämlich nur sehr wenige Stellen, über die es möglich ist, nach dem Hochgebirge zu gelangen. Diese kennen die Bewohner der hiesigen Gegend ebenso genau, als die Lesghier selbst, und begeben sich alsbald dahin, um den Räubern in einem sichern Versteck aufzulauern. Oft warten sie daselbst mehrere Tage, ehe die Lesghier, nichts ahnend und in der Regel mit Beute beladen, heimkehren, um ergriffen zu werden. Alle Jahre werden auf diese Weise mehrere Räuber eingefangen.

Gegen Abend langten wir in einem schönen, etwas sumpfigen Hochkessel an und zogen alsbald in der alten Veste Thianethi ein. Ein Zimmer der Burg wurde mir angewiesen. Hier ist eigentlich der Sitz des Kreishauptmanns, der jedoch vorgezogen hat, auf seiner Burg in Matan zu bleiben, von Zeit zu Zeit herüberzukommen und sonst die Geschäfte seinem Secretair, einem Russen von Geburt, zu überlassen. Das mag auch recht gut sein in einer Gegend, wo die Vielschreiberei der Bureaus noch keinen Eingang gefunden hat und das Meiste mündlich abgemacht wird.

Thianethi hat eine reizende Lage, die mich einigermaßen an einige Stellen im Thüringer Walde, besonders an die Kessel von Reinhardsbrunn und Wilhelmsthal erinnerte, nur war Alles hier großartiger. Um einen Begriff von der hohen Lage des Quellengebietes der Jora zu geben, wird es genügen, wenn ich mittheile, daß die Gerste, welche hier gebaut wurde, noch ganz grün war und kaum erst geblüht hatte. Die hier garnisonirenden Soldaten meinten, daß es im Winter ebenso kalt sei, als bei ihnen im Norden. Das frische Grün der Waldwiesen, durch die die Jora mit ihrem krystallhellen Wasser in mehrern Armen floß, erfreute mich unendlich mehr, als die bereits vertrockneten und mit kärglicher Vegetation bedeckten Felder und Ebenen Kacheth's, wie ich sie im Anfange dieses Ausfluges gesehen hatte. Die Höhen, welche den kaum anderthalb Stunden im Durchmesser enthaltenden Kessel einschlossen, schienen in der Nähe nicht hoch zu sein. Nach Norden hingegen wurde der Anblick großartiger; denn dort erhoben sich die prächtigsten grünen Matten, aus denen wiederum gewölbte Kuppen und mächtige Felsen emporragten. An den letztern zogen sich hier und da einige Schneestreifen herab.

In dem Gebirge, und zwar am Quellengebiete der Aragua und in dem eines Quellbaches des Terek, wohnen die sogenannten Pschawen und Cheffßuren, während weiter östlich die ebenfalls schon erwähnten Thuschen ihre Wohnsitze haben. In der neuesten Zeit hat man den Theil der großen Militairstraße, welche über den Hauptrücken des kaukasischen Gebirges führt, durch die Thäler der zuerst genannten Stämme gelegt. Pschawen und Cheffßuren haben bei Weitem nicht den guten Ruf, wie die Thuschen, und stehen diesen auch hinsichtlich der Tapferkeit und des edlen Sinnes nach. Sie scheinen ein Gemisch der Oßen und Kisten zu sein, sich aber den ersteren doch mehr zu nähern, während die Thuschen wohl ur-

sprünglich Grusier sind und sich ebenfalls zur christlichen Religion bekennen. Die Pschawen und Cheffßuren haben eigentlich wie die Oßen gar keine Religion. Man giebt sich deshalb sehr viele Mühe, sie ebenso, wie diese, ohne Weiteres zu griechischen Christen zu stempeln. Die Priester, welche man ihnen sendete, haben sie aber immer wieder weggejagt. Jetzt macht der Kreishauptmann jährlich in Begleitung eines Priesters eine Reise zu ihnen, wobei reichlich Wein und Branntwein vertheilt wird; in religiöser Hinsicht mag jedoch dadurch außerordentlich wenig gewonnen werden. Der Priester, den ich sah, schien mir auch gar nicht dazu geeignet, Ehrfurcht zu erwecken, denn sein schmuziges Aeußere hätte mich wenigstens mehr abgeschreckt, einem solchen Manne mein Zutrauen zu schenken. Leider war ich gezwungen, mit ihm zu speisen und sah, wie er die Weinkelle über Alles liebte.

Am andern Morgen reis'te ich wiederum ab und schlug eine südliche Richtung längs der Jora ein, um endlich wiederum den Rückweg nach Tiflis anzutreten. Bald nahmen uns dichte Wälder auf. Der Weg war zwar beschwerlich, aber schön, und führte uns immer der laut murmelnden Jora entlang. Der prächtigste blaue Himmel, wie man ihn sich nur denken kann, hatte sich über uns gewölkt; die Sonne hingegen entsandte bisweilen einige ihrer im feurigen Gelb blitzenden Strahlen durch das bräunliche Dunkelgrün der leise sich bewegenden Blätter der Rothbuchen und Erlen.

Das Thal wurde alsbald zu eng, um in ihm unsern Weg fortzusetzen; wir erstiegen deshalb eine Höhe und gelangten über diese in ein liebliches Thal von nicht bedeutender Ausdehnung, was aber ebenfalls mehr kesselartig war und den Gau Erzo bildete. Zahlreiche Dörfer lagen an dem allmälig aufsteigenden Rande, während um den Bach, der sich alsbald in die Jora ergießt, schöne Wiesen und Getreidefelder sich befanden. In einem hübschen Dorfe, Sachtrani mit Namen, machten wir Halt und wechselten unsere Pferde. Wiederum ging es vorwärts quer durch den Thalkessel von Erzo nach der gegenüberliegenden Höhe. Längs der Jora war es auch hier nicht möglich, weiter zu gehen; so stiegen wir ab und kletterten mehr, als daß wir gingen, den Berg hinauf. Es waren allenthalben wunderhübsche Buchen vorhanden, die, Säulen gleich, sich gerade in die Höhe erheben. Nur hier und da, besonders an Felsen und Abhängen, war einiges Untergehölz, hauptsächlich Stechpalme (Ilex) und Azalea

bemerkbar. Immer höher ging es; damit wurden die Bäume niedriger, bis sie endlich ganz und gar verschwanden und prächtige Matten an ihre Stelle traten.

Hirten waren hier mit ihren Heerden und forderten uns auf, die Nacht bei ihnen zuzubringen, weil uns sonst dieselbe im tiefen Walde überraschen möchte. Wir nahmen das freundliche Anerbieten an und waren glücklich, frische Milch zum Abendbrote und am andern Morgen auch zum Frühstück zu erhalten. Mein Aufenthalt auf dieser Höhe erinnerte mich lebhaft an die Schweiz, wo ich auch häufig in den höchsten Alpen bei eben so freundlichen Sennern die Nächte zugebracht hatte. Die Hirten waren aber mit ihren ganzen Familien hier und wohnten in kleinen, mit Buchenrinde bedeckten Hütten. Eine Meute großer Huude bewachte des Nachts Menschen und Vieh.

Am andern Morgen ging es drüben wiederum hinab. Wir waren auch hier gezwungen, mehr zu gehen, als zu reiten, und gelangten endlich, über eine prächtige Matte von Neuem in das Thal der Jora, was sich hier mehr erweitert hatte. Drüben auf jenem Ufer stand auf steilem, aber geräumigem Felsen die Burg Bodschorma, von der aber nur noch die Ringmauern und einige Bausteine zu sehen waren. Ihre Erbauung verliert sich in der ältesten Zeit Grusiens, denn die Sage geht, daß die Gemahlin des Kachos, eines Sohnes von Karthlos, des ersten Königs von Grusien, sie schon erbaut habe. Hier war die Grenze des alten Kachiens, was eigentlich nur aus dem oberen Thale der Jora bestand. Weiter südlich und westlich lagen die Besitzungen eines anderen Sohnes des Karthlos, des Stammvaters der grusischen Könige, nämlich des Kuchos, nach dem diese auch den Namen Kucheth erhielten.

Im Thale stand, anstatt der schlanken Buchen, allerhand Gebüsch, was uns die Fortsetzung der Reise ungemein erschwerte. Plötzlich hielten die Führer unseres Zuges an, denn drüben auf der anderen Seite gewahrten sie bei den Ruinen einer Kirche mehrere bewaffnete Männer, die die lesghische Kleidung trugen. Noch hatten sie uns nicht bemerkt, denn sonst möchte wohl mein Gepäck am längsten mein gehört haben. In aller Stille zogen wir uns in das dichteste Gebüsch zurück und beriethen, was zu thun sei. Der Rückweg war eben so precär als die Fortsetzung der Reise. Wir setzten unsere Gewehre in den gehörigen Vertheidigungsstand; um meine

europäische Kleidung zu verbergen, holte ich eine Lesghiermütze, die ich in Derbend gekauft hatte, hervor, und hing eine sogenannte Burke, einen kaukasischen Filzmantel, um. So ging es nun, so gut als es eben gehen wollte, vorwärts. Zum Glück hatten wir bis zum Ende des Waldes nicht mehr weit und waren, dort angekommen, sehr erfreut, mit heiler Haut davongekommen zu sein. Die russische Militaircolonie Muchrawan steht nicht weit von dieser Stelle; absichtlich hat man sie hierher verlegt, um damit den Lesghiern zu imponiren.

Ohne Weiteres ritt ich, wie ich war, zu den Oberst Nolte und brachte noch einige Tage in einer der liebenswürdigsten Familien, die ich auf meiner Reise kennen gelernt hatte, zu. Hier erfuhr ich über den großen Kriegsschauplatz, daß man, trotz aller Anstrengungen, nicht vermocht habe, Awarien den Händen Schamil's zu entreißen. Seitdem haben aber, wie im Anfang berichtet, alljährlich wiederum Feldzüge, und zwar zum Theil mit ganz anderen Hilfskräften stattgefunden, ohne daß man nur einen Schritt vorwärts gekommen wäre.

Nachdem ich mich so in angenehmer Gesellschaft von meiner zwar kurzen, aber doch nicht weniger anstrengenden Reise nach dem Kriegsschauplatze einigermaßen erholt hatte, reis'te ich nach dem nahen Tiflis zurück, und kam daselbst, zur großen Freude meiner Freunde, nach fast dreiwöchentlicher Abwesenheit, wiederum an.

Druck von Fr. Nies in Leipzig.

[illegible]

[illegible] mußte, einen [illegible]
[illegible] als [illegible] gelten wollte,
[illegible] nicht mehr
[illegible]
[illegible]
[illegible] dieser Sache [illegible]
[illegible].

[illegible] man, [illegible]
[illegible] einige Tage in einer [illegible]
und meine Kräfte [illegible]
[illegible] man, trotz aller Anstrengungen, [illegible]
[illegible] des [illegible] zu entrichten. [illegible]
die Stimmung [illegible]
und dann [illegible]
[illegible] worden wäre.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] an.

Letztes Bl. beschädigt!

/ Curzon, A. / Koch, Karl Heinrich Emil,

Die Kaukasischen Länder und Armenien in Reiseschilderungen

Leipzig 1865